P. o. germ. 1919 r (2 Wendt

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat . .	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . .	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

I II

23328,a.
dpl

Jarolasch.

Zweiter Theil.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Bernays, Isaak, Schief Levinche mit seiner Kalle, oder polnische Wirthschaft. Ein komischer Roman . . .	1	15
Falkson, Ferd., Giordano Bruno	1	15
Freese, H., die Prinzessin von Ahlden	1	15
Grün, Albert, deutsche Flüchtlinge. Ein Zeitbild . .	1	—
Gutzkow, *Dr.* K., Novellen. 2 Bände.	3	—
— Seraphine. Ein Roman.	1	20
Halfern, A. von, der Squire. Ein Bild aus den Hinterwäldern Nordamerikas. 2 Theile	2	—
Jerrmann, Ed., die Jüdin von Toledo. Historische Novelle	1	10
Lewald, A., Gorgona. Bilder aus dem französischen Mittelalter. 2 Theile	2	—
— Novellen. 3 Theile	4	15
— Schattirungen. 2 Theile	2	20
Luftschlösser. Vom Verfasser des Schief Levinche . . .	1	15
Meißner, Alfred, der Pfarrer von Grafenried. Eine deutsche Lebensgeschichte. 2 Bände	3	—
— Heinrich Heine. Erinnerungen	1	15
Oettinger, E. M., *Panaché.* Dreifarbige Novelettes. 2 Bände	2	20
— Der confiscirte Eulenspiegel. 2 Bände	3	—
— *Eau de mille fleurs.* Ein Pariser Roman. 2 Bände .	2	20
Schefer, Leopold, die Sibylle von Mantua. . . .	1	15
Schiff, *Dr.* H., Glück und Geld. Eine Novelle . . .	1	—
— Gevatter Tod. Eine Märchen-Novelle. 2 Theile . .	3	—
Spring, R., die beiden Warrick. Novelle aus dem amerikanischen Leben. 2 Theile	3	—
Waise, die, von Tamaris. Eine Tanznovelle vom Verfasser des Schief Levinche	1	15
Waldau, Max, Aus der Junkerwelt. 2 Theile . . .	3	—
— Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. 3 Theile. Zweite Auflage	4	15
Wangenheim, F. T., der Mönch. Historischer Roman. 3 Theile	4	10
— Die Luftschiffer. Novelle aus dem Schattenreich . .	1	10
— Die Schwertler von Zürich. Historischer Roman. 3 Thle.	3	—
Weerth, George, Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski	1	10
Weisser, A., der Blinde und sein Sohn. 3 Theile . .	4	—
— Die Züricher Mordnacht. 2 Theile	2	15
— Schubart's Wanderjahre. 2 Theile	2	15

Jarolasch.

Episoden

aus dem Leben in Rußland

von

Dr. Richard Wendt.

Lindauer'sche Bibliothek.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1858.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

In den

Russischen Ostseeprovinzen.

Inhalt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erste Episode.

Gesellschaftlich.

I.

Es ist Nacht. Grauer Himmel lagert über der Stadt Dorpat. Wir führen den Leser in ein schmales, hohes Haus am Marktplatze. Ein langer Saal öffnet sich vor uns; im Hintergrunde drei Fenster, die schmutzigrothe, schlecht drappirte Gardinen verdecken; über den Eingangsthüren ein Balkon; an den Seiten zwei Reihen Spieltische, von Stühlen umstellt. Die Luft ist schwer, trübe schimmern die herabgebrannten Lichter, die auf einem Spieltische stehen, durch das Dunkel. Am Eingange sitzt ein müder Kellner, dreht gähnend von Zeit zu Zeit den Kopf nach dem Spieltische, dehnt sich, reckelt sich, brummt, und kauert auf seinem Stuhle wieder zusammen, halb wachend, halb schlafend.

Um den Spieltisch herum sitzen sechs Männer, der jüngste höchstens fünfundzwanzig Jahre alt, der älteste fünfunddreißig. Ein Haufen verdeckter Karten liegt wirr durch einander auf dem Tische; jeder

Spieler hat einen Theil des grünen Tuches in seine Rechentafel verwandelt, auf der er sein Conto einträgt. Einer nach dem andern hat die Taille, giebt den Spielern eine verdeckte Karte, sich zuletzt. Die Vorhand proponirt, nachdem sie die Karte besehen. „Fünf" bietet sie; „fünfundzwanzig" bietet Nr. 2. Nr. 3 wirft die Karte weg; Nr. 4 sagt „fünfzig." Alle werfen die Karten auf den Tisch, mit Ausnahme von Nr. 2 und 4. Nr. 2 wählt von den Karten aus dem Haufen eine, hält sie dem Abziehenden hin, empfängt verdeckt eine zweite, öffnet sie behutsam, langsam, und legt sie offen auf den Tisch. „Hundert," bietet er nach einer Pause. Nr. 4 überlegt, studirt die Gesichtszüge seines Gegners, der starr auf die gekaufte Karte blickt. Kein Zucken verräth sein Spiel. „Was kann er haben — eine Fünf liegt auf dem Tische — er hat fünfundzwanzig angeboten — hatte er carte carrée, so giebt das 10 —" so berechnet Nr. 4, und „Hundertundfunfzig" bietet er und prüft, ob das erhöhte Gebot keine Wirkung mache. Nr. 2 dreht die verdeckte Karte hin und her, als überlege er, ob sie so viel werth sei; aber sein Entschluß ist längst gefaßt. „Wie viel hast du Rest?" frägt er in gleichgültigem Tone. Nr. 4 rechnet schnell zusammen — 1125 — lautet die Antwort. Nr. 2 kraut sich in den Haaren — „Deinen Rest," sagt er plötzlich, als habe er ein Ungeheures gewagt. Nr. 4 stutzt; die Blicke der Mitspielenden hangen an ihm, aber keiner giebt einen Rath, noch frägt er nach der verdeckten Karte. Nr. 4 greift in

den Kartenhaufen, zieht ein Blatt — es ist Coeur; er wirft es hin, zieht ein zweites — wiederum coeur; zum dritten Male frägt er das Orakel, und zum dritten Male ist es günstig. „Mein Rest geht," sagt er muthig, und hält schon die Hand hin, um eine zweite Karte vom Abziehenden zu empfangen. Aber ruhig deckt Nr. 2 sein verdecktes Blatt auf — es ist eine Zehn — „Quinze", sagt er, und beginnt seine Rechnung zu machen. Nr. 4 hat seinen Rest verloren!

„Verdammt," sagt er, „ich höre auf! Konrad, du hast ein schweinisches Glück!"

„Gut Spiel —," antwortet Konrad lachend.

„Wollt Ihr noch weiter?" frägt die feine Stimme von Nr. 5. „Ich dächte, wir hörten alle auf. Ich habe mein Quantum."

„Ja, du spielst vorsichtig," sagt der Verlierer ärgerlich. „Wenn du deine hundert Point gewonnen hast, so wagst du nicht mehr fünf. Ich schlage vor, wir spielen nicht mehr mit diesem Gauner Alexander."

„Ho ho, Heinrich!" bemerkte der Erste; „heute mir, morgen dir! Alexander hat auch schon Erkleckliches sitzen lassen. Aber ich denke auch, für heute ist es genug."

Das Spiel hört auf. Jeder macht seine Rechnung; Konrad hat 175 Rubel gewonnen — der letzte Coup hat ihm allein 112 Rubel eingebracht; Alexander streicht lachend seine 7 Rubel ein. „Das

Frühstück zu morgen," ruft er mit seinem feinen Stimmchen.

„Oder zu heute," brummt Heinrich, indem er zwei Hundert-Rubelscheine auf den Tisch wirft. „Es ist schon drei Uhr vorüber."

„Deine Frau schläft wohl schon längst, wenn du nach Hause kommst?" frägt Alexander.

„Wenn sie schläft, so wecke ich sie," antwortet Heinrich kurz.

„Wird dir nicht viel helfen! Bist ein ganzes Jahr verheirathet, und noch keine Aussicht zu Kindern!"

„Alexander, mach' mich nicht böse; ich bin grade bei Laune, zu scherzen. Seit einer Woche ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht verloren!"

Heftig steht Heinrich auf, nimmt das Geld, was er herausbekömmt, an sich, und geht der Thüre zu.

„Warte doch!" rufen die Andern.

„Markör!" schreit Heinrich dem Manne an der Thüre zu.

Erschrocken fährt der schlaftrunkene Kellner auf, stürzt taumelnd nach dem Tischchen im Vorzimmer, ergreift die Lampe, — der arme Teufel begreift, daß seine Erlösungsstunde geschlagen hat.

Die Andern kommen langsam herbei; der Markör leuchtet ihnen die Treppe hinab; Konrad, der Gewinner, reicht ihm einen drei Rubelschein.

„Tausend Dank," stottert der Markör; „c'est pour petit garçon."

„Pour petit garçon," lachen die Spieler.

„Wo ist petit garçon?" frägt Alexander mit seiner zarten Stimme.

„Petit garçon ist bei grande maman."

„Und grande maman?"

„Grande maman wartet auf cher papa."

Unten wird der Portier wach, holt Pelze und Mützen herbei, reicht die Kleider verkehrt hin; es dauert einige Minuten, bis sich alle eingewickelt haben.

„Brrr," sagt der Kellner, den der Frost überläuft, „die Nacht est froid."

„Falsch," lacht Alexander; „es muß heißen: il fait froid cette nuit."

„Das ist mir zu lang, Herr Baron; sein Sie so gut und sagen Sie mir's morgen noch einmal."

Alle sind fertig; der Portier öffnet die Thüre, wünscht eine wohlzuschlafende Nacht, und kehrt in sein Stübchen zurück.

Draußen auf dem Marktplatze trennen sich die Spieler. Der eine geht über die steinerne Brücke zur Rechten; zwei schlagen den Weg nach dem Domberge ein, über den hinweg sie in den oberen Stadttheil gelangen; einer wendet sich nach der Straße zur Linken. Die Nacht ist finster; keine Laterne brennt. Weithin schallen die Tritte der Heimkehrenden. Alexander geht mit Konrad.

„Den hast du heute gut geleimt," sagt Alexander, als sie in eine lange schmale Straße eingetreten sind.

„Ja,“ antwortet Konrad leise; „er traute mir nicht zu, daß ich auf die Zehn kaufen würde; aber ich wagte dreist; und dann, als ich carte carrée zukaufte, verdeckte ich mein Spiel.“

„Das war es eben! Nichts als Schauspielertalent. Dem Heinrich merke ich's am Bartzipfel an, was für eine Karte er hat. Er kann sich nicht mäßigen.“

„Muß es theuer bezahlen — was meinst du wohl, was er seit dem October verloren hat?“

„Nun, ich spiele erst seit einigen Wochen mit; aber da kann ich ihm ein Paar Tausend Rubel nachrechnen.“

„Fünftausend reichen nicht.“

„Das ist die Mitgift seiner Frau.“

„Davon hat er längst nichts mehr. Wo denkst du hin; er war diesen Sommer in Neubad, da soll er auch gespielt haben.“

„Dort machen sie ein L'hombrechen,“ meinte Alexander; „da können sie nicht viel verlieren.“

„Ja, mit L'hombre fangen sie an, mit Quinze hören sie auf.“

„Was brennt denn da für Licht?“ bemerkte Alexander, als sie jetzt um eine Ecke bogen und sich einem großen, stattlichen Hause näherten.

„Da wohnt Eduard der Gelahrte; der wird irgend eine alte Reisebeschreibung durchstöbern. Traurige Existenz, die! Er kommt in keine Gesellschaft, sieht niemanden bei sich. Sein ganzes Gewächshaus soll voll Bücher sein.“

„Das nun wohl nicht," meinte Alexander. „Die Bücher mögen freilich nicht mehr in dem Bibliothekſaale Platz haben. Aber ſein Gewächshaus iſt in ſchönſter Ordnung. Dort das Licht brennt jedoch nicht in ſeinem Zimmer. Er wohnt hinten hinaus, Ausſicht auf den Garten. Hübſch iſt ſein Haus. Warſt du einmal bei ihm?"

„Niemals!"

„Vorn heraus ſind die Kinderzimmer und Gelaß für die Diener; nach hinten ſchließt ſich der Speiſeſaal mit Kabineten auf der Seite an; rechts geht es dann in die Gemächer der Frau, die ebenfalls nach Hof und Garten gehen, und an deren Ende eine kleine Kapelle iſt —"

„Ja," unterbrach Konrad, „die Frau iſt katholiſch; 'ne Schande für einen livländiſchen Edelmann, eine Katholiſche zu heirathen. Wenn's noch eine Griechin wäre, das bringt zuweilen Vortheil durch Verwandtſchaft."

„Den Einfall hat ſein Bruder gehabt; aber Eduard iſt ſelbſt halb katholiſch. — Alſo, zur Linken kömmt man dann durch eine lange Gallerie in den Flügel des Herrn, an den in Form eines Hammers das Gewächshaus ſtößt, mit einem Thurme, in welchem ſich ein Theil der Bibliothek und Sammlungen befinden. Hübſche Einrichtung," fügte Alexander gähnend hinzu. „Antik!"

„Ja," meinte Konrad, „antik! Er hat gut antikiſiren. Sein Alter muß doch ein Heidengeld

verdient haben bei den Gemäldeeinkäufen für Katherina."

„Hat Geld dabei verdient, aber mehr noch Gemälde. Er war klug genug, um sich die besten zugeben zu lassen. Schade nur, jetzt sieht niemand mehr die Gallerie! Durch ein Wunder bin ich hineingekommen in die gefeite Burg."

Sie waren jetzt vor dem Hause angekommen. Alexander blieb stehen, sah hinauf nach dem hellerleuchteten Fenster, schüttelte den Kopf, und sagte leise: „Wenn ich nicht irre, so muß dort das Kinderzimmer sein. Vermuthlich ist jemand krank — aber wozu dann so viel Helle? Nun wer weiß, was der Gelahrte wieder für Launen hat. Apropos," rief er, „wie steht es denn mit seinem Duelle mit dem noblen Baron?"

„Weiß nicht," gähnte Konrad, und drängte zum Weitergehn. „Komm, ich bin müde, und mag mir den Kopf nicht zerbrechen, ob sich die schießen, noch, was das Licht dort zu bedeuten hat. Da entfernt es sich übrigens; es wird dunkler im Zimmer — so, jetzt ist die Vision vorüber."

Noch einige Schritte gingen die Beiden mit einander; Alexander hatte seine Wohnung erreicht, sie riefen sich gute Nacht zu, und Konrad trollte weiter, eine sanfte Anhöhe hinan, nach den letzten Häusern der Stadt.

Eduard, der Gelahrte, wie ihn seine Standesgenossen nannten, — aus einer alten Familie, die es im Gegensatze zu der Mehrzahl der Livländer

verschmähte, den Baronstitel zu tragen — trat ungefähr zu derselben Zeit in sein Kabinet, als Baron Alexander sich von Baron Konrad trennte. Eduard trug einen Armleuchter in der Hand; er stellte ihn auf den Schreibtisch, nahm dann in einem Lehnstuhle Platz, schwankend, wie es schien, vor innerer Bewegung, und brach zusammen. Ein tiefer Schmerz lagerte auf seinen Zügen. Die Stirn, — sie schien ungemein hoch durch die zurückweichenden, grauen Haare — glänzte hell im Lichtschein, während der untere Theil des vorgebeugten Kopfes im Schatten lag. Der Schlag einer Uhr erweckte ihn — „Noch eine Stunde habe ich Zeit," sprach er leise, „die Arbeit muß zu Ende." Er raffte sich empor, ergriff ein beschriebenes Blatt, das vor ihm lag, übersah es flüchtig, fügte mit hastiger Feder einige Zeilen hinzu, bog das Papier zusammen, und barg es in ein Couvert. Als er das Couvert versiegelte, zitterte ihm die Hand. „Bin ich feige geworden durch den Anblick meiner Kinder?" flüsterte er. Mit festerer Hand schrieb er die Worte auf das Couvert „Mein letzter Wille. An meine Frau, nach meinem Tode zu eröffnen" — und verschloß es in den Schreibtisch.

Er stand auf. In seinem Kabinete sah es bunt aus. An den Wänden offene Schränke, reich mit Büchern gefüllt; selbst die Thüren trugen Bücherschränke; Tische, mit Karten, Globus, mathematischen Instrumenten beladen; hie und da ein beweglicher Schrein, auf beiden Seiten zur Aufnahme

von Büchern und Papieren eingerichtet, dazwischen Couchetten auf Rollen, Lehnstühle, Sessel — nie zwei nebeneinander, nach Laune vertheilt, seit dem letzten Gebrauche unverrückt. Der Schreibtisch, fast die Tiefe des Zimmers einnehmend, theilte den Wirrwarr in zwei ungleiche Theile. Er war besä't mit Zetteln, Heften, Briefen unter Briefbeschwerern, meist von kostbaren Antiken gearbeitet, — Statuetten in Erz, Bronze, Marmor. Hinter dem Tische erhob sich eine Reihe von Säulenschäften, zum Theile antiker Marmor, einige mit Büsten gekrönt. Daneben stand ein Fußgestell mit einem köstlichen Téniers fils, dem einzigen Gemälde in dem ganzen Raume. Nur der Besitzer konnte sich in einem so verwirrten, zum launenhaften Studium hergerichteten Kabinete zurechtfinden, — und selten betrat es ein Anderer als er.

Eduard überblickte die Schätze, die ihn umgaben. Ein Seufzer überschlich ihn; langsam durchschritt er das Zimmer, blieb hier und da stehen, um die Augen noch einmal — vielleicht zum letzten Male — an den Seltenheiten zu weiden. Die Antiquare von ganz Europa hatten hierher ihrer Kostbarkeiten geliefert. Der Vater Eduards, der auf langen Reisen in Italien, Holland und Frankreich mit den Kunstsammlungen aller Gemälde- und Raritätenhändler in vielfache Berührung gekommen war, hatte den Grund zur Sammlung gelegt; der Sohn hatte nur wenig zu thun gehabt, um Lücken zu ergänzen. Er genoß, was der Vater aufgespei-

chert; aber sein Genuß war egoistisch, ungetheilt — und unfruchtbar. Er gefiel sich im Durchwühlen der Massen von Kostbarkeiten, im Anschauen der Raritäten; ohne System eilte er von einem zum andern. Autodidakt in jeder Beziehung, hatte er wochenlang gebrütet, um die Schriftzeichen von Handschriften, die Abkürzungen alter Drucke zu enträthseln — befriedigt, das Räthsel gelös't zu haben, ging er zu einem andern über, ohne erhöhte geistige Kraft, ohne tiefere Erkenntniß mitzunehmen. So wie sein mattes blaues Auge mit der hohen Stirne kontrastirte, so stand das Resultat seiner Arbeiten in Widerspruch mit dem zähen, hartnäckigen Fleiße. Er lebte mit seinen Büchern auf bestem Fuße, kannte sie alle nach Vornamen, Herkunft, Gestalt und Gewand; aber ihr Wesen war ihm fremd geblieben, ihren Gehalt hatte er nie beurtheilen wollen, als fürchte er, seine gutmüthige Freundschaft für sie möchte dadurch verlieren. Das Durcheinander der Werke — kein Faden von Ordnung durchzog die Sammlung — kam dem Durcheinander seines Studiums gleich — nicht eine Idee war die Frucht des mühsamen Ackerns geworden. Eduard hatte als Kind mehrere lebende Sprachen geläufig sprechen gelernt, auf Reisen als Jüngling eine gewisse Sprachgewandtheit gewonnen; nachher hatte er sich selbst in das Verständniß der alten Sprachen hineinzwängen wollen, und es war ihm gelungen, — er verstand die Sprachen; aber er begriff sie nicht. Der Gedanke der alten Klassiker blieb ihm ein Klang,

der in seinem Hirne versummte, ohne Widerhall, eine Art von Betäubung zurücklassend, die einzige Befriedigung, die der Arbeiter fühlte. Er liebte, was er las, laut zu lesen, mit Emphase — im Wahne, es löse die Modulation seiner Stimme den Zauber des todten Buchstaben und belebe den Gedanken, der in den Schriftzeichen schlummere — das Wort verhallte, und der Gedanke entflog.

Es schien, als wäre Geiz der Grundzug in Eduards Character, und hielte ihn ebensowohl von dem frischen Genusse seiner Schätze zurück, wie von der Hingebung an das Familienleben. Kaum gab es eine häuslichere Familie, als die Eduards; nur sich selber lebend, hätte sie die reichste Befriedigung in sich finden müssen. Außer einem Bruder, der nicht weit von der Stadt wohnte, einem jungen Geistlichen, der die Kinder am Tage beaufsichtigte, und einem katholischen Kaplan, der in der Kapelle der Frau Messe las, verkehrte niemand im Hause. Eduard verließ seinen Wohnort nur, um zum Landtage des Adels zu gehen; sonst sah man ihn oft monatelang nicht außer dem Hause. Sein Garten genügte seinen Spaziergängen. Und bei all' dieser Zurückgezogenheit war doch kein warmes, freudiges Familienleben. Freundlich und gleichmäßig ging Alles her, aber es fehlte am Austausch von Gedanken. Die Frau schaltete still und ruhig; leise wurden alle Befehle gegeben, leise vollzogen; das Hauswesen war geregelt. Aber es gab keine Stunde gemüthlichen Beisammenseins, gegenseitiger Herzens-

ergießung; die Mahlzeiten wurden mit ernster, an Etikette streifender Würde genossen; nachher ging jeder seiner Laune nach, ohne sich gegenseitig weder zu geniren, noch zu beobachten. Die Kinder waren am Tage in der Schule, speis'ten bei dem Geistlichen, und arbeiteten des Abends zu Hause unter seiner Aufsicht. Der Vater freute sich der bescheidenen, hübschen Knaben, verfolgte ihre Fortschritte, liebkos'te sie Morgens und Abends nach dem ertheilten Segen — aber ihr geringstes Versehen erweckte seinen furchtbarsten Zorn, zog die unnachsichtigste Bestrafung nach sich, und die Erinnerung, daß aus der Ruhe des Vaters oft die heftigste Wuth hervorgebrochen sei, hielt die Knaben in banger Scheu zurück. Kein Familienfest wurde mit Jauchzen und Jubel gefeiert, und machte den Kindern das elterliche Haus zum Tempel seliger Freude; keine Stunde herzlicher Innigkeit markirte in ihrem Leben, und ließ sie auf die Eltern, als die Erleuchter ihrer Jugend hinblicken. Die Mutter, durch die Religion von dem Herzen der Kinder getrennt, war ihnen um so fremder geworden, als in dem Erziehungsplane der Religionsunterricht betont wurde; während das Einerlei von dürftigen Liebkosungen des Vaters keinen Eindruck zurückließ und nur die Grausamkeit seiner Strafen unvergeßlich blieb.

Eduard trat in das angränzende Schlafzimmer, und erschien nach einigen Minuten, vollständig gekleidet, ein Kästchen unter dem Arme, eine Handlaterne in der Hand. Noch einen Blick warf er

auf die Räume um ihn, verlöschte dann die Lichter, und verließ sein Kabinet. Vorsichtig, als fürchte er, ertappt zu werden, schlich er durch den Speisesaal, blickte noch einmal hinüber nach den Gemächern seiner Frau, nach den Zimmern seiner Kinder — ein Schauder überlief ihn; öffnete dann die Mittelthüre, die in das Treppenhaus führte, und ging die Treppe hinab. Hier standen moderne Statuen, meist Copieen, auf Pfeilern; Gypsabgüsse berühmter Reliefs zierten die Wände; Eduard eilte vorüber, schloß die Hausthüre auf, — mit dumpfem Tone fiel sie hinter ihm wieder in's Schloß — und stand jetzt da, in der dunkeln, schweigenden Nacht. Vom nahen Kirchthurme tönte in demselben Augenblicke der Glockenschlag. Es schlug fünf Uhr.

„Ich habe keine Zeit zu verlieren," murmelte er, „vor sechs Uhr kann ich nicht beim Bruder sein." Eilig schritt er aus, binnen wenigen Minuten war er aus der Stadt. Hier löschte er seine Laterne aus; der Tag graute in Osten, und mattes Dämmerlicht erhellte den Weg, den er wandelte. Es war in den ersten Tagen des Februars; die Luft war eisigkalt. Laue Südwestwinde hatten in der zweiten Hälfte des Januars die Felder vom Schnee befreit, die Wege unfahrbar gemacht; seit einigen Tagen hatten Ostwinde, die durch die weiten Ebenen Rußland's herüberwehten nach dem Ländchen an der Ostsee, von neuem Frost gebracht, und die grauen Wolken am Himmel verhießen Schnee. Es ging sich schlecht auf dem holprichten Wege, auf

welchem der Frost die tiefen Geleise in harte Rinnen verwandelt hatte; unser Wanderer war es nicht gewohnt, auf solchen Wegen, und um diese Stunde zu gehen, und er war froh, als er nach einer Stunde das weiße Haus, das Ziel seiner Wanderung, erblickte.

Auf dem Gute, dessen Gebiet er jetzt betreten hatte, war seine Ankunft trotz der frühen Tagesstunde erwartet worden. Ein Diener empfing ihn am Thore des Hofes, geleitete ihn in das Haus, wo im erleuchteten Speisezimmer der Kaffeetisch gedeckt war, und entfernte sich dann, um die Ankunft des Gastes zu melden. Es dauerte nicht lange, so trat der Hausherr, Eduards älterer Bruder, Karl, herein. Die Brüder begrüßten sich schweigend, und setzten sich an den Kaffeetisch. Ein lebhafter Contrast, die beiden! Eduard, lang, hager; sein schmales, edles Gesicht schien auf den ersten Anblick einen Denker zu verrathen; aber die stumpfen bläulichten Augen, der breite, fleischige, geistlose Mund widersprachen. Karl, klein, untersetzt; sein dickschädeliger Kopf mit niedriger Stirn; aber sein Auge schaute klug aus; die vollen Lippen mit feinen Winkeln verkündeten gutmüthigen Witz. Karl war ein gewöhnlicher Mensch, und hatte das bescheidene Bewußtsein seiner Gewöhnlichkeit; er besaß gerade genug Verstand, um sich und seine Umgebungen zu begreifen. Eduards Geist erhob sich nicht über die Gewöhnlichkeit; aber er wähnte sich in der Höhe der Menschheit, weil er sich seiner Absonderlichkeit

bewußt war. Während er in der Vergangenheit herumtappte, blieb ihm die Gegenwart verschlossen.

„Niemand hat deine Entfernung gemerkt?“ frug Karl.

„Niemand,“ antwortete der jüngere Bruder.

„Und dein Testament liegt im Schreibtische?“

„Du wirst es finden, auf der rechten Seite, unter einer Sphynx von Malachit. Hier ist der Schlüssel zum Secretär.“

„Behalte ihn einstweilen,“ sagte Karl abwehrend. „Es wird Zeit genug sein, wenn dir das Schlimmste begegnen sollte! — Sind deine Pistolen gut?“

„Echte Kuchenreuter, vom Vater.“ —

Karl öffnete den Kasten, den Eduard mitgebracht hatte, prüfte die Pistolen: „Du hast lange nicht damit geschossen?“ frug er.

„Niemals,“ lautete die Antwort.

Karl brummte etwas von Perlen und Säuen in den Bart, und sagte dann bestimmt: „Laß deine Pistolen hier; ich werde dir die meinen geben; mit denen da wirst du nicht fertig. Aber jetzt ist es Zeit zum Aufbruch; schon halb sieben vorüber — fast heller Tag, wenigstens so hell als es heute werden wird. Wir dürfen nicht warten lassen.“

Er klingelte. Ein Diener erschien. „Laß die Droschke vorfahren,“ befahl Karl. Der Diener verschwand. Karl ging nach seinem Zimmer, und holte Pistolen. „Mit diesen hier bist du wenigstens gewiß, losschießen zu können,“ sagte er. „Ich är-

gere mich, daß ich dich nicht gezwungen habe, einige Male nach dem Ziele zu schießen. Würde freilich auch wenig geholfen haben."

Sie verließen das Haus. Als sie in der Droschke saßen, rief Karl ein kurzes „fort." Erst vor dem Thore gab er die Richtung an, wohin die Fahrt gehen sollte, und kommandirte ruhig an jeder Wendung des Weges die Richtung von Neuem, so daß der Kutscher das Ziel der Fahrt erst mit der Ankunft erfuhr. Unterweges frug Karl den Bruder noch einige Male, ob nichts weiter zu bestellen sei, und gab ihm Verhaltungsmaßregeln, die am Ohre des Träumers vorüberrauschten.

Die Fahrt dauerte eine halbe Stunde und führte um die Stadt herum nach einem kleinen Gehölze. Ein Wagen stand am Eingange des Gehölzes; noch dampften die Rosse, und konnten eben erst angekommen sein. Die Brüder stiegen aus; nach wenig Schritten standen sie auf einem Platze, wo drei Herren ihrer warteten.

„Das giebt ein echtes Familienduell," sagte Karl leise. „Die Secundanten Brüder der Gegner, der Doctor ein beiderseitiger Vetter."

Er ging auf den Secundanten des Gegners los und sprach mit ihm einige leise Worte. „Es bedarf keiner Verständigung weiter; nehmen Sie die Distanz, zwanzig Schritte; ich kommandire „Eins," Sie „zwei," ich „drei." Auf „Eins" avanciren die Gegner, auf „zwei" senken sie die Pistolen; auf „drei" drücken sie ab."

„Es wäre möglich," flüsterte der andere, „daß eine Ausgleichung —"

„Davon kann und soll nicht die Rede sein," antwortete Karl bestimmt. „Sie wissen, Baron, daß wir nicht die Beleidiger sind."

„Ich dächte denn doch, wenn Ihr Herr Bruder sein erstes Wort zurücknähme" —

„Mein Bruder hat das erste Wort, was Ihren Bruder veranlaßte zu beleidigen, ruhig überlegt, in der Stille der Studirstube niedergeschrieben, in leidenschaftloser Rede gesprochen; es ist seine Ueberzeugung, — eine Ueberzeugung, die nicht Ihren Bruder verletzen, sondern Ihrer Partei in's Herz reden sollte. Wenn Ihr Bruder daraus eine Persönlichkeit entnehmen konnte, und Veranlassung zu einem Ausfalle zog, so liegt die Schuld nicht an uns. Uebrigens, Baron, die Sache ist nicht mehr unsere, sondern die zweier Parteien. Wir haben hier keinen Zeugen, als den Doctor, der uns beiden verwandt ist; und doch haben die Gegner über ihr Betragen in dieser Sache dem Adel des ganzen Landes Rechenschaft zu geben."

„Ich that nur meine Pflicht," entgegnete der gegnerische Secundant, „wenn ich von Ausgleichung sprach."

„Wollen Sie die Waffen meines Bruders sehen?" frug Karl.

„Hier sind die unsrigen," antwortete der Baron.

„Es bedarf der Prüfung nicht," meinte Karl.

„Darf ich jetzt bitten, zu laden, und dann Distanz zu nehmen!“

Schweigend luden die Secundanten die Pistolen, schweigend durchschritt der Baron den Plan. Der Doctor legte unterdessen sein Verbandzeug aus, trat dann zu den Gegnern, um ihnen die Hand zu reichen — die Secundanten sprachen noch einige leise Worte mit ihren Brüdern, und jeder nahm seinen Platz ein.

Eine kurze Pause. Die Gegner blickten sich an. Eduard war bleich; sein schwarzer Anzug hob die Blässe seines Gesichtes. Der Baron, ein strenger, stolzer Mann, in den Vierzigen, die Leidenschaft auf den harten Zügen, blickte verächtlich hinüber nach dem Gegner, der ihm seiner unwürdig schien. Ein Nimrod, sah er den „Gelahrten“ als entartet an. Die Adelsrechte, deren Verfechter er sich dünkte, waren durch diesen blassen demokratischen Bücherwurm beschimpft — und doch schien es kaum der Mühe werth, dieser leblosen Figur das Lebenslicht zur Strafe für die Beschimpfung auszublasen.

„Eins!“ rief jetzt Karls Stimme.

Langsam schritten die Gegner vor; Eduard schwankte — nicht aus Feigheit —, aus Schwäche; sein starker Gegner zuckte mit den Achseln.

„Zwei!“ rief es von der andern Seite; — die Pistole des Barons senkte sich blitzschnell; zitternd bog sich Eduards Hand herunter.

„Drei!“ folgte unmittelbar Karls Ruf.

Ein Doppelknall — eine Pulverwolke — die Secundanten stürzten zu ihren Brüdern — noch zur rechten Zeit hielt der Baron seinen Bruder, der schwankend nach dem nächsten Baume taumelte. „Es ist nichts," sagte er finster; „gieb mir ein Tuch — es lohnt sich kaum der Binde; mein Arm muß gestreift sein."

Karl kniete indessen neben seinem Bruder, zu dem der Doctor eilte. Leblos lag Eduard an der Erde; aber ein Blick des Arztes genügte, um Leben im Verwundeten zu entdecken. „Die Kugel ist in den Leib gegangen, Vetter! Helfen Sie mir, ihn schnell nach dem Wagen zu bringen. Hier auf der feuchten Erde ist kein Verband räthlich. Im Wagen werde ich die Wunde nur zu verschließen suchen. Wir sind kaum 15 Minuten von der Stadt; da kommt der Verband zeitig genug."

„Und dort drüben?" frug Karl, als er sah, daß der Baron auf seinen Bruder gestützt vom Kampfplatze schritt.

„Da braucht man mich nicht," meinte der Doctor. „Eine Lumperei, ein Schuß durch das Dickfleisch des Oberarms."

Vorsichtig ward Eduard nach der Droschke gegebracht; der Doctor legte den Ohnmächtigen so bequem als möglich, hielt ihn fest in seinem rechten Arme, indem er mit der linken Hand nach der Wunde tastete und sie zu verschließen suchte. Karl trieb den Kutscher an, der über die harte Erde nach der Stadt jagte.

Im Hause Eduards war die Abwesenheit des Herrn noch nicht bemerkt worden, als die Droschke vorfuhr, und ihn schwerverwundet, scheinbar leblos, zurückbrachte.

II.

Auf dem Marktplatze der Universitätsstadt Dorpat standen unter Mittag desselben Tages mehrere Gruppen junger Leute, in bunten Mänteln, Pelzen, Paletots. Die gleichfarbige, grüne Tuchmütze mit blauem Rande bezeichnete sie als Studenten. Vorübergehende wichen ihnen aus, denn es fehlte selten an rohen, lauten Bemerkungen über jeden, der sich auf der Straße zeigte. Der Verkehr um sie herum war ziemlich lebhaft; denn im Hintergrund das Rathhaus, zu beiden Seiten des Marktes Kaufläden, vorn die steinerne Brücke über den Embach, über welche zugleich die Poststraße von Riga nach Petersburg führte — das gab Leben und Bewegung genug. — Jede Gruppe stand getrennt von der anderen, bildete einen Kreis für sich, aus dem keiner schied, um zu der andern hinüberzugehen. Jeder neue Ankömmling schritt, ohne die übrigen zu beachten, auf einen der Kreise los. Obgleich bei allen derselbe Gegenstand verhandelt wurde, so war doch die Theilnahme daran sehr verschieden.

„Mir ist die ganze Geschichte im höchsten Grade gleichgültig,“ sagte ein dicker Student, ein Tischlersohn aus Reval, der in der größesten Gruppe auf

der Mitte des Platzes vor dem Rathhause stand. „Laßt die Brut sich zusammenschießen! Ein Paar weniger ist ganz gut.“

„Das hilft doch nichts,“ meinte ein anderer, ein langbeiniger, großfäustiger Mediciner, „die Art heckt zu gut. Die stirbt nicht aus.“

„Was ist denn der Grund gewesen?“ frug ein langnasiger, frostiger Theologe.

„Grund,“ meinte der Dicke wieder, „was braucht man einen Grund! Sie schießen sich, weil das Pulver erfunden ist; wenn sie's erst erfinden sollten, müßten sie sich hauen.“

„Und beide sind todt?“

„Noch nicht,“ erwiederte der Mediciner. „Aber die Wunde des Gelahrten ist lebensgefährlich; bis jetzt hat man die Kugel nicht gefunden.“

„Er wird sie auch am Ende wieder ausschwitzen,“ unterbrach der Dicke.

„Der Baron,“ fuhr der Mediciner fort, „hat seine Wunde zu leicht genommen, hat gar keinen Verband anlegen lassen wollen, behauptete, die Kugel seines matten Gegners habe nicht die Kraft gehabt, ihm zu schaden. Es zeigte sich aber, daß die Knochenhaut verletzt ist, — der Brand kann dazutreten.“

„Dann hat er einen Arm weniger, kann seine Bauern nicht mehr mit der rechten Hand ohrfeigen!“

„Ich gönnte ihm den Spaß! Einarmig zu sein! Ein einarmiger Nimrod! Hahaha!“ —

Das Gespräch dieser Gruppe ward ziemlich laut geführt; absichtlich, denn die anderen sollten es hören.

An der Ecke, unter dem Balkon eines großen Hauses, stand eine zweite Gruppe, eleganter gekleidet, gezierter, vornehmer in Haltung. Hier sprach man leise, mit verhaltener Stimme.

„Ich bin überzeugt," meinte einer, „das Pistol des „Gelahrten" ist ihm vor Schreck losgegangen; gezielt hat er nicht, die Hand soll ihm gezittert haben. Daß der Baron ihm nicht durch's Herz geschossen hat, ist pure Ironie von ihm. Eduard soll länger zappeln."

„Hast du gehört, Graf," frug ein Zweiter, mit welcher noblen Gleichgültigkeit der Baron das Duell behandelt hat? Gestern Abend hat er sein L'hombre gespielt, wie gewöhnlich. Im Vorbeigehen hat er dem Doctor gesagt, er solle sich morgen früh bereit halten. Vorbereitungen hat er nicht gemacht. Er war seines Schusses so sicher, daß ihm sein Bruder beim Hinausfahren das Wort abnehmen mußte, den Gegner nicht auf dem Flecke zu erschießen."

„Ein harter Schlag ist Eduards Verlust für die Rothen. Sie werden auf dem nächsten Landtage vorsichtig sein!" meinte ein Dritter. „Uebrigens haben sie keinen einzigen Redner auf ihrer Seite, und der Gelahrte brachte auch nichts weiter als einstudirte Redensarten."

„Ja," sagte der Graf „wer kann auch gegen den Baron aufkommen. Das ist eine Kraft im

Ausdruck, so gewaltig wie sein Arm! Dabei nichts Vorbereitetes, alles Improvisation, aber sichere, entschiedene! Jedes Wort ein Schlag, jeder Satz ein Hieb! Am mächtigsten ist er in der Erwiderung; seine leidenschaftlich strömenden Argumente werfen Alles nieder, was der Gegner aufgebaut hat. Es kann auch nicht anders sein. Die gute Sache inspirirt ihn!"

„Wer wird jetzt Führer der Rothen werden?" frug bescheiden ein blasser junger Mann, den der Eifer, mit welchem der Graf die Sache des Barons vertheidigte, eingeschüchtert zu haben schien.

„Was zum Teufel denkst du dir, Reinhold!" antwortete der Graf. „Als ob die Rothen organisirt wären, als ob sie einen Führer hätten, als ob der „Gelahrte" ihr Führer gewesen wäre! Zusammengelaufenes Volk sind sie, Narren, von denen jeder der Klügste sein will. Sie stimmen auf dem Landtage zusammen, das ist wahr, und bleiben rechtschaffen in der Minorität; aber hört man sie einzeln, so ist jeder wider den andern. Hätten nicht einige unter ihnen Geld, so achtete kein Mensch auf sie!"

„Das ist auch noch die Frage," bemerkte ein junger Mann, der Sohn eines der reichsten Grundbesitzer; „mein Vater sagt, die W...'s könnten sich nicht lange mehr halten; sie sind zwar schlau genug, sagt mein Vater, um keine Landschaftsschulden zu haben; aber ihre Güter sind schwer mit Hypotheken belastet."

„Sagt dein Vater!" höhnte der Graf. „Nun ich will dir sagen, eins können wir von den Rothen lernen — die Kunst, reich zu werden. Ob ihre Kunst eine rechtschaffene ist, — ist eine andere Sache. Ich glaube, alle Mittel sind ihnen recht. Aber wahr muß wahr bleiben; bei uns gehen alle rückwärts, — die Rothen kommen vorwärts."

„Nein, Graf!" fiel ein kräftiger Jüngling ein, dessen frisches Gesicht von Selbstbewußtsein glänzte — „du übertreibst! Wo sind die Bauern ärmer, als bei den Rothen? Und was ist der Werth eines Gutes, wenn nicht ein reicher Bauernstand? Es scheint nur so, als ginge unsere Partei rückwärts. Wir haben zu viele arme Mitglieder unter uns, Leute, die sich uns angeschlossen haben, um ein Wahlamt durch uns wegzuschnappen, und die wir, die Majorität zu sichern, aufnehmen mußten — die geben unserer Partei das Ansehen von Zurückgekommenheit. Aber geh' der Sache auf den Grund. Zähle die Haken beider Parteien, frage nach den Landschaftsschulden, forsche nach dem Bauernwohlstande — du wirst überall die Bilanz zu unserem Vortheile finden." —

Ganz anders klang es in der dritten Gruppe, die an der gegenüberliegenden Ecke stand. Hier war eine gewisse Niedergeschlagenheit zu bemerken; einzelne blickten zwar zornig hinüber nach der Gruppe in der Mitte, wenn zu laute Worte herüberklangen; aber der Schmerz, die lebhafte Theilnahme an dem Ausgange des Duells hielt sie zurück.

„Es ist niederträchtig," sagte ein junger Mann, dessen Gesicht verschiedene Schmarren aufwies, — übrigens das einzige benarbte auf dem Markte. „Dieser gemeine Kerl sucht sich den inoffensivsten, schüchternsten unter Allen aus, um ihn auf die Mensur zu bringen. Eduard, der sein Lebtage noch nicht losgegangen ist, wird von diesem Raufbolde zum Duell gezwungen! Schöne Lorbeeren! Ich habe mein Lebtag den Grundsatz gehabt, nur mit den besten Schlägern loszugehen. In Heidelberg z. B....."

„Wo du mit dem Gesichte parirtest," fiel einer ein.

„Besser mit dem Gesichte, als mit unserem dummen Helme! Aber lassen wir das! Dem Nimrod will ich's gedenken! Und wenn ich die Gelegenheit vom Zaune brechen soll, dem jage ich eine Kugel in den Leib an derselben Stelle, wo er Eduard getroffen hat."

„Die Gelegenheit wirst du leicht finden, Baron!" sagte sein Nachbar. „Du brauchst nur auf dem Landtage ebenso zu argumentiren, wie die Aristos. Wo die Vernunft nicht ausreicht, schlagen sie mit Grobheiten darein, und nennen es höhere, leidenschaftliche Beredsamkeit!"

„Das werde ich nicht," entgegnete der Baron mit Nachdruck. „Ich halte alle diese Landtagsdebatten, so lange sie in dem gegenwärtigen Tone geführt werden, für unter meiner Würde! Seit Jahren geht kein Landtag vorüber, der nicht drei,

vier Duelle herbeiführte. Und wer sind die Beleidiger — die Aristo's! Möge man sich schießen und hauen — ich bin kein Feind der Duelle —"

„Glaub's gern," rief einer dazwischen, „hast ja ungefähr vierzig Scandäler ausgepaukt."

„Fünfunddreißig," sagte ernsthaft der Baron. „Denk' es aber noch weiter zu bringen. Nur kann ich nicht begreifen, wie man wissenschaftliche Fragen, oder Principienfragen zum Vorwande eines Duells nehmen kann."

„Ich will dir sagen," bemerkte einer, „sie machen absichtlich Scandal, um die Aufhebung der Landtage herbeizuführen."

„I, das wäre vielleicht kein Schade," meinte ein anderer. „Schon der Wahlen wegen. Da haben sie nun auf dem letzten Landtage alle richterlichen Beamten neu gewählt; die Aristo's haben es durchgesetzt — unter dem Vorwande, ihr Wahlrecht geltend zu machen, im Grunde aber, um Leute ihrer Partei einzuschieben. Was ist aber die Folge dieser Neuwahlen? Unser Richterstand kommt in Mißcredit, wird zur Parteilichkeit gezwungen, um die Gunst der herrschenden Majorität zu erkaufen — die ja eben so gut auf unsere Seite kommen kann; — und zunächst treten an die Stelle von erfahrenen, geschäftstüchtigen Männern — junge, ungeschickte Leute, die schon um deshalb verächtlich sind, weil sie sich des leidigen Interesses halber an die Aristo's angeschlossen haben."

„Gerade bei diesen Wahlen hat Eduard die Rede gehalten," bemerkte der Baron, „auf welche nachher der Nimrod mit Vorwürfen, Schimpfworten, Beleidigungen antwortete. Hat das eine Art! Eine Principienfrage mit Faustschlägen zu lösen!"

„Mich soll nur wundern, was man in Petersburg sagen wird. Denn ruchbar wird das Duell. Der Polizeimeister ebensowohl wie der Gensdarmenoberst, beide müssen rapportiren."

„Müssen wohl," meinte der Baron, „aber sie brauchen es nicht. Uebrigens fragen sie in Petersburg nicht viel danach, ob ein Paar Livländische Edelleute weniger auf der Welt sind."

„Du meinst, die denken in Petersburg, wie hier diese Knoten" — der Sprecher wies auf die Studenten der mittleren Gruppe. „Die jubeln förmlich über den Ausgang des Duells. Willst du nicht einigen aufbrummen, Baron?"

„Hier nicht; auf offenem Markte, unter den Augen Sr. hohen Excellenz des Herrn Curators nicht!" antwortete der Baron. „Werden Gelegenheit genug in der Kneipe finden."

Die letztere Gruppe verließ den Markt zuerst; die Mehrzahl der jungen Männer betraten eine Conditorei, die einige Häuser weiter in einer Seitenstraße des Marktes lag. Hier saßen in einer Nebenstube die Herren, die wir in der vorigen Nacht am Spieltische gesehen haben. Baron Alexander, auf dessen Nase, trotz ihrer Größe, die Brille

nicht haften wollte, perorirte sehr eifrig. Es war stets ein Zeichen, daß der Portwein bei ihm zu wirken anfing, wenn er bei jedem dritten Worte mit dem Zeigefinger der linken Hand nach dem Nasenrücken fuhr, um die Brille hinaufzuschieben. Dabei nahm er sich oft nicht die Zeit, die widerspenstigen Augenwaffen wirklich zurechtzuweisen, sondern begnügte sich, mit dem Finger am Nasenrücken hinanzugleiten, eine Rutschpartie, die er dann im Eifer des Gesprächs unterbrach, um mit demselben Finger dem Zuhörer seine Demonstrationen anzudeuten. Es war ein prächtiger Mensch, dieser lange Baron, der überall gern gesehen wurde, im Boudoir, im Salon, in der Trinkstube, am Spieltische. Vermögen besaß er nicht; die letzten Reste des väterlichen Erbtheils hatte er verreis't. Er wohnte bei einem reichen, kinderlosen Onkel, den er einst zu beerben hoffte, und dem er das Leben durch Rapportirung der Stadtneuigkeiten versüßte. So dünn sein Sprachorgan war, so hatte der doch eine volle, weiche Gesangstimme, einen Tenor, der in den ersten Salons Europas bewundert worden war. Seine freundliche Laune, seine heitere Gesprächigkeit — er konnte selten reden, ohne zu lachen — verschwanden beim ersten Tone Musik. Dann überflog ihn elegische Stimmung, durchzitterte sein ganzes Wesen, und machte sich Luft im süßesten und zugleich gebildetsten Gesange. Kenntnisse besaß er wenig, außer der mechanischen Kenntniß mehrerer lebenden Sprachen; und nur sein Gesang verrieth, daß er

Bildung empfangen habe. Er war unverheirathet, aber er pflegte zu sagen: „mein Bruder ist es“, eine Redensart, die bei vielen den Verdacht erweckt hatte, daß er der Vater seiner Neffen und Nichten sei. Vervettert, verschwägert mit dem Adel des ganzen Landes, war er auf brüderlichem Fuße mit allen, gehörte keiner Partei an, bekümmerte sich um keine politische Frage. Aber er hatte das Privilegium, alle Geburten monatelang vorher zu wissen, alle Verlobungen im Keime zu kennen, von allen Liebschaften die früheste Kunde zu haben. Ihm blieb nichts verborgen, was hinter den Wänden eines Hauses vorging, und er war regelmäßig durch einen glücklichen Zufall an dem Orte zu finden, wo etwas Neues sich ereignete. Trotzdem war er keine Plaudertasche, veranlaßte nie eine böse Nachrede, und außer seinem alten Oheime, der nie das Haus verließ und mit niemanden umging, erfuhr kein Mensch seine geheimen Entdeckungen. Diese Verschwiegenheit, und die gutmüthige, theilnahmvolle Aufnahme von Mittheilungen hatten ihm das Vertrauen seiner zahlreichen Freunde und Freundinnen gesichert. Daß der „Gelahrte“ in der vorigen Nacht wie ein Gespenst im Hause herumgeirrt sei, und seinen Kindern vor dem Duell, dessen tödtlichen Ausgang er befürchtet hatte, den väterlichen Segen ertheilt habe, das hatte Alexander geschlossen, sobald er am Morgen die Nachricht vom Duell erhalten, und mit dem nächtlich erleuchteten Kinderzimmer in Eduards Hause zusammengestellt hatte. Daran

knüpfte er jetzt seine zuversichtliche Behauptung, Eduard werde mit dem Leben davonkommen.

„Ein Duell ist ein Gottesurtheil", argumentirte er. „Geschicklichkeit ist nichts; der beste Schütze trifft nicht, der schlechteste erschießt seinen Gegner. Wie die Kugel fahren soll, lenkt nicht das Rohr, nicht der Arm, nicht das Auge, sondern der Geist, der in uns steckt. Ohne Vertrauen auf die Gerechtigkeit deiner Sache, zittert dein Arm, die Pistole schwankt — Puff geht die Kugel vorbei." Das Puff klang so komisch dünn, daß ein lautes Gelächter dem Redner antwortete. Baron Alexander benutzte die Gelegenheit, um selbst zu lachen, um seine Brille endlich einmal in die kleine Vertiefung zu bringen, die sich auf dem Nasenbügel eingedrückt hatte — leider sank sie durch eine Zuckung der Stirnhaut im nächsten Augenblicke wieder herunter, und der linke Zeigefinger arbeitete von neuem, während Alexander fortfuhr:

„Nun mag mancher Mensch sich nicht klar bewußt sein, ob seine Sache gerecht sei, oder nicht. Denn, abgesehen davon, daß doch keiner sagen kann, er habe nicht angefangen, so ist jede Veranlassung zu einem Duell im Grunde genommen eine Lämmerei." Neues Gelächter! Das im Augenblick gebildete Wort, dessen Bedeutung keiner verstand, der Sprecher am allerwenigsten, war wieder so fein herausgestoßen worden, daß es förmlich auf den Lippen des Barons zerbrach. „Wenn nun,"

hieß es weiter, „einer sein Bewußtsein dadurch wenigstens gekräftigt hat" —

„Daß er einige Glas Portwein zu sich genommen hat" — unterbrach ein Blonder mit rother Nase.

„Mach keine schlechten Witze, August," sagte der Baron, „die Sache ist ernsthaft; also, kurz und gut, man muß sich Zuversicht machen, seine Geschäfte in Ordnung bringen, Alles zur rechten Zeit, muß sein Testament machen" —

„Für den Fall, daß man Schulden hinterläßt," fiel Baron Heinrich ein.

„Ne, ne!" lachte Alexander, „auf alle Fälle, man muß von seinen Kindern Abschied nehmen." —

„Wenn sie unsern Namen tragen," sagte Konrad dazwischen.

„So laßt mich doch nur ausreden," rief Alexander mit komischem Zorne.

„Pst! Alexander hat das Wort!"

„Und die Stimme dazu!"

„Zur Ordnung!"

„Der Redner muß bei der Sache bleiben."

„Keine persönlichen Bemerkungen."

„Klinglingling!"

„Fortfahren, fortfahren!"

„Hierbleiben, Zulage erhalten!"

„Meine Herren, noch ein Gläschen gefällig," fuhr der Wirth zur Thüre herein, und unterbrach den Lärm, das Anstoßen der Gläser, das Scharren der Füße, das Hin- und Herrufen.

„Bravo, Lux, bravo!“ antworteten die tobenden Gäste, leerten die Gläser, und hielten sie dem Wirthe hin, der aus der mitgebrachten Flasche mit freundlichen Verbeugungen einschenkte. Kaum hatte er sich wieder entfernt, so hub Alexander von neuem an: „Das hat nun Eduard gethan!“

„Was, wovon war die Rede zuletzt?“ frug Conrad.

„Zulage erhalten,“ rief August.

„Zuschuß erhalten,“ bemerkte der Blonde trocken.

„Er hat seine Geschäfte in Ordnung gebracht,“ betonte Alexander, „hat seine Zuversicht dadurch gestärkt, ist dann vertrauensvoll auf die Mensur getreten — und kommt jetzt mit dem Leben davon.“

„Aber woher weißt du das Alles?“ frug Heinrich.

„Der hört ja das Gras wachsen,“ sagte Conrad leise.

„Der kriegt Rapport von sämmtlichen Hausmädchen der Stadt,“ meinte August.

„Seine Nase reicht weit.“

„Habt Ihr nun genug geplauscht?“ rief Alexander. „Könnt Ihr wieder hören?“ — Man nickte ihm zu. — „So will ich Euch sagen, warum ich klüger bin als Ihr.

„Hoho,“ brummte Heinrich, „Langer, wir gehen bei dir noch nicht in die Schule.“

„Würde dir auch nichts helfen,“ antwortete Alexander mit kurzem Gemecker. „Du kannst dem Schulmeister das Lehrgeld wieder abfordern!“

„Da hast du's," lachte August. „Er beißt."

„Meine Zähne sind noch scharf."

„Aber dein Witz ist stumpf," sagte Conrad. „Laß gut sein, Alexander! Sprechen wir nicht mehr davon. Es ist am Ende keine Kunst, zu vermuthen, daß der Gelehrte nicht wie ein Kind, sorglos und unvorbereitet hingeht, um mit Pistolen zu spielen. Solch' ein Stubenhocker hat Zeit und Muße genug, sich Alles zu überlegen, und dann erst zu handeln. Brrrr! — ein ander Bild! Wer kommt heute zum Quinze?"

„Ich, ich, ich" — erscholl es im Chor.

„Gut, so findet Euch ein zur rechten Zeit. Aber die Sitzung darf nicht so lange dauern, wie letzte Nacht. Die Ressource hat beschlossen, künftig Strafen einzuziehen von denen, die nach Eins spielen! Wir wollen doch nicht die ersten Straffälligen sein."

„Was," rief Heinrich, „die Krämer wollten uns Vorschriften machen! Nun erst recht wird gespielt. Ich schlage vor, wir spielen heute bis um 5 Uhr!"

„Acceptirt," anwortete August.

„Ja, ich bin auch dabei," meinte Alexander.

„Gut; angenommen mit Majorität. So ist die Tagesordnung für heute: Mittagessen — dann ein Nach=mittagsschläfchen, damit wir wacker munter sind — Theestunde bis 8 Uhr — und —

„Quinze bis zum andern Morgen!"

Damit trennten sich die edlen Seelen.

Und das war der Eindruck, den das Duell auf die studirende und auf die müssige Männerwelt Dorpats machte.

III.

Und die Damen? Was sagten sie dazumal, als im Jahre 185. nach Christi Geburt im Monat Februarii der edle Baron und der nicht minder edle Freiherr ihr Blut verspritzten, darob, daß der Eine derb und der Andere grob gewesen war, daß der Eine gesagt hatte, „die so an der Krippe stehen, mögen kauen," und der Andere, „bindet sie los, führt andere heran, die auch hungrig sind, und noch dazu unseres Schlages." —

Am Morgen waren wenig Visiten gemacht worden. Die Damen blieben zu Hause. Es ist so süß, im rauhen Winter lange zu ruhen, dann gemächlich im Negligé den Kaffee zu schlürfen, der Köchin und der Zofe Audienz zu geben, und nebenbei mit dem Manne zu schmollen, der übler Laune ist von der letzten durchspielten Nacht. Und Professorenfrauen — deren es nicht wenig im Embach-Athen giebt — ach Gott! die müssen das Haus hüten, müssen die Küche besorgen, müssen die Kinder warten; mit den 1500 Rubel S. Gehalt darf nicht viel gewagt werden, wenn die Miethe allein ein Fünftel verschlingt; Holz und Licht ein Zehntel, Dienstboten ein Fünfzehntel, Toilette ein Fünftel, Thee, Kaffee

und Zucker ein Zehntel, der Mittags- und Abendtisch ein Drittel — was bleibt da übrig für Arzt, Apotheke, erzwungene freiwillige Beiträge — und die Bücher des Mannes! und die Sommerbadereisen! und die Winterbälle! — Die Professorenfrauen hatten am Morgen nicht daran denken können, Visiten zu machen.

Aber der Abend war heraufgekommen. Die Laternen brannten traurig in öden Gassen und legten ein dunkles Zeugniß ab von der Sparsamkeit des Magistrats; ein leichter Schneefall zitterte in der Luft und milderte die Kälte. Die Männer arbeiteten und präparirten sich zu den morgenden Vorlesungen; oder schliefen und rüsteten sich zum Nachtschwärmen — jetzt konnte man zur Cousine oder zur Schwägerin oder zur Gevatterin hinüberhuschen, und Erkundigungen einziehen und die Last vom Herzen schwatzen. Die Frauen der Professoren riefen den Dienstmädchen, um sich begleiten zu lassen — denn es ereignete sich zuweilen, daß ein biermunterer Student in der Dunkelheit einen Scheinangriff auf die einsame Tugend machte — die Baroninnen befahlen die Equipage oder geboten dem Fußdiener in ehrerbietiger, schutzbereiter Entfernung zu folgen — und hinaus ging es, pelzbekleidet, kaputzenverhüllt.

Bei einer ältern Dame, in einem Hause unweit der gefeiten Burg des „Gelahrten," hatten sich mehrere jüngere Damen versammelt. Jede that verwundert, die andere hier zu finden, und jede war

doch froh des Zusammentreffens. Die Neuankommende ward bestürmt von allen Seiten; man wollte hören, was sie wisse, und dabei erzählten alle eifrig und zugleich, was sie erfahren. Wir treten spät ein, und lauschen nur noch dem Ende des Gesprächs.

„Sie mögen's glauben oder nicht, liebe Gräfin," demonstrirt heftig eine lange, spitznasige Dame; „seiner Frau hat Eduard kein Wort vom Duell gesagt."

„Chère cousine," sagt eine hochgeputzte, kleine, rundliche Frau, die affectirt französisch spricht „le baron n'a que ce qu'il mérite; pourquoi refuser le médécin."

„So sind die Männer," seufzt eine Sentimentale; „um ein spitzes Wort schießen sie sich todt, lassen Wittwen und Waisen zurück, — zum Schutze ihrer Frauen thun sie keinen Schritt."

„Wenn sie noch jung wären," meint eine volle Brünette, „in der Studentenuniform herumliefen; aber Eduard, nahe den Funfzigen; der Baron, ein Fünfundvierziger."

„Es ist aber gar nicht um den Landtagsstreit," sagt die Spitznasige. „Das wollen sie uns nur weiß machen. Die Männer halten alle zusammen. Der Baron hat eine Mätresse in Riga, und Eduard hat sie ihm abspenstig machen wollen."

Da war es heraus, das große Wort! Alle sahen sich an, um zu forschen, welchen Eindruck das Ungeheuerliche gemacht habe! Die Verrätherin des

Geheimnisses benutzte die momentane Pause, um einen neuen Redetriller zu schlagen.

„Oh, der Baron ist nicht der einzige, der den Landtag in Riga dazu benutzt, seine Frau zu betrügen" — ihr Auge durchflog die Gesellschaft, und mehr als ein Antlitz überflammte lebhafte Röthe — „aber so toll, wie er, hat's keiner getrieben! Hat er nicht dem Mädchen ein Haus gekauft; hat er nicht im letzten Jahre 40,000 Rbl. S. auf sein Gut aufgenommen, für wen, als für die Dirne? Und seine Frau härmt sich ab; ihr Pelz ist seit drei Jahren nicht neu überzogen; diesen Winter hat sie ihren Sammethut umändern lassen; nirgends wagt sie sich hin vor Schande ...."

„Vor Stolz," fiel eine Dame ein.

„Sie ist ja ewig leidend," bemerkte schüchtern eine Andere.

„Sie geht mit wenigen, ihr lieben Personen um, und besucht sie fast täglich," sagte die sentimentale Gräfin.

„Pure Bescheidenheit, wenn sie niemand besucht; sie weiß, daß sie wenig zu sagen versteht!" rief eine heftig dazwischen.

„Mais vous dites qu' Edouard fait aussi des siennes," sagte in weichem Tone die Elegante, indem sie an ihren Spitzenärmeln zupfte.

Die Frage war an die Spitznasige gerichtet, die glückselig, wieder allein das Wort führen zu können, losbrach:

„Eduard! Sie denken wohl, weil er hier den Duckmäuser spielt, nicht über die Mauern seiner Burg hinausschaut, und wenn er einmal über die Straße geht, die Augen nicht aufschlägt" —

„Er hat ja blöde Augen," sagte die Sentimentale.

„Nein, blöde Sinne hat er, — mich rannte er um ohne zu grüßen."

„Sie haben alle in seiner Familie einen Tik" sagte die Schüchterne.

„Oh, ma chère, chaque baron a sa fantaisie."

„Nein, nein," übertönte die Hauptrednerin, mit ihrer scharfen, schneidenden Stimme, und der Chorus schwieg wieder. „Eduard ist ein heimlicher Sünder! Uebrigens ist er zu entschuldigen. Wen Gott mit einer solchen Frau gesegnet hat, dem kann man allenfalls nachsehen...."

„Ach Gott, sie ist ja das sanfteste Wesen," rief die Gräfin.

„Ja, eine Frau, die sich versteckt," war die höhnische Antwort.

„Nicht einmal ihre Schwägerin will von ihr wissen," flüsterte die Schüchterne.

„Moi, j'ai une sainte peur pour toutes les femmes catholiques," sagte die Elegante, ohne im geringsten den Ausdruck der Furcht in ihrem frischen, vollen Gesichte zu haben.

„Und ihre Kinder," fiel die Spitznasige wieder ein. „Ist das eine Erziehung! Den ganzen Tag müssen sie drüben beim Pastor hocken."

„Jetzt hat sie die Sorge! Mich soll nur wundern, ob's ihr nahe geht, den Mann zu verlieren!"

Ein tiefer Seufzer unterbricht das Wortgeklänge. Die Schwiegertochter der Hausfrau ist unbemerkt eingetreten, hat sich dem Kreise genähert, und erst ihr unwillkürliches Seufzen verkündet ihre Gegenwart.

„Da bist du ja endlich, liebes, liebes Kind," begrüßt die Schwiegermutter sie und zieht sie an ihr Herz.

Die junge Frau drückt der Matrone die Hand, und verbeugt sich dann stumm vor den Damen.

„Wie sie heute wieder blaß ist," flüstert die Eine.

„Und die Augen so roth — sie hat sicher wieder geweint," lautet die leise Antwort.

„Ist es denn wahr, daß ihr Mann...." wendet sich eine Dritte zu der Nachbarin.

„Pst," lautet die Antwort, „pour une autre fois." Dann wendet sich die junge Frau laut zur Eingetretenen: „Ma chère Aurélie, cette robe verte te va admirablement bien, et ton bonnet est ravissant — d'où as-tu la coupe?"

„Meine Schwägerin hat sie mir aus Petersburg geschickt," antwortet die junge Frau mit weichem Tone.

„Sonderbar," bemerkt leise eine Dame zu ihrer Nachbarin, „sie hat ewig Thränen in ihrer Stimme; das Gleichgültigste kann sie nicht ruhig sagen."

„Es nimmt kein gutes Ende mit ihrem Manne," flüsterte die Angeredete, „die Alten haben ihn verzogen; sie hofften, die Ehe werde ihn vernünftiger machen; aber jetzt plagt er diesen Engel von Frau, und noch sind sie kein Jahr lang verheirathet."

Das Gespräch stockt. Die Gegenwart der schwermüthigen jungen Frau lastet auf allen. Ihre Blicke, in denen der Gram laut spricht — verschüchtern die Gäste. Eine bricht nach der andern auf, und nur die Entfernung der Einzelnen belebt auf Augenblicke die Unterhaltung der Bleibenden.

„Caroline war heute gut gelaunt," heißt es, als die erste, eine kleine, volle, frische Brünette hinausgegangen ist.

„Das ist sie immer, wenn sie boshaft sein kann."

„Nein, ich will Ihnen den Grund sagen," betont die Spitznasige, indem sie aufsteht. „Ihr Mann ist heute auf einige Tage verreis't, — da hat sie freie Hand, und darum eilt sie auch nach Hause."

Auch diese geht. Kaum ist ihre lange Figur hinter der Thüre verschwunden, so heißt es:

„Ich kenne keinen schlechteren Character, als den Louisens. Niemand entgeht ihrer Zunge."

„Sogar der arme Eduard nicht — wie kann sie nur so etwas erfinden!"

„Je vous dirai la raison, ma chère; elle est si laide, que sa vertu ne sera jamais en peril. Elle sait parfaitement bien, que jamais on pourra dire d'elle, ce qu'elle médit des autres. Mais main-

temont, bonsoir, chère baronne, bonsoir mesdames! Chère Aurélie, je suis follement amoureuse de ton bonnet! Fais moi la grâce, de me l'envoyer pour une heure, je t'en prie. Il faut que j'aie cette coupe!“

Ein mattes Lächeln fliegt über das blasse Antlitz Aureliens. „Tu ne me refuseras pas, n'cst-ce pas — je t'en fais cadeau!“

„Non au nom du ciel,“ antwortet die junge Frau, und ihr rothes Gesicht strahlt vor Vergnügen, ihr braunes Auge blitzt, „non je ne veux pas t'en priver. Plutôt ne pas avoir la coupe. Tu dois le garder, il te va si bien — cette barbe avec ces touffes de ruban vert se marie si délicieusement avec la soie de tes cheveux, — non, non; ton mari doit t'adorer comme ça.“ —

„Arthur ne l'a pas même regardé,“ sagt Aurelie leise. „Tu l'auras demain; tu me fâcherais si tu refuses.“

Eh bien,“ sagt die heitere Frau, und umarmt Aurelien. „Nous acceptons. Mais une condition, tu suivras les conseils que je t'ai donnés l'autre jour.“

„Ne m'en parles pas, ma belle-mère nous observe.“

„Ah qu'est ce que ça me fait; ton mari est un ingrat et tu dois le punir. Mais adieu, ange de bonté; je ne serai pas tranquille avant que tu ne sois heureuse.“

Sie eilt davon.

„Eine gute Frau,“ heißt es im Salon, „aber sie hat die Leidenschaft schlecht französisch zu sprechen — und dann putzsüchtig ist sie! Ein wahres Modenjournal!“

„Mein Gott,“ sagt Aurelie, „Ida ist ja glücklich. Ihr Mann liebt sie, warum soll sie sich nicht für ihn schmücken.“

„Und sie ist die wärmste Freundin ihrer Freundinnen,“ unterbricht die sentimentale Gräfin.

„Sie finden alle Menschen vortrefflich, Gräfin! Ich begreife nur nicht, daß Sie in diesem ewigen Paradiese, das sie um sich sehen, keine Langeweile empfinden.“

„Dafür ist gesorgt,“ sagt die Hausfrau scherzend. „Die Phantasie der Gräfin hat genug zu thun, um den Schmutz um sich her in ein Paradies zu verwandeln.“

Die Damen lachten, denn die Gräfin war berühmt wegen ihrer schlechten, schmutzigen Wirthschaft — sie selbst merkte die Anspielung kaum.

Die letzten Besucherinnen sind verschwunden. Die Hausfrau ist mit ihrer Schwiegertochter allein. Wir verweilen noch einen Augenblick in ihrer Nähe. Es ist so behaglich in dem großen Salon, trotz der alten Meubeln aus der Kaiserzeit, die steif und ungefügig mit ihrem vergoldeten Schnitzwerke, den Löwenköpfen an den Armlehnen, an den bemalten Wänden herumstehen. Vor zehn Jahren hat ein Maler aus Deutschland die Wände in pompejanischem Geschmacke gemalt; auf mattgrünem Grunde

hat er dunkelbraunrothe Felder eingetragen, eingerändert mit hellrothen Streifen, goldigschimmernde Löwenköpfe in der Mitte. Kurioser Geschmack für den Salon einer Dame! Aber sie trägt die Schuld nicht; ihr Eheherr bestand auf dem Wappenzeichen seines Hauses. Sie mußte sich fügen; langsam mußte sie den Ernst des Zimmers mildern. Blumentische verwischten die strengen Linien der Wände; Gruppen hoher Topfpflanzen brachen die Eckigkeit der Meubel; hinter den Gruppen belebten Statuen auf hohen Sockeln das Zimmer. Dann drangen allmählig behaglichere Meubel hinein, weiche Couchetten, deren geschweifte Formen früher einen schreienden Widerspruch mit den geraden Linien der Kaisermeubel gebildet hätten, aber jetzt durch die Blumen vermittelt wurden; Lehnstühle und Sessel mit leichten, gefälligen Ueberzügen; zu den massiven Tischen auf vergoldeten Löwenfüßen, zu den Pfeilertischen unter den hohen Wandspiegeln kamen leichtere, beweglichere Tische, — und ehe noch der gestrenge Hausherr begriff, wo das hinaus wollte, trug der Salon das Gepräge der würdigheiteren, bescheidenscherzenden Hausfrau. Die alte Dame war eine edle Erscheinung. Ihr graues Haar bezeugte ihr Alter, verrieth die sorgenvollen, durchwachten Nächte, und doch blickte ihr blaues Auge voll jugendlichen Lebens. Das edle Gesicht mochte von mancher Thräne durchzogen sein; denn sie hatte viel gelitten durch den störrischen, bornirten Sinn ihres Gemahls, durch den Verlust zweier Töchter in der Blüthe der

Jahre, durch das Mißrathen des Sohnes, den der Vater durchaus in seiner Weise erziehen wollte, und gründlich verzog — und bei all' ihren Seelenleiden hatte ihr Gemüth nicht an Freudigkeit und Vertrauen verloren, und verklärte die noch immer schönen Züge. Ihre Bewegungen waren rasch und kräftig, als trotze sie den Jahren und dem Kummer. Die freundliche Theilnahme, die sie an allen Schmerzen nahm; der Rath, den jede bei ihr fand; die gleichmäßige Heiterkeit — der Abglanz ihres innern Adels — die sie allen entgegenbrachte, hatten ihr die Herzen der jüngeren Frauen erobert und sie zum Mittelpunkte der Gesellschaft gemacht.

Die Schwiegertochter — sanft, lieblich, tieffühlend, schüchtern, ihrer Schönheit unbewußt — war früh verwais't, von älteren Schwestern streng erzogen, jung verheirathet, an einen Jüngling, der ihren Werth nicht zu würdigen verstand. Arthur, ihr Mann war ein roher Wildfang, der von der Mutter nur die Schönheit, vom Vater die Bornirtheit geerbt hatte, ohne jeden weicheren Klang im Innern, ohne die geringste Würde im Aeußern. Er hatte seine Braut bewundert, wie er seine Jagdhunde, seine Renner bewunderte — der Frau war er nach wenigen Tagen überdrüssig geworden, weil er nicht einen Pulsschlag ihres Herzens zu begreifen verstand. Die Arme hatte sich zu der Schwiegermutter geflüchtet, welche von Anfang an diesen Ausgang der Ehe vorausgesehen hatte, und die Schwiegertochter mit mütterlicher Zärtlichkeit empfing. Jetzt sitzen die

Beiden nebeneinander. Kein Wort erwähnt der Männer, die sie unglücklich gemacht haben. Aber jeder Blick der Alten sagt, „ich weiß, daß du leidest, mein Kind, durch jedes rauhe Wort deines Mannes, durch jede rohe Liebkosung — ich habe gelitten wie du, aber ich habe Trost gesucht, da, wo aller Trost quillt, und gestärkt habe ich meine Pflicht gethan, und meine Treue hat sich wiederum in Trost verwandelt.“ Und während der leise Austausch des am Tage Erlebten, die Mittheilung der kleinen „Nichts“ in Haus und Hof, zwischen Mutter und Tochter hin und herfliegt, so sänftigt sich mählig der Schmerz der jungen Frau, und das Gespräch erwächst in ernsteren Tönen zu höherer Weihe, zu kräftigerem Troste. —

— Zu derselben Zeit saßen in einem Hause jenseits der steinernen Brücke des Embachs mehrere Damen am Theetische. Obgleich nur zu kurzem Besuche erschienen, so waren sie doch von der gastlichen Hausfrau zur Theestunde zurückgehalten worden. Der Hausherr, ein Professor emeritus, stand neben den Damen, die eine Hand auf eine Stuhllehne gestützt, in der anderen den Hut. Der kleine Mann ist in voller Toilette — schwarzer Frack, weiße Weste; statt des Halstuches das breite, rothe, gelbgeränderte Band des Annenordens um den Hals; der Orden wiegt sich auf der breitfaltigen Chemise. Sein großer Kopf mit wenigen weißen Haaren ist ein Urbild von Häßlichkeit; die breite Stirn ragt so weit, wie der Fleischklumpen, der als Nase dient; der

Mund mit fleischigen, zerbissenen Lippen läßt ein paar Zähne sehen, gerade groß genug, um der breiigen Stimme etwas Zischendes mitzutheilen; das Kinn scheint doppelt — und doch ist es nur der kurze, rothe Hals, der den Schein hervorruft. Alles ist groß am Kopfe dieses Mannes, — die Ohren, die die Nasenlöcher, die Pockennarben, die weißen Augenbrauen — nur die Augen sind klein und gepreßt. — Wir lauschen auf einige Minuten dem Gespräche der Frauen, an welchem der Hausherr lebhaft Theil nimmt.

„Wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu bemerken, meine Damen," sagt er, und wiegt sich auf dem linken, kürzeren Fuße, so daß der Rumpf seines Körpers bald mehr, bald weniger über den Stuhl ragt; „der Baron, der sich heute geschossen hat, hat bei mir gehört — wollen Sie nicht von diesen Roasts mit Küllosströmlingen nehmen, sind sehr zu empfehlen — aber gelernt hat er nichts."

„Lieber Staatsrath," unterbricht eine große Dame in hannöverischem Dialecte, „daran waren Sie schuld. Ihre Vorlesungen waren zu langweilig."

„Hahaha," lachte der Alte, und sein Lachen geht in einen Hustenanfall über, der ihn zwingt, sich abzuwenden, und den Hut vor den großen Mund zu halten. Als er sich wieder umdreht, ist sein Gesicht scharlachroth, nur die Lippen sind weiß geworden.

„Gnädige sind immer scherzhaft," sagt er empha-

tisch. „Man muß sich hüten vor Ihrer Zunge. Kann Sie jedoch versichern, der ganze Adel der Ostseeprovinzen ist durch mich gebildet worden."

„Da merkt man eben nicht große Früchte," sagt eine andere leise in geziertem Tone.

„Wie befehlen?" frägt der Staatsrath, der nicht deutlich gehört hat.

„Die Frau Professorin sagt," berichtet die Hannoveranerin ernsthaft, „daß man die Frucht Ihrer Bemühung an Ihrem Halse bemerkt."

„Danke gehorsamst," erwidert der Alte, und überzeugt sich durch Schaukeln seines kleinen Körpers, daß der Annenorden an seinem Orte ist. „Bei alledem erinnert sich jener Herr," fuhr er fort, „mit Vergnügen der Zeit, wo er auf der Bank vor mir saß, und wenn man die Behauptung aufstellen will, daß er, sowie seine Partei, Feind der Universität ist, so glaube ich widersprechen zu dürfen."

„Aber guter Staatsrath," singt eine ältere Dame im sächsischen Dialecte dazwischen, „es ist ganz gewiß, daß der Baron gesagt hat, es wäre ihm ganz recht, wenn die ganze Universität ganz zur Stadt hinausgeworfen würde."

„Lieber Mann," erhebt jetzt die Hausfrau, die ihren Platz am Ende des Tisches verlassen hat, langsam ihre breite Stimme, „wie kannst du widersprechen. Als ob du nicht selbst wüßtest, wie wenig Zuvorkommenheit ein Professor, und wenn er Ritter und Staatsrath ist, und wenn er von gutem pom-

merschen Adel ist, bei dem immatriculirten Adel Livlands findet."

Der Alte hat wieder einen Hustenanfall, diesmal diplomatisch erkünstelt, denn seine gute Frau hat in ihrer Dummheit verrathen, — was übrigens längst kein Geheimniß ist, daß er vergeblich Schritte gethan hat, in die Adelsmatrikel aufgenommen zu werden.

„Es sind aber nicht alle wie dieser Nimrod," sagt die Hannoveranerin; „bei ihm ist es Princip, die Gelehrsamkeit zu verachten. Er wäre sicher auf seinen unglücklichen Gegner nicht so erbos't gewesen, wenn dieser nicht ein halber Gelehrter wäre."

„Beste Frau Staatsräthin," meint die Wirthin, „ist es Ihr Ernst, daß Eduard mit Recht den Namen eines Gelehrten verdient? Er ist doch nicht Student gewesen? — Aber ist Ihnen nicht ein Stück Torte gefällig?"

Die Angeredete wird roth vor Zorn. Die gutmüthige Wirthin hat wieder einen Bock geschossen; denn die Hannoveranerin weiß, daß man ihrem Manne, trotzdem er Professor ist, nachsagt, er sei nicht Student gewesen.

„Sie denken wohl gar," antwortet sie spitz, „daß man nur gescheit wird, wenn man seine Zeit im Colleg absitzt! Da wären wir Frauen allesammt Gänschen!"

„Nun," sagt die Wirthin besänftigend, „mit den Männern können wir es doch auch nicht aufnehmen. Aber Sie genießen ja gar nichts!"

Eine Berlinerin, eine vortreffliche Frau, leider schwerhörig und noch schwerer begreifend, frägt ihre Nachbarin freundlich: „Was sollen wir nehmen? Wovon ist die Rede?"

„Ist Ihnen nicht ein Stück Torte gefällig?" antwortet die Wirthin statt der Gefragten.

„Ich soll's für meine Kinder mitnehmen," sagt die Schwerhörige, die sieben Kinder zu Hause hat. „Sie sind zu gütig, — wenn Sie erlauben." Und damit packt sie einige Stücken Torte auf den Teller.

„Meine Gnädige," mischt sich der Wirth wieder in das Gespräch, „vor Ihnen streicht jeder Mann die Waffen — Dichterin, Schriftstellerin."

Die Hannoveranerin ist geschmeichelt und besänftigt.

„Sie sind stets galant, Herr Staatsrath," sagt sie in freundlicherem Tone. „Ihre Schüler hätten das wenigstens von Ihnen lernen sollen."

„Ah," lacht der Alte, „über feinen Anstand müßten die Damen Vorlesungen halten."

„Guter Staatsrath," singt die Sächsin, „man könnte noch andere Sachen bei uns lernen. Da haben sich die Männer den ganzen Tag gequält, um die Kugel bei dem Verwundeten zu finden. Ich hab' es meinem guten Manne gleich gesagt, wo sie sitzt, und nachher hat er gefunden, daß ich ganz Recht hatte."

„Ja, Frau Collegin, Sie sind auch ein promovirter Wundarzt," antwortet der Wirth, und spielte auf ein Factum an, dessen die Sächsin sich rühmte.

Sie hatte für die Erfindung einer trefflichen Bandage von ihren Freunden das Doctordiplom erhalten.

„Wo saß denn die Kugel?“ fragt die Gezierte.

Die promovirte Wundärztin flüstert die Antwort leise in's Ohr und Madame wird feuerroth.

„Wie, wo, was?“ plärrt die Wirthin, „ach sagen Sie doch, Frau Staatsräthin!“

Wiederum leise Antwort.

„Nicht möglich! Ist Ihnen aber nicht ein Apfel gefällig? — Lieber Mann, denk' dir 'mal, die Kugel sitzt hinter .....“

„Still,“ ruft die Sächsin, „sein Sie so gut, und sagen Sie es Ihrem Manne nachher, gute Staatsräthin. Mein guter Mann erzählt, daß die gute Frau des Schwerverwundeten den ganzen Tag über ohnmächtig gewesen sei. Sie kann kein Blut sehen.“

„Aber daß dieser alte Mann noch solche Narrenstreiche macht,“ sagt die Hannoveranerin. „Ich hätte ihn für verständiger gehalten.“

„Daran ist sein guter Bruder Karl schuld, gute Staatsräthin,“ rechtfertigt die Sächsin. „Der hat ihm gesagt, er könne gar nicht anders, er müsse sich schießen.“

„Ja, beste Frau Staatsräthin,“ sagt die Wirthin, „eine Beleidigung konnte er doch unmöglich einstecken!“

„Was kann man einstecken? Was sagt die Staatsräthin?“ frägt leise die Berlinerin, die in-

zwischen mit dem Verpacken der Torte beschäftigt gewesen war.

„Ist Ihnen nicht ein Apfel gefällig?" antwortet die Wirthin wieder, und reicht die Obstschale hin.

„Sie sind sehr freundlich," sagt die Schwerhörige, und blickt dankbar auf. „Ich werde ein Paar für meine Kinder einstecken" — und damit verschwinden einige Aepfel in derselben Tasche, in welcher die Torte Platz gefunden hat.

„Und der Baron, dieser schöne Mann, muß wirklich den Arm verlieren?" klagt die Gezierte.

„Glauben Sie nur das nicht," sagt die Wirthin, „man hat ihm nur Angst machen wollen!"

„Da ist gar kein Spaß," meint die Sächsin. „Mein guter Mann hält die Wunde für sehr gefährlich, und was ich davon verstehe, so muß schnell geschnitten werden, damit der Brand; nicht weiter geht."

„Das wäre ein prächtiger Stoff, meine Gnädige, für Sie, zu einem Lustspiel," sprudelt der Wirth heraus, und schlenkert mit dem Hute vor Freuden über seinen Gedanken.

Die Hannoveranerin lächelt. „Oder auch zu einem Trauerspiele. Wir müssen es überlegen, Herr Staatsrath. Ihr alter Schüler sollte aber dabei schlecht wegkommen. Wer mir der Universität zu nahe tritt —"

„Dem schwören Sie Rache! Bravo! Es lebe der Corporationsgeist!"

IV.

Einige Tage waren vergangen. Das Stadtgespräch über das Duell war gefallen; man erkundigte sich noch dann und wann nach den Verwundeten; aber andere Neuigkeiten, die Fastnachtslustbarkeiten überdies, nahmen die Aufmerksamkeit in Anspruch. Zwischen den Studenten war es jedoch zu Reibungen gekommen in Folge der verschiedenen Ansichten über das Ereigniß; man hatte sich aufgebrummt, gefordert, und die Landsmannschaftler freuten sich, einen ernsthaften Grund zu Paukereien zu haben, statt der gewöhnlichen „Lämmereien," wie Baron Alexander jede Veranlassung zum Duell nannte.

Inzwischen hatte einerseits der Gensd'armerieoberst seinen Bericht über den Vorfall gemacht, und nach Petersburg an die dritte Abtheilung der Höchsteignen Kanzlei des Kaisers gesendet; andererseits hatte der Polizeimeister der guten Stadt Dorpat an den Generalgouverneur nach Riga berichtet, und fast gleichzeitig erschienen von Petersburg und von Riga Beamte, um die Sache zu untersuchen. Ihr Erscheinen erweckte noch einmal die Theilnahme für und wider die Betheiligten; wenigstens war man auf den Ausgang der Untersuchung gespannt.

Eduard war zu krank, um verhört werden zu können. Statt dessen wurde die Aussage seines Bruders und Secundanten protocollirt, und da Karl

frei und offen die Wahrheit aussagte, so war eine sichere Grundlage schnell gewonnen. Karl fürchtete keine strenge Bestrafung, weder für seinen Bruder, noch für sich; er stützte sich auf seine Verwandten in Petersburg, wo der Bruder seiner Frau einen der einflußreichsten Posten behauptete. — Der Gegner und sein Secundant bekannten ebenfalls die Wahrheit, und mit einer sichtlichen Befriedigung gab der Baron die Ausdrücke zu Protocoll, mit denen er den friedlichen Eduard beleidigt hatte — denn die Scham über seine ungefährliche, aber schmerzhafte Wunde hatte den stolzen Baron von neuem gereizt. Uebrigens hoffte auch diese Partei, die Strafe werde gering ausfallen, da sie mit dem Civilgouverneur von Livland verschwägert war, und das Urtheil in erster Instanz in Riga gefällt werden mußte. Man hielt allgemein die ganze Untersuchung nur für eine Spielerei, hervorgerufen durch die unvermeidliche Bekanntwerdung des Duells.

Der wahre Sachverhalt war folgender. Schon seit längerer Zeit war der Adel Livlands in zwei Parteien gespalten, die ihr Schiboleth von dem Landtage mitbrachten, und, weil Parteinamen einmal nothwendig waren, als Aristo's und Rothe bezeichnet wurden. An der Spitze jener herrschte die Familie des Barons, — die Rothen waren wirklich, wie auch die Studenten gesagt hatten, führerlos. Gerade vielleicht weil die Partei der Letzteren nicht organisirt war, vielleicht auch, weil es ihr an Leidenschaft fehlte, war der Bruch nicht tief, und ka-

men im gewöhnlichen Leben selten feindliche Berührungen vor — nur auf dem Landtage kam es bei der Debatte manchen Gesetzes zu leidenschaftlichen Erwiderungen, Angriffen, Vorwürfen, Beschuldigungen, u. s. w., welche Duelle zur Folge hatten. Uebrigens standen nicht nur zwischen beiden Parteien eine Menge Indifferenter, — wie jene jungen Männer, die wir am Spieltische und in der Conditorei gesehen hatten. Diese frugen nicht danach, wer triumphire, während nur die Jugend des Adels geneigt war, Partei für und wider zu nehmen. Im Grunde genommen war der Streit kein derartiger, daß er der Regierung hätte gefährlich werden können. Im Gegentheil, beide Parteien, um die Gunst der Regierung nicht zu verlieren, wetteiferten in zur Schau getragener Loyalität gegen das Kaiserhaus, in Aufrechterhaltung ritterschaftlicher Rechte, in Vertheidigung mittelalterlicher Institute, in Ausschließlichkeit gegen das Bürgerthum — sowie nebenbei in Jagdlust, Spiellust, Trinklust 2c. 2c., wer zählt die lustigen Passionen der Barone! Nur um eins einigten sie sich nicht — soll der Este, der seit Jahrhunderten aus dem stolzen Gebieter seines heimatlichen Bodens zum Leibeigenen geknechtet und verthiert ist; dieser elende Fröhnder, seitdem Alexander I. ihn zum Freien ukasirt hat, ohne ihm ein Zipfelchen Landes aus den Haken der Nachkommen der Eroberer zu verleihen — soll der Landbauer, dessen Haß gegen die Herren durch den Druck von 600 Jahren an furchtbarer Intensität gewonnen hat, dessen

Sprache als bittersten Reim „Deutsche, Peitsche,“ *) hat — soll er das Herrenland noch immer träge, lässig, roh und schlecht als Fröhnder beackern; oder soll er für sein Bauerland Pacht zahlen; oder gar, soll ihm Gelegenheit geboten werden, das Pachtland als Grundeigenthum zu erwerben. Das war der Quellpunkt des Haders. „Ihr wollt einen grundbesitzenden Bauerstand,“ sagten die Einen; „Ihr seid Rothe! Euch mögen wir nicht zu Landräthen, nicht zu Kreisdeputirten, nicht zu Kreisrichtern, nicht zu Kirchspielsrichtern! Was bezweckt Ihr denn? Der dumme Este, der jetzt auf seinem warmen Hofe sitzt, kauft sein Land mit Bauernrentenbriefen; kann die Zinsen nicht bezahlen, wird ausgepfändet, vom Hofe gejagt, und liegt dem Lande zur Last als Lostreiber.“ — „Und Ihr wollt die Frohnden nicht ablösen lassen — Ihr seid Aristos! Ihr pflegt den alten Sauerteig, der Euren Grundbesitz entwerthet, Eure Felder unfruchtbar macht, Eure Waldungen verwüstet! Was bezweckt Eure Wirthschaft — daß der Bauer die Scholle haßt, die er gezwungen beackert, daß er jede Gelegenheit ergreift, um von seinem Rechte der Freizügigkeit Gebrauch zu machen, daß er von einem Flecke zum andern zieht, bis er den letzten Rest des elenden, ererbten Hausgeräthes vergeudet hat, und betteln gehen muß!“ — Somit warf jede Partei der andern Mangel an Menschenliebe vor, und jede Partei arbeitete auf den gleichen

---

*) Saksa, maksa.

Ruin ihrer Bauern los. Die Rothen leben ihren Principien selten nach, unter dem Vorwande, daß nur eine gleichmäßige Durchführung ihrer Grundsätze, im ganzen Lande, heilsam sei; und die Aristos bleiben beim alten Schlendrian, weil ja der Erfahrungsbeweis fehle, daß man in anderer Weise weiter komme. — Inzwischen wird seit Jahren keine Debatte unparteiisch geführt, und keine Wahl rücksichtslos vollzogen.

Eduard hatte bei Gelegenheit der Neuwahlen richterlicher Beamte darauf hingewiesen, daß es gefährlich sei, einen wählbaren richterlichen Stand zu haben; daß das verfassungsmäßige Recht, nach drei Jahren Richter abzuwählen, nur äußerst vorsichtig ausgeübt werden müsse; daß dieses Recht, als aus einer barbarischen Zeit herrührend, jetzt nicht mehr anwendbar sei, wo meist studirte Beamte angestellt seien; und daß man sich nicht etwa verleiten lassen möge, Parteirücksichten bei der Umwahl obwalten zu lassen. — Dawider war der Baron losgebrochen, hatte die aufgestellten Sätze einen Verrath an der Ritterschaft genannt, hatte Eduard einen Stubenhocker gescholten, einen unpraktischen, taktlosen Menschen, der nicht wisse, was um ihn her passire. Die Richter wären Ehrenbeamte, schlecht besoldet, hätten es nur mit Bauern zu thun; man thäte ihnen einen Gefallen, wenn man sie ihrer Last enthöbe, und reihum andere damit belaste. Dabei war sein Ton so heftig, seine Ausdrücke so maßlos gewesen, daß Eduard sich genöthigt gesehen hatte, den Baron

zu fordern — und der Ausgang des Duelles ist bekannt.

Es versteht sich von selbst, daß eine genaue Darlegung der Sache nicht im Protocolle niedergelegt wurde. Die untersuchenden Beamten begnügten sich, die nächste äußere Veranlassung und den Verlauf des Duelles auseinanderzusetzen. Ihre Berichte nach Riga und Petersburg lauteten fast gleich; denn wo irgend Verträglichkeit vorhanden ist, vermeiden es in Rußland — wie auch wohl anderswo — Beamte verschiedener Ressorts, verschiedene Darstellungen desselben Ereignisses zu geben, um nicht neue, langweilige Untersuchungen zu veranlassen. In Folge des empfangenen Protocolls beantragte der Generalgouverneur in Riga die Bestrafung beider Parteien, und legte laut erhaltenem Befehle das Urtheil zur Bestätigung dem Kaiser vor. Dieser milderte das ohnehin schon milde Urtheil. Eduard sollte mit acht Monaten, der Baron mit sechs Monaten Festungsarrest büßen; die Secundanten kamen mit sechs Wochen Hausarrest davon. Es sollte, so milderte der Kaiser, beiden Gegnern die Zeit ihres Krankseins als Strafe angerechnet werden.

Als den Herren das Urtheil bekannt gemacht wurde, lag Eduard noch krank darnieder, aber die Gefahr war verschwunden. Er konnte schon wieder einige Stunden am Tage lesen, und hatte um sich her eine kleine Bibliothek von Incunablen aufgestellt. Ihn traf die Drohung des Festungsarrestes nicht, —

er sah voraus, daß er das Zimmer noch hüten müsse, wenn die Strafzeit abgelaufen war.

Anders der Baron. Dieser trug zwar zu Hause den Arm noch in der Binde; aber sein trotziger Sinn hatte längst den Rath des Arztes verachtet, und duldete die Binde nicht, wenn er sich öffentlich zeigte. Er mußte die Reise nach der Festung Dünamünde antreten. „Spielt mir der verdammte Bärenhäuter auch noch den Streich, daß er mich allein auf die Festung gehen läßt," rief er; „unterdessen liegt er behaglich seine Strafe im Bette ab."

Nun ward es freilich nicht schlimm mit dem Aufenthalte auf der Festung. Der Baron wußte sich durch die Nähe Rigas, das er in einer Stunde von Dünamünde aus erreichen konnte, zu trösten; und da es bald hieß, er habe seine Mätresse, um nicht zu weit zu fahren, in der Vorstadt Dünamündes eingemiethet; so wollten viele behaupten, der Zorn über die Bestrafung sei nur eine Komödie gewesen für die arme Frau Baronin.

Zweite Episode.

Adelig.

I.

Dorpat, das alte Tarbeta, liegt zu beiden Seiten des Embachs, der ungefähr sechzig Werst im Südwesten von der Stadt, ohnweit des Odenpä entspringt, durch den Wirzjerw fließt, und nachdem er einen breiten Bogen beschrieben, neunzehn Werst südöstlich von der Stadt in mehreren Armen in den Peipus-See mündet. Der Reisende, der von Riga kommt, trifft am Rande der höheren Ebene, auf dem er die letzte Meile vor Dorpat gefahren, die ersten Häuser der Stadt, die sich allmählig zum Thale des Embachs hinabsenkt. Ein Ausläufer jener Hochebene, von dieser durch eine breite Schlucht getrennt, bildet den sogenannten Domberg, einen länglichen, früher zweiköpfigen Hügel, jetzt auf seiner Oberfläche fast durchgehends geebnet, mit Parkanlagen bedeckt, in denen die Sternwarte, das anatomische Theater, die Klinik und die prachtvolle Domruine, jetzt zum Theil zur Aufstellung der Universi-

tätsbibliothek benutzt, zerstreut stehen. Auf dem linken Ufer des Embachs liegt der meist aus hölzernen Häusern gebaute neuere Stadttheil, mit der alten Stadt durch zwei Brücken, einer hölzernen, oberen, und einer steinernen, unteren, verbunden. Auch der jüngere Stadttheil zieht sich aus dem sumpfigen Thale, in welchem er größtentheils liegt, zu dem Plateau hinan, auf dem die Straße nach Petersburg führt. Der Anblick der Stadt vom Rande des nördlichen Plateaus aus ist reizend, vorzugsweise im Frühlinge, wenn das junge Grün der Bäume die Dächer überragt, die Massen blühenden Flieders aller Orten das Gemälde beleben. Der Domberg mit seinen stattlichen Bauten, die hinter dem Laubschmuck emporsteigen, ist dann der Mittelpunkt des lachenden Bildes; der Embach, in der Nähe freilich durch seine schmutzigen, vernachlässigten Ufer unschön, schimmert in der Tiefe und spiegelt dem Beschauer auf der Höhe die Doppelstadt wieder. Einst freilich mag das Gemälde reicher ausgestattet gewesen sein, als eilf Kirchen ihre Thürme stolz in die Luft steigen ließen, als stattliche Mauern und sichere Wälle der Stadt, die sich jetzt unbehindert verläuft, feste Gränzen markirten; als auf dem breiten Flusse eine Insel sich erhob, mit einem Fort gekrönt, als eine Kriegsflotte sich auf seinem Spiegel schaukelte. — Jetzt erscheint Dorpat aus der Ferne als eine freundliche Landstadt — in der Nähe zeigt sie viele dunkle, schmutzige, elende Partieen. Es regt sich, es quält sich, als Universitätsstadt Ehre einzulegen, als Lieb-

lingsstadt des umwohnenden Adels eine zweite Residenz Livlands zu werden — aber vergeblich. Es liegt in den eigenthümlichen Verhältnissen, daß die Stadt langsam, und kaum sichtbar gedeiht. Die Universität nimmt an den städtischen Lasten nicht Theil; ihre Gebäude stehen auf eigenem Grund und Boden; jeder Universitätsbeamte kann durch Kauf ein Haus von Abgaben befreien. Ein Theil der Häuser steht auf landschaftlichem Grunde, und ist ebenfalls ausgenommen von den Steuerlasten der Stadt. So sind die Einkünfte, die der Magistrat zur Verschönerung der Straßen verwenden kann, äußerst gering. Ein großer Theil der Straßen ist ungepflastert — im alten Stadttheile, auf dem rechten Flußufer, führt eine Straße den Katasternamen Dreckstraße, ohne etwa ausschließlich auf diesen Ehrentitel ein Recht zu haben; im Stadttheile auf dem linken Ufer heißt eine Straße Steinstraße, weil sie lange Zeit die einzige gepflasterte war, und noch heutzutage diesen Vorzug nur mit der Petersburger Straße theilt. Der Wohlstand der Bürger ist gering; das bezeugen die alten, verfallenden, in Schmutz versinkenden Häuser. Die Universität giebt ihnen geringe, und oft durch das Schuldenmachen der Studenten sehr fragliche Nahrung. Die Adelsfamilien, die zum Theil dauernd, zum Theil nur in den Wintermonaten in Dorpat wohnen, sind entweder nicht sehr reich, oder beziehen die Luxus- und Modeartikel aus Petersburg. Dadurch kränkeln die Gewerbe, und von Fabrikthätigkeit ist nicht die Rede.

Wir überschreiten die hölzerne Brücke, und gehen auf der Straße, die sich aus dem Flußthale bergan zieht und nach Petersburg führt. Am letzten Hause der Stadt, wo rechts der Posten der Steuerwache ist, welche das Einpaschen von Schnaps, Wein und Bier verhindern soll, wenden wir uns links, und gehen einen Weg entlang hinter den äußersten Gärten der Stadt. Nach wenigen Schritten erreichen wir ein kleines Häuschen, dessen Fronte dem freien Felde zugekehrt ist, mit der Aussicht auf die Kirchhöfe, die in geringer Entfernung davon durch ihre Grabmonumente sich kenntlich machen. In jenem Häuschen wohnt ein junger Mann, kaum dreißig Jahre alt. Er hat eine traurige Wohnung gewählt. An seinem Hause geht Niemand vorüber; im Winter ist der Weg verödet, und selbst im Sommer — wer hat dort etwas zu suchen! Zwar sind noch weiter hin einige Gartenhäuser; aber man erreicht sie bequemer auf andern Wegen. Aus der Ferne klingen die Glocken der Post von der Poststraße herüber; ein trauriger Ton, wenn man nicht reisen kann, wenn man an die enge Wohnung wider Willen gefesselt ist. Dann sieht man auch in der Ferne jeden Leichenzug, diese wehmüthigen Karawanen, die nach der einzigen wahren Oasis der Erdenwüste wallen, um den hingesunkenen Wanderer zu betten; aber ist das ein freudiger Anblick, wenn man das Leben liebt, trotz der Noth und des Elends, das es mit sich führt? — Es war nicht Schwermuth, nicht Menschenhaß, nicht Ruhebedürfniß, wel-

che den jungen Mann bewogen hatten in jenes Häuschen zu ziehen, in welchem er mit einem Bedienten, der zugleich Kutscher war, und einer Köchin wohnte. Die Armuth hatte ihn zu dieser Wohnung verdammt. Wer den jungen Mann sitzen sah, heiter schwatzend, plaudernd mit einer Zungenfertigkeit, die Weiber neidisch machte, der hielt ihn für glücklich. Seine breite Brust, sein volles Gesicht, mit reichem Haar- und Bartwuchs, ließen auf kräftige Gesundheit schließen; ein jeder, der ihm nahte, hörte jedoch bald aus seinem Munde, daß er nie auf seinen Füßen gestanden habe. In frühester Kindheit hatte ihn die Amme fallen lassen. Da sie ihr Ungeschick verheimlichte, so konnte gegen die Folgen des Falls erst eingeschritten werden, als es längst zu spät war. Kein Arzt, kein Bad half, um eine vollständige Lähmung der Beine zu verhindern. Der Knabe wuchs heran, scheinbar gesund, und doch ein Krüppel. Seine Mutter starb früh. Sein Vater, mit vier kleinen Kindern im Hause, half sich durch Bonnen und Gouvernanten, so gut es ging; aber die Wirthschaft war schlecht, und trotz der hohen Einkünfte seines Postens konnte er nichts erübrigen. Als schon die älteste Tochter erwachsen war, fiel es dem Vater ein, noch einmal zu heirathen, damit die Pension, welche seine Wittwe von der Freigebigkeit des Kaisers zu erwarten hatte, den Kindern gesichert würde. Er wählte eine junge Frau, damit sie recht lange die Pension genieße; er wählte ein Mädchen ohne Namen, ohne Vermögen, damit sie aus Dank-

barkeit für die Kinder sorgen möchte — aber er wählte schlecht. Zunächst kamen noch mehrere Kinder an; der Alte kraute sich den Kopf — wer mochte wohl der Vater sein! Ehe er noch das Räthsel gelös't hatte, starb der siebenzigjährige Greis. Die Stiefmutter erhielt nun wohl die schöne Pension, welche der Kaiser selten den Wittwen verdienter Generäle zu verweigern pflegt — aber sie theilte sie nicht mit den Stiefkindern. Diese mußten für sich selbst sorgen. Die älteste Tochter, demoiselle d'honneur der Kaiserin, blieb unverheirathet, und lebte von einem kleinen Jahrgehalt, den ihr die Kaiserin gab; die zweite, ein schönes, kräftiges Mädchen, fand bald Verehrer genug, und schnell einen Mann, der freilich weder schön, noch reich war, aber einen einträglichen Posten hatte. So konnte sie nach Lust und Laune ihre Neigungen befriedigen, wie sie es im Vaterhause gelernt hatte. Der jüngere Sohn fand ein Unterkommen in einem Kadettencorps. Der ältere, der Krüppel, hatte das traurigste Loos. Er hatte so viel gelernt, als es eben anging — lesen und schreiben in mehreren Sprachen. Da brachte man ihn denn auf kurze Zeit in die Kanzlei eines Ministeriums, um ihn nach einem Jahre seiner Krankheit halber zur Pensionirung zu empfehlen. Es war ein Puppenspiel, doch gelang es, Dank der Vetterschaft des seligen Vaters. Nun reichten die 600 Rbl. Pension freilich nicht weit. Denn der Arme bedurfte der Pflege mehr als jeder andere. So etablirte er sich in Dorpat, in der Hoffnung,

von nahe wohnenden Verwandten unterstützt zu werden. Das kleine Häuschen kostete wenig Miethe; hatte Stallraum für sein Pferd; und dann konnte man dort bequem die Almosen an Holz, Heu, Hafer, Gemüse ꝛc. empfangen, die eine Zeitlang so reichlich zuströmten, daß noch davon verkauft werden mußte. Auch rechnete er auf die Gastlichkeit des Adels in Dorpat. Ein mechanischer Rollstuhl, der ihn auf allen Ausfahrten begleitete, setzte ihn in den Stand, sich ohne fremde Hülfe in jedem Salon zu bewegen. Der arme Teufel war so lebenslustig, daß er Tag für Tag Gesellschaft suchte, daß er kein Fest, keinen Ball versäumte. Wenn man ihn anfänglich aus Mitleid einlud, so that man es bald aus Furcht; denn wehe dem, der ihn vergaß! Binnen kurzer Zeit hatte er das Terrain der Stadt vortrefflich studirt, alle Geheimnisse abgelauscht, und was er nicht erfuhr, hatte er errathen. Nun gab er reichliche Proben seiner Bosheit, so daß man seine Zunge nicht gegen sich zu reizen wagte. Seiner Stiefmutter sagte er alles mögliche Schlechte nach, zählte ihre Liebhaber an den Fingern auf, und entwarf so komische Schilderungen von ihrem Leben, daß man nothwendig darüber lachen mußte. Seine ältere Schwester stand auch nicht gut angeschrieben in seiner Erinnerung; er setzte deutlich auseinander, daß sie nur deshalb nicht geheirathet habe, weil der jedesmalige letzte Geliebte den vorletzten verdrängt habe, und wieder abgezogen sei, wenn ein neuer am Horizonte des unersättlichen Ehrenfräuleins auf-

tauchte. Aber am tollsten ging es über die jüngere Schwester her. „Sie wissen doch," sagte er — „ach nein, Ihnen habe ich es noch nicht erzählt. Also ihr Mann ist Polizeimeister in S. —, die Stadt liegt an der Wolga, und hat lebhaften Handel. Der Halunke hat kein Vermögen, und ladet sich solch' eine Frau auf den Hals. Sein Gehalt ist erbärmlich, 1200 Rbl. S., und davon soll er noch seine Kanzlei unterhalten. Nun, ich weiß, er versteht es, seinem Schaden abzuhelfen. Zu seinem Namenstage, zu Neujahr und zu Ostern kündigt er ein großes Frühstück an, wozu er alle reichen Kaufleute von S. einladet, ihnen aber nichts vorsetzt, verstehen Sie wohl! Die kommen an, gratuliren ihm, und deponiren den schuldigen Tribut ihrer Hochachtung auf dem Schreibtische. Das heißt man auf Russisch „nichts nehmen," aber „kriegen." Dafür verschont sie mein Schwager und meine Schwester mit ihrer Kundschaft. Denn wer nichts bringt, der hat das Vergnügen, bei sich die Einkäufe gemacht zu sehen, an Wein, Zucker, Thee, Spitzen, Tüchern, Kleidern, Oel, Lichten u. s. w. — nun Sie begreifen, was zur Wirthschaft eines Nimmersatten gehört, und was eine Frau zu ihrem Putze gebraucht, sogar wenn sie nicht weiß, daß sie hübsch ist." —

„Aber wird denn das geduldet?"

„Na hören Se 'mal, thun Se man nich so — sagt der Berliner — ich habe nämlich eine Bonne aus Berlin gehabt, die mir mein höheres Deutsch beigebracht hat — Sie werden doch nicht denken,

daß danach ein Hahn kräht, wenn ein Russischer Polizeimeister seine Waaren auf Rechnung bezieht, oder ein Kaufmann eine Handvoll Papierrubel auf dem Büreau aus Versehen liegen läßt! Fragen Sie einmal unseren Polizeimeister, meinen Freund, ob der in den drei Jahren, die er hier kommandirt, jemals beim Kaufmann gefragt hat, was er schuldig ist? Ob der nicht jeden kennt, der ein Paar Hundert Rbl. S. zufällig liegen hat? Dem wird dann eilig eine Visite gemacht, und ihm abgeborgt, so viel es eben geht. Nein, lieber Freund; Polizeimeister sind eine Erfindung Peters des Großen zur Aufrechterhaltung der Spitzbüberei, zur Erhebung von unfreiwilligen Steuern, zur Vorbereitung der Bürgercanaille für die Kunst, alle Beamte, große und kleine, systematisch zu bestechen. Nur ist die Erfindung nicht patentirt, und es giebt viele Pfuscher unter den Herren grands et petits maîtres de police. Der von Riga ging weg, hinterließ 10,000 Rubel Silber Schulden, die ihm der Kaufmannsstand feierlich schenkte — heißt das nicht das Geschäft verderben! Als ob man sich da noch schenken ließe, wenn man den Leuten die Ehre angethan hat, einige Jahre auf ihre Kosten zu leben! — Aber wohin schweift mein blöder Sinn! Sie sind schuld an der Parenthese; ich wollte Ihnen ja sagen, was meine Frau Schwester für eine ist! Sehen Sie, Sophie trägt einen Dolch in der linken Tasche ihres Kleides" —

„Einen Dolch!"

„Ja, einen Dolch, steckt in einer Scheide von Tulaer Arbeit, hat einen Griff von Tulaer Arbeit, und ist selber Tulaer Arbeit. Besagter Dolch dient dazu, ihre Ehre zu vertheidigen, wenn sie des Abends ausgeht, und etwa die verlorne Ehre wiederfinden sollte, die sie schon manche Nacht bis zur Morgendämmerung gesucht hat — leider bis dato vergeblich. Nun hat sie einmal publiciren lassen wollen, „Verloren wurde ꝛc. — wer es wiederbringt, erhält eine angemessene Belohnung." Aber erstens muß das Gefundene auf dem Polizeibüreau abgegeben werden, und da bekommt es der Verlierer niemals wieder; und zweitens könnten sich so viele melden, die gefunden haben wollen, daß sie am Ende selber nicht wüßte, ob dieser und jener wirklich die Ehre gehabt habe, ihre Ehre in seinen Händen zu besitzen. Also sucht sie noch immer selber. Nun ist sie wirklich schön; die Kinder meines Vaters haben alle das Vergnügen, hübsch zu sein; ein Beispiel sehen Sie an mir — wenn nur das Fußgestell nicht durch die Schuld meiner Ernährerin verdorben wäre! Aber meine Schwester hat die satanische Schönheit, die sich hinter scheinbarer Ehrbarkeit verbirgt. Zuweilen, wenn sie will, schauen ihre grauen Augen so ruhig darein, so weich, so demüthig, daß man glauben möchte, sie sehnt sich nach ländlicher Einsamkeit, nach idyllischem Schäferleben, nach klösterlichem Frieden. Und dann wieder lodert ein Feuer in den Augen, die plötzlich schwarz erscheinen; eine Gluth sprüht hervor, an der ganze Garderegimenter sich versengen können. Sie

verbirgt ihr Spiel mit solcher Schlauheit, daß man glauben muß, sie hat in den Windeln schon das Handwerk studirt. Das ist meine Schwester — hüten Sie sich vor ihr. Wenn Sie ihr gefallen, sind Sie verloren — sie saugt Sie aus, wie eine Pommeranze, und wirft Sie weg."

„Hat sie Kinder?"

„Mann!" lacht der Krüppel, und rollt seinen Stuhl zwei Schritte zurück. „Haben Sie denn das noch nicht begriffen, daß diese Art den süßen Reiz des Muttterseins niemals empfindet, verschmäht — das kostet zu viel Zeit!" —

In solcher Weise hatte sich der Krüppel eine Stellung geschaffen, die freilich nur in einer Stadt, wo Klatscherei Bedürfniß ist, möglich war. Ein jeder konnte sich sagen, daß ein Mensch, der in seiner Gemeinheit die Schande seiner Familie aufdeckte, der eine gewisse Befriedigung darin fand, die nächsten Verwandten zu brandmarken, — daß dieser die Fremden noch viel weniger schonen würde. Aber man duldete ihn, weil er „so gar putzig" alle zurichtete, und schließlich glaubte man ihm nicht alles, weil er mehr als einmal auf offenbaren Lügen ertappt wurde.

Der Krüppel erhielt selten Besuch, und liebte es auch nicht, Fremde bei sich zu sehen. Seines ärmlichen Mobilars schämte er sich zwar nicht; er trug sogar mit einer Art Cynismus seine Armuth zur Schau. Aber der Krüppel war — eifersüchtig.

Eine bildschöne Estin hatte er sich zur Köchin erkoren; eigentlich zum Mädchen für Allens, wie er selbst zu sagen pflegte; und ein Kindchen, das im Hause herumlief, nannte er ruhmredig sein eigenes. Nun mochte er doch den Schatz nicht jeden sehen lassen, und bewachte ihn, so gut es ging. Ein Besucher kam regelmäßig zu ihm, der Polizeimeister der Stadt, ein alter Obristlieutenant. Dieser schickte ihm des Morgens den „Invaliden," und kam um zwölf Uhr, um sich die Zeitung selbst wieder abzuholen und die Neuigkeiten der Stadt gegen die Neuigkeiten des „Invaliden" auszutauschen. Dem jungen Mann war kein Name unbekannt, der im Invaliden stand; er kommentirte jede Ernennung, jede Absetzung, jedes Avancement, jede Ordensverleihung. Das machte dem alten Obristlieutenant Vergnügen, um so mehr, da in Dorpat außer einigen Russischen Professoren, Geistlichen und Beamten, niemand so gut Russisch sprach, als der Krüppel, und der Polizeimeister der deutschen Stadt fast kein Wort Deutsch verstand.

Eines Morgens, in demselben Februar, als das Duell stattgefunden hatte, saß der Krüppel auf seinem Bette, und las den Invaliden. Auf einmal jauchzte er laut auf, ließ die Pfeife fallen, rief, schrie nach seinem Mädchen für Allens, und konnte kaum erwarten, daß sie kam. „Gritta," rief er, als sie eintrat „komm, laß dich umarmen! Was soll ich dir geben? Ich bin so froh! Willst du einen Shawl, ein neues Kleid, einen Hut? So sag doch!

Du hast nie einen Hut tragen wollen, — du mußt, jetzt mußt du!"

„Warum muß ich, Herr!" antwortete das Mädchen mit sanfter Stimme. „Damit alle Welt erfahre, daß ich nicht mehr Mädchen bin? Damit sie mich auslachen, wenn ich nach dem Dorfe komme, und mich eine Deutsche schimpfen? Habe Noth genug! — Laßt mich! Hier habt Ihr Eure Pfeife wieder; wollt Ihr aus dem Bette, so will ich helfen Euch ankleiden."

„Setz dich zu mir, Gritta," sagte der Krüppel schmeichelnd, „ich will, du sollst dich freuen, weil ich mich freue."

„Was habt Ihr denn, daß Ihr so ausgelassen seid? Ihr seid doch nicht General geworden?"

„Und wenn ich's geworden wäre, es würde mich nicht halb so froh machen! Nein, ich bin nichts geworden, aber er hat aufgehört etwas zu sein!"

„Wer?" frug das junge Weib, und näherte sich dem Bette, „von wem steht in der Zeitung da geschrieben?"

„Von meinem Herrn Schwager!" rief der junge Mann jubelnd. „Von dem angetrauten Manne meiner Schwester! Man hat ihm seine Stelle genommen."

„Ach, und darüber freut Ihr Euch! Wie schlecht seid Ihr doch! Habt Ihr denn kein Herz?"

„O ja, Gritta," lautete die zärtliche Antwort; „aber nur für dich, wenn du mich liebst nämlich!

Aber für meine Schwester habe ich keins," fuhr er heftig fort. „Hat sie sich jemals um mich bekümmert? Hat sie gedacht, mir von ihrem Ueberflusse zu geben? Sie lebten dort in S. in Saus und Braus, und niemand dachte daran, daß ich hier Noth leide. Sie verschwendeten, und ich darbte."

„Nun," tröstete das Weib, „Euch fehlt es auch an nichts. Habt Eure warme Stube, Euer gutes Mittagbrod, Euer Pferd —"

„Und dich nicht zu vergessen, Gritta," fiel der Baron ein. „Wem danke ich das? Meinem seligen Vater etwa, der mich mit einer bösen Stiefmutter gesegnet hat? oder meinen Schwestern, die alle Männer lieben, nur mich nicht? — Nein, wie sie mich verstoßen haben, so verschließe ich mein Herz vor ihnen! Aber komm doch, du garstige Dirne," unterbrach er sich ungeduldig. „Freue dich mit mir, Gritta." Dabei rutschte er ungeduldig auf seinem breiten Bette hin und her.

Gritta schob den Rollstuhl an das Bett, und sagte in rauherem Tone: „Steht auf, Herr! Ich habe jetzt keine Zeit zum Scherzen. Das Mittagessen muß gekocht werden, sonst schmollt Ihr, daß die Suppe nicht zu rechter Zeit fertig ist. Heute sollt Ihr Schusterfisch essen, den man Euch geschickt hat, ganz frisch aus dem Embach. Und wenn Ihr spielen wollt, so bringe ich Euch das Kind herein."

Damit gab sie dem Krüppel die Kleider, und half ihm beim Ankleiden. Er suchte ihre Hände zu fassen, sie an sich zu ziehen; aber die derbe Estin

verstand keinen Spaß; sie wies ihn zurück und entfernte sich schnell, als der junge Mann auf dem Rollstuhle saß. Jetzt konnte er sich helfen. Der Stuhl ward vor den Spiegel geschoben, Haar und Bart in Ordnung gebracht, die Nägel geputzt, wobei ein estnisches Liedchen gebrummt ward. Das Halstuch ward umgeschlungen, mit besonderer Vorsicht, daß der Knoten zierlich stehe; dann, als die Toilette fertig war, ward eine Rundreise im Schlafzimmer gemacht, der Invalide vom Tischchen neben dem Bette geholt; vor dem Tabakstische ward nach einer genauen Prüfung des Cigarren- und Papirosvorrathes ein Etui mit beiden angefüllt, und eine sauber abgeschnittene Cigarre angezündet. Eine zweite Station ward vor einem Schränkchen gemacht, zu welchem der Baron den Schlüssel am Halse trug. Hier lag das Geld, die kleinen Kostbarkeiten, ein Buch, in welchem die erhaltenen Geschenke, die empfangenen Einladungen und die gemachten Besuche notirt waren — und endlich stand hier eine kleine Flaschenbatterie, mit Liqueuren gefüllt. Nachdem er im Buche studirt hatte, wem er heute die Ehre seines Besuches gönnen sollte, prüfte er die Liqueurflaschen, und entschloß sich schließlich zu einem Maraschino. „Bravo," sagte er laut, als er den fetten, duftigen Liqueur aus einem Gläschen langsam eingeschlürft hatte, schnalzte mit der Zunge, und sah die weißen Thränen im Glase herunterrinnen, die sich unten zu einem letzten Tröpfchen sammelten. „Bravo! Mein Vetter Karl soll leben! Ein ver-

flucht gescheuter Gedanke, da dicht bei der Stadt auf seinem Gute eine Liqueurfabrik anzulegen; und noch zehnmal gescheuter ist, daß er mir meinen kleinen Keller mit seinen deliciösen Liqueuren füllt! Ich müßte doch die Reihefolge feststellen, in welcher ich die Burschen da in Angriff nehme. Gestern ein Persico, vorgestern ein Crême de poires, — war etwas zu süßlich, man schmeckt das Bergamottöl durch; vorgestern ein Crême de café, herrliches Aroma, aber verflüchtigt sich zu leicht, die Flasche darf nicht lange stehen; morgen einen Crême de thé, diesmal etwas spitz gerathen, stößt an der Zunge an; und übermorgen Liqueur des isles, mein kräftiger Liebling! — A rivederci, Signorine Bottiglie!" — das letzte Tröpfchen ward aus dem Gläschen geleckt, dann alles wieder in Ordnung gestellt, das Schränkchen verschlossen, — und der Baron rollte sich jetzt in das vordere Zimmer. Hier sah es ziemlich leer aus; keine Spur von Bequemlichkeit; kein Sopha lud zum Sitzen ein; einige harte, alte Stühle, ein Paar Tische, zum Theil mit Büchern bedeckt, war das ganze Mobilar. Der Arme empfing seine Besucher in diesen kahlen Räumen, die wahrlich nicht zum Bleiben nöthigten. Er selbst saß bequem, und das war ihm genug.

Der Baron studirte die Zeitung von neuem, und durchlas sie bis auf die letzte Zeile, bis auf die Annoncen vom Buchhändler Issakoff, und das „Gedruckt in der Typographie des Kriegsdepartements." Während er noch einmal den Tagsbefehl,

seinen Schwager betreffend, aufsuchte, und eine stille Freude über sein Gesicht flog — den Rauch der Cigarre zog er dabei mit sichtlichem Behagen durch die Nase — da klingelte es an der Thür! „Gritta," rief der Krüppel; aber Gritta hatte den Klang schon gehört, und eilte zu öffnen. Es war der Polizeimeister, der eintrat. Der Baron rollte ihm ein Paar Schritte entgegen, begrüßte ihn freudig, und nachdem die Beiden sich die Hände gedrückt, nahm der Oberstlieutenant Platz am Fenster. Es war eine stattliche Figur, etwas bunt im Gesicht. Das Roth der Backen und der Nasenspitze, jetzt durch die friche Luft erhöht; der gelbe, kränkliche Grundton der Hautfarbe, die grauen Haare und der graue Schnurrbart, sahen freilich nicht schön aus, um so weniger, da die Züge nicht fein waren. Aber der Sechziger schaute gutmüthig d'rein; man glaubte ihm auf den ersten Blick, daß er nicht aus Habgier Contributionen beitrieb, sondern um den wahrhaften Bedürfnissen seiner Familie abzuhelfen. Wirklich war er beliebt in der Stadt, und die Kaufleute sahen ihn gern, trotz der seit Jahren unbezahlten Contos. Er nahm nur so viel, als er brauchte, und drückte die Leute sonst nicht.

„Nun, was," hub er an, „Sie haben gelesen, Eduard Romanowitsch; was sagen Sie jetzt?"

„Ja, ich habe gelesen, Nikolay Gabriilowitsch," antwortete der Baron; „lange schon dacht' ich, es müßte so kommen. Hat mich darum nicht überrascht, aber doch gefreut."

„Und Sie wissen den Grund?"

„Was wird der Grund sein! Mißbrauch im Dienste!"

„Mißbrauch! Nein, Baron; kann sein, Ihr Schwager ist nicht schuld. Da, was ich gehört habe! Ein Officier ist von Petersburg gekommen, der hat mir's erzählt."

„Sprecht, Nikolay Gabriilowitsch, sprecht," rief der Krüppel, und rollte seinen Stuhl dicht heran.

„Sieh, es war eine Revision in der Stadtkasse, und sie haben gefunden, daß dreitausend Rubel Silber fehlten. Dafür ist dein Schwager verantwortlich. Den Kassirer haben sie unter Gericht abgegeben. Was wird herauskommen? Dein Schwager und sonst noch wer müssen bezahlen und ein andermal besser hinsehen."

„I, sie werden auch ihr Theil davon in der Tasche haben!"

„Kann sein, kann auch nicht sein. Dein Schwager ist schon in Petersburg."

„So, da bin ich neugierig, was der nun anfangen wird. Wahrscheinlich kommt er herüber zu seinem Vater. Wird einen schönen Spaß geben, wenn meine Schwester auf dem Lande leben soll."

„Was ist da weiter! ..... nu, das Gut des Schwiegervaters ist ja nur 10 Werst von der Stadt entfernt. Sie kann alle Tage hereinkommen; Pferde haben sie da genug. Wenn 's ihr Spaß macht, kann sie im Sommer auch auf dem Embach herü-

berschwimmen; 's ist zwar ein bischen langsamer, aber angenehmer!"

„Das ist ganz gut. Aber wo findet sie hier Männer? Ohne Courmacher kann sie nicht leben, und noch dazu jetzt, wo sie keine Wirthschaft haben wird."

„Denkst du denn, daß Eure Barone die Sache nicht auch verstehen? Wird sich schon machen. Sei ruhig! Für dich, Eduard Romanowitsch, ist es gut, daß sie herkommt. Da hast du doch einen Verwandten mehr."

„Du glaubst, Nikolay Gabriilowitsch! Das ist mir ganz gleichgültig. Ich will nichts wissen von der Schwester, und von den .....auschen noch weniger. Stolzes Volk, und dumm dazu. Thuen gerade, als ob sie Herren des Gutes wären, das sie in Pacht haben. Hat sich der Narr, der Feodor, nicht einfallen lassen, auf seine Visitenkarten zu stechen: Baron Feodor .... auf .....au!"

„Ja, sein Vater hat's schon 25 Jahre in Pacht, und jetzt wieder auf neue 25 Jahre. Wenn er stirbt, geht die Pacht auf den Sohn über. Ein schönes Geschäft. Für dreitausend ein solches Vermögen zu pachten! Die Beihöfe, die sie wieder verpachtet haben, geben allein dreitausend. ....au und den Wald haben sie umsonst. Was verkaufen sie nicht allein für Holz. Habe auch 35 Fuder gekauft."

„Wie theuer zahlt Ihr, Nikolay Gabriilowitsch?"

frug der Krüppel und unterdrückte mühsam das Lachen.

„Weiß nicht, mein Freund," antwortete der Polizeimeister, ohne eine Miene zu verziehen, „meine Frau hat die Rechnungen zu führen. Sagt mir, da wir davon reden; Ihr wißt doch Alles, les't ja so viel Bücher; woher haben die Scheremetjeffs eigentlich das schöne ..... au?"

„Das sollst du erfahren, Nikolay Gabriilowitsch," sagte der Krüppel, und setzte sich zurecht zum Vortrage. „Siehst du, als im Jahre 1704....

„Aha, das war im Schwedenkriege mit Karl dem Großen," unterbrach der Oberstlieutenant.

„Mit Karl dem zwölften," verbesserte der Baron. „Also als damals im Frühling die Schwedenflotte durch die Nachlässigkeit des Commandanten den Russen in die Hände gefallen war, auf dem Embache, noch ehe sie den Peipussee erreicht hatte — da schickte Peter der Große den Scheremetjeff mit einem Heere ab, um das schwachbesetzte Dorpat zu belagern. Nicht weit von hier, wo ich jetzt wohne, standen damals russische Batterien, und jenseit des Flusses, auf der Höhe, waren Laufgräben eröffnet. Wochenlang feuerten sie auf die kleine Festung, die sich mit ihren Paar Mann hartnäckig vertheidigte. In der Stadt fehlte es nicht an Zufuhr; die Bürger griffen auch zu den Waffen, und leisteten wacker Wachtdienst, nicht wie 1812 die Bürger von Riga, die mit Laterne und Regenschirm auf Wache zogen. An Munition war auch kein Mangel, denn Dorpat war

das Arsenal für die verloren gegangene Peipusflotte gewesen. Unterdessen lag Peter vor Narva, kam auch herüber, um die Fortschritte der Belagerung anzusehen, und trieb an zum Sturme. Gleich darauf fiel Narva, und jetzt mußte auch hier Ernst gemacht werden. Es war gelungen, Bresche zu schießen, dort unten, jenseits der hölzernen Brücke, etwas höher hinauf, als wo jetzt der botanische Garten ist. Da stürmten die Russen, und so tapfer die Schweden sich wehrten, es half nichts, die Uebermacht siegte, die Russen blieben im Besitze des Brückthors, und die Stadt ergab sich am Abend, damit nicht vergeblich noch mehr Blut flösse. Nachher kam Peter der Große noch einmal herüber, hat auf dem Rathhause gefrühstückt, und bei dieser Gelegenheit .....au, das ein städtisches Gut war, dem Scheremetjeff geschenkt, dessen Nachkommen es noch heute besitzen!"

„Sieh," rief der Polizeimeister, „das war hübsch! Ja ein großer Mann, der Peter, das ganze ....au beim Frühstück zu verschenken!"

„Das Ganze nicht," meinte der Baron, sichtlich erfreut, für sein Bischen Wissen einen Bewunderer zu haben. „Wenigstens nahm Scheremetjeff nicht das Ganze. Ein Theil des Gutes hatte der Scharfrichter in Erbpacht gehabt; das wollte der Generalfeldmarschall nicht haben, weil es unehrliches Land sei, und da ist es denn der Stadt geblieben!"

„Ja, ja," sagte der Polizeimeister, „ich weiß, daß die Stadt dort ein kleines Vermögen hat. Also

dort wird Eure Schwester wohnen! Nun, Eduard Romanowitsch, sei nur gut mit ihr. 's ist doch dein Blut."

„Ich werde sie nicht zur Thür hinausweisen, wenn sie kommt, aber auch sie nicht aufsuchen. Ihr Mann, der lange Wilhelm, ist übrigens besser als sie, und ich glaube, es geht ihm zu Herzen, daß er an ihr keine Freude erlebt — wenn er nämlich Witz genug hat, um die Streiche seiner Frau einzusehen. Den will ich noch lieber begrüßen, als meine Schwester, und wenn er etwa kommt, um Euch eine Visite zu machen, — was er ja thun muß als Officier — so könnt Ihr ihm das sagen."

„Soll geschehen, mein Freund! Er wird dich besuchen!"

Das Gespräch ging jetzt auf andere Neuigkeiten über, die uns nicht interessiren, und nach einer Viertelstunde verließ der Oberstlieutenant seinen Freund, indem er die Zeitung, welche die Polizeibehörde hielt, mit wegnahm. Unterweges strich er sich behaglich den Bart; er dachte daran, daß Peter der Große das ganze schöne ......au beim Frühstück verschenkt hatte!

II.

Es geschah, wie der Baron vermuthet hatte. Bald darauf traf der verabschiedete Polizeimeister mit seiner Frau in ....au ein. Dort war man

gerade nicht froh, den Zuwachs der Familie zu empfangen, obgleich in dem großen hölzernen Hause, das der berühmte Ahnherr der Scheremetjeffs gebaut hatte, Raum genug war für Gäste. Außer dem alten Vater wohnten im Hause nur eine Schwester, welche der Wirthschaft vorstand, und der jüngere Bruder des Polizeimeisters, der das Gut verwaltete. Aber dieser fürchtete, der ältere, jetzt dienstlose Bruder, möchte sein Erbe an der Pachtung beanspruchen, und die Schwester glaubte, die Schwägerin werde sich in die Wirthschaft mischen. Als jedoch binnen Kurzem deutlich ward, daß Wilhelm wieder Dienst suchen wolle, sobald nur aus seinem Dienstformulare der Flecken der Absetzung verwischt sei, und daß die Schwägerin nichts weniger als Interesse an Küche und Speisekammer habe, so gestaltete sich das Familienverhältniß freundlicher.

Der erste Besuch, welchen die junge Frau in Begleitung ihrer Schwägerin in der Stadt machte, galt — der Putzmacherin. Diese, eine muntere Wittwe, etwas stark, und schwerfällig in ihren Bewegungen, aber desto leichter im Gebrauche ihrer Zunge, hatte ein blühendes Geschäft an der Ecke des Marktes, in der Nähe des Rathhauses. Die kleine, schmale, steile Treppe, welche zu ihrem Laden hinaufführte, wurde gewöhnlich von den Studentengruppen, die zwischen 12 und 1 Uhr auf dem Marktplatze standen, genau bewacht, und die Damen liebten es daher nicht, zu dieser Stunde ihre Einkäufe und Bestellungen zu machen. Die Putzmacherin

hielt auf Anstand in ihrem Laden; sie entließ ihre Gehülfinnen und Zöglinge regelmäßig vor 12 Uhr, und verlangte, daß sie erst nach 1¼ Uhr zurückkehrten, damit ihr Aus- und Eingang der academischen Jugend nicht Veranlassung zu anatomischen Studien gäbe. Unsere Damen von ....au schienen jedoch nicht darauf zu achten, daß laute Ausrufe ertönten, als sie nach 12 Uhr vor dem Laden vorfuhren, und beim Aussteigen aus dem Wagen genau in Augenschein genommen wurden. Ja, als die junge Frau oben auf der Treppe stand, drehte sie sich herum, und sprach in freundlichstem Tone zu ihrer nachfolgenden Schwägerin. Dabei glitten ihre Blicke über die Studentengruppen, und als mehrere Köpfe sich vor der lachenden Schönen entblößten, dankte sie in einer Weise, als ob sie die Grüße erwartet hätte. Dann verschwanden beide Damen im Laden.

„Wer war das?" frug ein Student.

„Die Lange kennst du doch," antwortete der dicke Revalenser, den wir von früher her kennen. „Das ist das Burgfräulein von ....au, die Braut von der Rigenser Violine!"

„Oder Erbraut," bemerkte ein anderer.

„Das frägt sich noch," antwortete der erstere; „wenn auch der Alte seine Einwilligung nicht geben will, so ist die Violine doch im Stande, und ergeigt sie sich. Er spielt regelmäßige Duo's mit der Langen, auf dem Schindergute, wo sie sich treffen."

„Was geht dich das an," rief ein Mediciner, „laß den Leutchen ihre musikalischen Vergnügungen.

Und die andere, damit Ihr es wisset, ist die Schwägerin. Eine famose Creatur; habe sie gekannt, als ich noch Gymnäse war! Die ist verschiedener Sünden werth; ich mag die nicht auf dem Gewissen haben, die ihretwillen begangen worden sind. Und wenn ihr Mann gestohlen haben sollte für sie, so ist er entschuldigt! Kann man dem Weibe etwas versagen!"

„Langer," sagte der Revalenser, „mach' dich an sie heran; das würde deinem Wechsel aufhelfen."

„O ja," antwortete der Angeredete, „und mich um eine Erfahrung reicher machen — daß die Trauben hoch hängen. Nein, die ist nicht für unser einen. Vielleicht, das drüben einer von den Baltikanern anbeißt." —

An der Ecke, unter dem Balkon, wo die vornehmen Baltikaner standen, war natürlich auch die Ankunft der Damen beobachtet worden.

„Da, Graf," sagte einer, „die werden Toiletten zum nächsten Balle bestellen. Sei galant und hilf ihnen aussuchen."

„Auslachen," antwortete der Graf; „die Baronin kommt aus Petersburg, und will sich über die Dörptschen Moden lustig machen. Uebrigens lohnt sich's schon der Mühe, sie lachen zu sehen. Sie hat ja Zähne, die jedem Zahnarzt als Modell dienen können."

„Und dann, die Grübchen auf Wange und Kinn!" rief einer begeistert. „Hast du bemerkt, Graf, wenn sie lächelt, so verliert sich das kleine

Mal auf der linken Wange in das Grübchen, und macht einen reizenden Effect."

„Wo hast du das studirt, Baron?"

„O, ich kenne sie seit Jahren," antwortete der Jüngling, „und sogar sehr intim."

„Renommire nicht!"

„Ich bin bekannt mit ihr und ihrer Schwester. War noch vor zwei Jahren, kurz nach ihrer Verheirathung, mit ihnen in Neubad."

„Nun," meinte der Graf, „an der Schwester ist nicht mehr viel. Die muß schon manchen Feldzug mitgemacht haben."

„Ja, und Campagnen zählen doppelte Dienstjahre! Einmal begegnet sie mir des Morgens, als sie aus dem Bade kommt; ich sehe sie an, und erkenne sie nicht. Ein erdfahles, abgelebtes Gesicht, das ihre Züge trug, aber doch unmöglich das ihre sein konnte. Am Abend treffe ich sie im Gesellschaftshause; strahlend in den schönsten Farben steht sie vor mir. „Ist eine Verwandte von Ihnen angekommen, Helene," frage ich sie; „heute morgen sah ich eine alte Dame, die Ihnen glich!" „Das war ich selbst," antwortet sie mir lachend. Ich will mich entschuldigen, rufe meine Kurzsichtigkeit zu Hilfe — „nein, nein, meinte sie, ich war so ungeschickt gewesen, und hatte meinen Schleier vergessen; dachte nicht, daß ein Herr mir so früh begegnen könne. Sie haben mich im negligé gesehen!" — Da erst merkte ich, daß sie ein famoses Malertalent besitzt."

„O ja," sagte der Graf, „wer die küßt, kriegt den Mund voll Bleiweis. Dafür ist die jüngere jetzt in voller Blüthe. Mich soll wundern, wer der Auserwählte sein wird."

„Sprecht Ihr auch von Wahlen," frug ein junger Mann, der die Straße heraufgekommen war, und einen Augenblick stehen blieb. „Laßt das den Alten; die mögen sich herumschlagen. Wer will morgen zu mir auf die Jagd kommen?"

„Guten Tag, Arthur," hieß es im Kreise. „Nein von Wahlen ist nicht die Rede, nur von dem Glücklichen, dem die gewesene Polizeimeisterin von S. das Schnupftuch zuwerfen wird."

„Ist sie hier, habt Ihr sie gesehen," fragte Arthur hastig.

„Eben ist sie bei der Putzmacherin dort an der Ecke abgestiegen, und kauft wahrscheinlich einige Dutzend Schnupftücher."

„Da muß ich hin," rief der junge Mann. „Sie ist ja meine Cousine; ich muß sie begrüßen. Aber wer kommt zur Jagd?"

„Nun geh' nur, schlag' dein Rad vor der Henne, du eitler Pfau," bemerkte der Graf. „Um die Jagdparthie wollen wir losen. Wie viel Mann brauchst du?"

„Vier, aber derbe!"

„Sollen dir geliefert werden, unter der Bedingung, daß du sie in ordentlichem Zustande zurückgiebst. Adio."

Arthur ging. „Der wird seiner blassen Aurelie gewiß untreu, wenn Sophie sonst will," meinte der Graf. —

Wir folgen Arthur in die Bude der Putzhändlerin. Es scheint nicht, daß die Damen gekommen sind, um Einkäufe zu machen. Sie sitzen auf einem Sopha, die Besitzerin des Ladens steht vor ihnen, und bietet alles auf, daß sie von eingemachten Früchten und süßem Weine genießen. Dazwischen werden Modeberichte geliefert, Madame rühmt ihre Verbindungen in Petersburg, von wo sie die neuesten Modelle bezieht; rühmt das schöne Geschäft, das sie während des Januarmarktes gemacht hat; analysirt einige Anzüge der letzten Bälle, kritisirt das, was die Damen nicht von ihr gekauft haben u. s. w. Das junge Fräulein von .....au ist eine gute Kunde gewesen, und gebührend wird das, was sie gekauft hat, als die beste Auswahl hervorgehoben.

Als die Thüre aufgerissen wird, fahren die Damen in die Höhe, und begrüßen mit freudigem Zurufe den eintretenden Arthur.

„Arthur," ruft Sophie, „das ist brav von dir, daß du uns hier aufsuchst. Mais il me semble, tu as grandi depuis ton mariage."

„Der Herr Baron tragen seit ihrer Heirath einen Backenbart," sagt die Putzmacherin, die eben nur das Wort mariage verstanden hat.

„Aber du, Sophie," ruft Arthur, „bist tausendmal schöner geworden! Nun, brauchst die Augen

nicht niederzuschlagen; bist doch gewohnt, bewundert zu werden."

Das Fräulein ist ärgerlich, daß Arthur ihrer nicht achtet. „Kommst du her," fragt sie geziert, „um für deine Frau Bestellungen zu machen?"

„Ach, die hat ihren eigenen Geschmack," antwortet Arthur, ärgerlich, daß er an seine Fau erinnert wird. „Die würde in den Winkel werfen, was mir gefällt."

„Der Herr Baron haben es ja noch nicht versucht," bemerkt die Putzmacherin sententiös.

„Werd' es auch nicht; aber lassen wir das. Ich bin so froh, meine liebe Cousine wiederzusehen. Sais-tu, mon ange, nous sommes voisins, il n'y a que quelques verstes de . . . . . . au jusqu'à chez moi. Je viendrai souvent te voir, mais tu me rendras la visite."

„Et ta femme?"

„Meine Frau wohnt nie auf dem Lande," rief Arthur. „Sie klebt an meiner Mutter. Du reste, tu iras la voir, j'espère."

„Deine Frau ist ja stets unsichtbar," sagte Fräulein Louise.

„Was thut das! Tu laisseras une carte, Sophie, si elle ne peut pas te recevoir. De deux jours l'un elle a sa migraine. Elle n'est pas comme toi, toujours riante, toujours palpitante de vie."

„Also dein Vater hat dir das Gut übergeben,"

frug die junge Frau, die sich in Gegenwart der Putzmacherin nicht Blößen geben wollte.

„Ja wohl; der Alte dachte, ich solle vernünftiger werden mit Weib und Kind, mit Haus und Hof. Aber er täuscht sich. Besser lebt es sich jedoch, seitdem ich mein eigner Herr bin, draußen empfangen kann, wen ich will. Apropos, dein Mann ist Jäger; sag' ihm doch, er solle morgen zu mir zur Jagd kommen. Et veux tu me faire un plaisir, ma cousine? viens présider à notre déjeuner; nous ne serons pas loin de ..... au, nous chasserons de ce côté.“

„Das geht ja nicht. J'empiéterais sur les droits de ta femme.“

„Das wäre mir gerade angenehm!" rief Arthur. „Warum behauptet sie nicht ihren Platz! Nie will sie zur Jagd kommen. Ich muß wie ein garçon die honneurs selber machen. Komm nur; Louise wird dich begleiten. Das Rendez-vous ist dicht am Eingange des Waldes."

„Wer wird da sein," frug Sophie, die dem Vorschlage nicht abgeneigt war.

„Ah ça, j'espère que tu viendras pour moi et pas pour les autres. Mais tu ne trouveras que de la jeunesse, je déteste les vieux.“

„Und doch hast du meinen Mann eingeladen?"

„Haha," lachte Arthur, „daran dachte ich nicht, daß du ihn als Großvater behandelst. Nun, der Punsch soll ihn wieder jung machen. „Ainsi ça va, tu seras des nôtres.“

„Eh bien, je me risquerai — tu me feras la cour, n'est-ce pas, Arthur, tu n'oublieras pas que tu as été amoureux de moi?“

„Ah méchante, tu as l'air de ne pas voir que je le suis plus que jamais. Je n'ose te baiser la main, de peur que notre hôtesse ne s'apercoive de mon feu.“

Sophie reichte ihm die Hand zum Kuß, und machte die bescheidenste Miene, um die Putzmacherin zu täuschen. Aber diese hatte das Spiel längst begriffen, wenn sie auch die Unterhaltung nur zum Theil verstanden hatte. Arthur küßte die weiche, zarte Hand mit Leidenschaft, und wandte sich zur Madame.

„Sie sehen," sagte er, „wie zärtlich wir uns als Verwandte lieben. Wissen Sie wohl, daß nicht viel gefehlt hat, so hätte ich meine Cousine geheirathet. Mein Vater behauptete damals, ich sei noch zu jung, und die garstige Sophie wollte leider nicht warten."

„Herr Baron sind ja jetzt auch noch sehr jung," meinte die Madame, und betonte jede Sylbe; „kaum vierundzwanzig, glaube ich."

„Oh, aber seit einem Jahre bin ich sehr gealtert! Die Sorgen als Ehemann!" Dabei lachte er, und die Cousine stimmte mit in das Gelächter ein.

„Ainsi, à revoir à demain! A onze heures précises! Je t'attendrai, puisque je n'assisterai pas au dernier courre. A revoir Louise. Leben Sie

wohl, Madame," fügte er auf deutsch hinzu; „und zeigen Sie meiner Cousine das Schönste, was Sie haben, es wird doch nicht schön genug für sie sein."

Damit entfernte sich der Leichtfuß. „Ein guter Mensch," meinte die Putzmacherin, und sah dabei die junge Baronin scharf an; „aber er hat noch nicht ausgetollt. Er müßte noch etwas erzogen werden. Uebernehmen Sie es, gnädige Baronin," fügte sie ganz ernsthaft hinzu. „Sie haben ja Erfahrung."

Die „gnädige Baronin" fühlte den Hieb, und suchte die Putzmacherin durch Lob ihrer Waare und Bestellungen zu besänftigen. Nach einigen Minuten brachen die Damen auf und defilirten von neuem an den Studentengruppen vorüber, wobei die junge Frau das Gesicht nach ihnen hinüberwandte, und ungenirt die lauten Huldigungen entgegennahm.

„Wo nun hin, Louise," frug Sophie, als der Kutscher sich umwandte, und nach Befehlen auf dem Antlitze der Damen forschte.

„Wenn du wirklich die Absicht hast, morgen zum Jagdfrühstück zu fahren, so mußt du heute Arthurs Frau einen Besuch machen."

Ohne weiteres wurde dem Kutscher der Befehl zugerufen, und die Richtung zur Wohnung des jungen Paares eingeschlagen.

Aurelie, deren der Leser aus der ersten Erzählung sich erinnern wird, saß mit Ida, der jungen Frau, welche damals den neuen Haubenschnitt bewundert hatte, als der Bediente den Besuch meldete.

„Soll ich annehmen?" frug Aurelie.

„Naturellement, ma chère," lautete die Antwort, „ne fût-ce que pour voir la toilette de la baronne; elle vient de Petersbourg, peut-être nous trouverons quelque chose de nouveau."

Auf einen Wink Aureliens wurden die Thüren geöffnet, und nach einigen Augenblicken, während welchen Ida ihren Anzug gemustert hatte, rauschten die beiden Damen herein.

Aurelie war ihnen entgegengegangen und geleitete sie zu dem Platze, wo Ida saß, und mit ziemlich steifer Verbeugung die Ankömmlinge begrüßte.

„Sie werden jetzt bei uns bleiben," frug Aurelie mit dem weichen, schüchternen Tone, der ihr eigen war.

„Mein Mann hat Unannehmlichkeiten im Dienste gehabt," versetzte Sophie kurz und schaute dabei Ida von oben bis unten an.

Aurelie verstand den Blick und sagte; „ich glaubte, die Damen kennten sich, Baronesse B., Baronesse K." Neue Verbeugung und neue Musterung.

„Unser Aufenthalt hier kann sich verzögern" nahm Sophie das Gespräch wieder auf, „aber wird hoffentlich nicht von zu langer Dauer sein. Zu Ostern wird es sich wohl entscheiden; mein Mann geht dann nach Petersburg, um seine Angelegenheiten zu ordnen."

„Das „hoffentlich" ist nicht schmeichelhaft für uns," erwiderte Aurelie, die bemüht war, etwas

Angenehmes zu sagen, aber sich im Ausdruck versah. „Freilich, Sie sind an größere Kreise gewöhnt, da mag es Ihnen hier einförmig scheinen. Aber es lebt sich doch gut in der Mitte der Seinen, und Sie waren in S. gewissermaßen im Exil!"

„Ich bedaure die Stadt S. nicht;" antwortete Sophie; „was mich schmerzt, ist die gezwungene Unthätigkeit meines Mannes."

„Liebe Schwägerin," sagte Louise, „ein Paar Monate Ruhe sind meinem Bruder zu gönnen. Du hast ihn schlecht gepflegt. Er ist ganz leidend angekommen."

„Daran sind wir Frauen selten schuld," wandte sich Aurelie zu Louisen. „Die Männer lassen sich nicht pflegen. Sie werden selbst einmal die Erfahrung machen. Ein Mann nimmt weder Rath noch Warnung an, wenigstens nicht von seiner Frau."

„Est-ce qu'on est bien élégant à S.," frug Ida, welche fürchtete, das Gespräch möchte eine unangenehme Wendung nehmen.

„Nous le sommes," antwortete Sophie lächelnd, „mais pas tant que vous autres."

„Vous trouvez," antwortete Ida und zupfte an den breiten Spitzen ihres Sammetmäntelchens, unter welchen die Aermel des blauen großcarrirten Kleides hervorbauschten, und den durchsichtigen Spitzenärmelchen gestatteten, den runden Arm durchblicken zu lassen. „Nous avons ici les dernières modes de Petersbourg. Mais c'est le seul plaisir que nous ayons. Point de théatre — trois ou quatre bals,

je ne compte pas les bals de la ressource qui sont mauvais genre, de temps à autre un concert, — voilà tout.“

„Singen Sie noch, Baronin,“ frug Aurelie.

Sophie hatte eine herrliche Stimme, einen vollen, reichen Alt, mit jenen Klängen, welche der Unschuld eigenthümlich sind. Aber sie mißbrauchte sie. Nie sang sie natürlich; immer jagte sie nach Effect; und so glücklich sie sonst Zucht und Anstand, Bescheidenheit und Sanftmuth zu erheucheln verstand, so wenig gelang es ihr, sobald sie sang, weil sie die Stimme nicht vollkommen beherrschte. Es machte den sonderbarsten Eindruck, wenn sie in einer sanft begonnenen Arie plötzlich kreischende Töne anschlug, die leidenschaftlich sein sollten; dann wieder, den Fehlgriff erkennend, suchte sie einzulenken, drängte die Stimme gewaltsam zurück in ruhigere Wellen, bis sie kalt und leblos verhallte. Sie fing an als Nachtigall, der Gesang perlte aus ihrer Kehle in unbewußtem Drange; und sie endete als Guckguck, das Echo jedes Tones in eitler Affectation belauschend. Weil sie ihren Fehler kannte, und doch nicht abzulegen verstand, so weigerte sie sich gewöhnlich, etwas vorzutragen, oder sang nur zur Hälfte, sich plötzlich mit Heiserkeit entschuldigend.

„Nur für mich singe ich noch,“ antwortete sie. „Aber ich liebe die Musik, und werde kein Concert versäumen. Jetzt kömmt ja die Concertsaison in Dorpat.“

„Oui, nous attendons plusieurs artistes,“ unterbrach sie Ida. „Vous savez que nous sommes ici sur la grande route de l'étranger à Petersbourg. Il n'y a pas d'artiste qui passe ici sans s'arrêter et sans recueillir l'enthousiasme de nos étudiants.“

„Also die Studenten sind noch immer musikalisch, wie früher. Ich denke mit Vergnügen an ihre Gesänge im Frühlinge, auf dem Domberge.“

„Mehr wie jemals wird musicirt,“ bemerkte Aurelie. „Nur Schade, daß die Kräfte sich zersplittern. Jede Landsmannschaft bildet einen besondern Männerchor. Uebrigens hat sich ein musikalisches Genie unter ihnen aufgethan, ein Rigenser, der meisterhaft die Violine spielt.“

Aurelie sah ihre Freundin an, die ihr bei den letzten Worten ein Zeichen zu geben versuchte, damit sie schweige. Sie begriff nicht; aber die flammende Röthe auf dem Gesichte des Fräuleins und das Lächeln Sophiens sagten ihr, daß sie unbewußt etwas Unpassendes geredet habe.

„Vous avez déjà vu votre frère,“ sagte Ida, um die Aufmerksamkeit von der Verlegenheit Louisens abzulenken. „Il se porte bien, j'espère,“ fuhr sie fort, ohne die Antwort abzuwarten. „Comme il est spirituel, le pauvre. Dites-lui, je vous en prie, que je me plains; il m'a négligée depuis quelque temps.“

„Er soll es erfahren, gnädige Frau,“ antwortete Sophie ernst, „wenn auch nicht durch mich. Ich warte auf seinen ersten Besuch. Nach meiner An-

sicht kommt es mir nicht zu, in ein Haus zu gehen, wo ein gemeines Mädchen die Rechte der Hausfrau behauptet."

„Wer führt ihm denn die Wirthschaft?" frug Aurelie, die von der Existenz Grittas eben so wenig wußte, wie von dem Verhältnisse Louisens mit der Rigenser Violine.

„Eh, ma chère, ça ne te regarde pas," sagte Ida lebhaft. „Mais vous êtes trop sevère, Madame; le malheureux jouit si peu de son existence."

„Man kann darüber verschiedene Ansichten haben, gnädige Frau," meinte Sophie in einem Tone, der nach sittlicher Entrüstung klingen sollte. „Jedenfalls werde ich meinen Bruder gern sehen, wenn er zu uns kommt. Er ist da besser aufgehoben, als unter dem Schutze seiner Haushälterin."

„Wie bedaure ich," sagte Aurelie, als die beiden Damen aufstanden um sich zu empfehlen, „daß meine Gesundheit mir nicht gestattet, den Winter auf dem Lande zu leben; wir würden gute Nachbarschaft halten — das Gut meines Mannes liegt .... so nahe. Aber Sie wiederholen recht oft Ihren Besuch, nicht wahr? Und Sie kommen mit, liebe Louise, versprechen Sie es mir!"

„So oft Sie uns empfangen wollen, gnädige Frau," antwortete Sophie ceremoniös und machte eine tiefe Verbeugung.

„Gott, welche Langeweile," sagte sie draußen zu der Schwägerin, „ich begreife, daß Arthur mit dieser blassen, zerbrechlichen Person nicht glücklich ist. Und

welche Dummheit! Sie redet nur von dem was unangenehm ist. Spricht da von dem Rigenser! Als ob sie nicht wüßte, daß dieser Musiknarr um dich angehalten hat!"

Louise antwortete mit einem tiefen Seufzer.

„Ma chère," sagte unterdessen drinnen Ida, „tu ne fais que des sottises! Comment tu ne sais pas que Louise est en liaison avec ce vaurien de Rigois, ce genie en herbes! Mais ils se voient tous les jours près de .....au, et l'on dit même —". sie flüsterte der jungen Frau einige Worte in's Ohr, trotzdem daß keiner lauschen konnte.

„Vraiment," lautete die naive Antwort, „je ne m'en doutais pas."

III.

Der Winter zog vorüber mit Bällen und Festen; nach dem Carneval kam eine stillere Zeit, in welcher nur Concerte zahlreichere Versammlungen der Bewohner Dorpats veranlaßten, aber um so häufiger kleinere Gesellschaften sich zusammenfanden. Zu keiner Gesellschaft waren die Damen von ....au eingeladen worden. Nach jener ersten Visite bei Aurelien hatten sie zwar an verschiedenen Thüren angeklopft, aber niemand hatte sie empfangen, niemand hatte ihnen den Besuch erwidert. Wenn sie auf Concerten erschienen, so mied man sie; nur die Herren umschwärmten ihr jedesmaliges Erscheinen,

Bayerische Staatsbibliothek München

und die Studenten selbst begleiteten die Schönen wie im Triumphe die Treppen hinauf und hinab, wenn sie ein- und auszogen in die Hallen der Universitätsaula, des gewöhnlichen Locals für Concerte.

Die Kälte, man kann sagen die Verachtung, welche die Damen insgesammt der Frau des verabschiedeten Polizeimeisters bezeugten, war nicht die Folge der gehässigen Erzählungen ihres Bruders; man hätte darüber hingesehen und sie bezweifelt; sondern der bald ruchbar gewordenen Verbindung mit Arthur. Noch am Abende jenes Zusammentreffens der beiden im Laden der Putzmacherin war die ganze Stadt davon unterrichtet. Zuträger der Neuigkeit waren die Studenten gewesen, welche in den Häusern ihrer Verwandten erzählten, daß Arthur, der doch sicher nichts in jenem Laden zu suchen hatte, nur seiner Cousine halber dorthin gegangen war. Allein der Scandal wurde noch vermehrt, als die Herren, welche am Tage darauf zur Jagd gewesen waren, es nicht verschwiegen, daß die junge Frau in Begleitung ihrer Schwägerin zum Frühstück gekommen sei, und die honneurs gemacht habe. Ihr Betragen war dabei so frei, um nicht zu sagen frech gewesen; sie hatte ihren Mann mit solcher Wegwerfung behandelt, war auf die tollsten Scherze so herzlich eingegangen, daß die Herren sogar, — wenigstens sprachen sie so — mit Unwillen sich abgewendet hatten. Diese edle Entrüstung der Jagdgenossen war freilich nichts als Neid; denn die offenbare Gefallsucht Sophiens galt nur für Arthur. Aber

Bayerische Staatsbibliothek München

die gesammte Damenwelt war empört, um so mehr, da Aurelie und ihre Schwiegermutter allgemein geliebt waren. Eine verheirathete Frau knüpfte öffentlich ein Verhältniß mit einem Manne an! Mit einem Ehemanne, der kaum ein Jahr verheirathet war; der die lieblichste, sanfteste Blume sein nannte! Und wie kam Sophie dazu, unter allen Männern just diesen auszuwählen? Arthur war zwar jung und hübsch, aber gefühllos und niedrig denkend. Er war beschränkten Geistes und fast ohne Bildung. Es war eine sinnliche Natur — aber nur das im Manne zu suchen! Welche Gemeinheit! Man erfuhr, daß Sophie einen Besuch bei Aurelien gemacht habe; man glaubte einen Augenblick, die Rache für schlechten Empfang sei die Ursache, daß sie den Mann an sich gezogen habe — wiewohl, welche kleinliche Gesinnung hätte dies verrathen. Aber als Ida, die beim Besuche gegenwärtig gewesen war, versicherte, daß die junge Frau ihre Gäste mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfangen und mit fast ungewohnter Wärme um Wiederholung ihres Besuchs gebeten habe — so mußte man auch diese Veranlassung zu dem unnatürlichen Verhältnisse verwerfen. Die arme Aurelie! Ihr war die Untreue ihres Mannes bald kein Geheimniß. Seine seltene Erscheinung in der Stadt, sein längeres Verweilen auf dem Gute, seine wachsende Kälte, seine zunehmende Rücksichtslosigkeit gegen sie, mußten ihr die Augen öffnen. Er hatte kein Wort der Liebe mehr für sie; keine seiner Handlungen verrieth, daß er sie als Weib be-

trachte. Aurelie begehrte seine Liebe nicht; sie fühlte sich sogar glücklich, daß seine rohen Liebkosungen aufhörten. Aber als sie erkannte, — und es gab gutmüthige Seelen genug, welche Winke fallen ließen, Anspielungen machten, zuletzt mit der nackten Wahrheit herausrückten — daß der Name, den sie trug, geschändet werde; daß ihr Mann allgemein verachtet werde; — da wallte es in ihr auf, und nur die Rücksicht vor der geliebten Schwiegermutter hielt sie vor einem Bruche zurück. Aurelie hatte ihren Stolz, bei all' ihrer Bescheidenheit und Demuth. Sie wollte nicht bemitleidet sein. Deshalb hatte sie im ersten Jahre ihrer Ehe still gelitten, wiewohl dem Auge scharfsichtiger Frauen ihr Kummer nicht verborgen geblieben war; sie hatte sogar der Schwiegermutter gegenüber niemals laut geklagt, obgleich diese ihren Schmerz errathen hatte. Jetzt war das Unrecht, das sie erlitt, offenkundig, und jeder glaubte ein Recht zu haben, ihr durch Wort und Blick Beileid bezeugen zu dürfen für die gränzenlose Beleidigung. Das verschlimmerte die Wunde, und Aureliens Stolz wappnete sich vergeblich gegen die Beschimpfung. —

Der eigentliche Beweggrund, der Sophien in Arthurs Arme geführt hatte, ward endlich klar. Man wollte für gewiß wissen, daß der verabschiedete Polizeimeister kein Vermögen mitgebracht habe; und er selbst bestätigte dies, indem er augenfällig über Noth klagte. Wenn nun auch das Gesuchte seiner Klagen bei einigen den Verdacht zu rechtfertigen schien, daß er das zusammengescharrte Vermögen zu

verbergen suche, damit er nicht etwa deswegen nachträglich zur Rechenschaft gezogen werde; so mußte doch jeder einsehen, daß seine prunksüchtige, gefallsüchtige Frau unter der zeitweiligen, nothwendigen oder absichtlichen, Einschränkung leide. Nun kamen bald Packete über Packete von Petersburg, mit Shawls, Kleidern, Spitzen rc., unter Arthurs Adresse; diese gingen alle nach ....au. Die Indiscretion des Postmeisters übertrieb die Sendungen womöglich, und verdoppelte die Summen, die dafür nach Petersburg geschickt wurden. Ebenso empfing weder die Putzmacherin, noch sonst ein Modewaarenhändler Dorpats etwas Neues, ohne daß Arthur, der sonst nie um Modesachen sich bekümmert hatte, eine Auswahl des Schönsten und Theuersten machte. In seiner Rohheit sprach er es offen aus, für wen er kaufe. — Also niedrige Habsucht war schließlich die Ursache der ehebrecherischen Wahl Sophiens! Weil Arthur über ein großes Vermögen schaltete, weil er ebenso großmüthig als leichtsinnig war — deßwegen waren ihm Netze gestellt worden, in denen er sich unvorsichtig fangen ließ! Nicht Leidenschaft, nicht Sinnlichkeit, nicht Rache an der sanften Aurelie — nein, gemeine Habsucht war das Band, das Sophien fesselte! —

Das Osterfest war vorbei. Der Mann Sophiens war seit einigen Wochen in Petersburg, wo er während der Feiertage, wenn eine mildere Stimmung in allen Herzen erwacht, seine Verzeihung zu erwirken hoffte. Er rechnete hauptsächlich auf den

Einfluß seines Onkels, welcher in der Umgebung einer Großfürstin einen Vertrauensposten besaß. Die Vetterschaft des Adels der Ostseeprovinzen ist weit verzweigt in Rußland. Unter der Generalität finden sich eine Menge deutscher Namen; im Senate, im Generalauditoriate, im Reichsrathe, in der General-Adjutantur wimmelt es von Deutschen. Estland allein hat ein ganzes Contingent hoher Beamten geliefert, und es giebt vielleicht dort keine einzige Adelsfamilie, die nicht einige Excellenzen zählte. Der Russe ist darüber empfindlich. Er erkennt im Deutschen nicht höheres Genie, sondern nur größere Ausdauer im Dienste. Er hält dafür, daß das Sprichwort: „Harr' aus Kosak, du wirst Hetman werden," auf den Deutschen besser passe, als auf den Steppensohn, der jetzt überdies sich nicht mehr hinaufdienen kann. Und der Russe hat Recht. Mit seltenen Ausnahmen findet sich keine höhere Befähigung bei dem Adel der Ostseeprovinzen, ebensowenig wie höhere Bildung, als bei den Russen. Aber der deutsche Adel hat jene Zähigkeit, jene Geduld, jene Beharrlichkeit, und zugleich jene Regelmäßigkeit, jene Ordnungsliebe, welche ihm den Erfolg im Dienste geben muß. Der vornehme Russe ist stolz gegen den Obern, der Deutsche demüthig; jener ist leicht gereizt, dieser nachgiebig; jener rasch und unvorsichtig, dieser langsam und bedächtig. Jener kann stürzen, um nie wieder aufzustehen; dieser kann fallen, aber er kriecht weiter. Jener hat Ideen, manchmal barocke, die er durchsetzen will, und mit

denen er scheitert; dieser ist gedankenlos, er handelt nach Vorschrift, und kommt selten aus dem Geleise. In Wahrheit hat der Adel der Ostseeprovinzen Rußland nicht einen großen Staatsmann gegeben, nicht einen kühnen Feldherrn. Barclay de Tolly, dem der Adel Livlands, als einem der Seinigen, ein Denkmal in Dorpat errichtet hat, war von schottischer Herkunft; Cancrin, den man mit Stolz in die Matrikel aufgenommen hat, war ein kurhessischer Pastorssohn; Sievers, der unter der zweiten Katharina ein schöpferisches Talent bekundete, war der Enkel eines estnischen Bauern; Kleinmichel, dem seine Feinde freilich nicht Talent, nur eisernen Fleiß zugestehen wollen, stammte ebenfalls von einem estnischen Bauern ab. — Tapfer ist jener Adel, das ist sicher; tapfer bis zur Tollkühnheit. Narbenbedeckt, verstümmelt, sind fast alle Generale deutschen Namens — aber der Russe ist nicht minder tapfer; nur verschmäht er es in seinem Stolze, die Wunden zur Schau zu tragen und darauf Ansprüche zu gründen.

Wenn jene Eigenschaften dem Adel der Ostseeprovinzen einen Erfolg im Dienste sicherten, — und dieser Erfolg war niemals größer, als unter der Regierung Nikolays, — so mußte die Verwandtschaft, welche den Adel verbindet, den Erfolg erleichtern und zu einem dauernden machen. Sie sind alle untereinander vervettert, diese Barone, und erinnern sich dessen vortrefflich, sobald ein Glied ihrer Familie Einfluß gewonnen hat. Seit sechshundertund-

fünfzig Jahren allmählig eingewandert *) — die Uexküll (Meiendorff), die Burhöwden und die Tiesenhausen sind die ältesten, jetzt noch blühenden Familien — gilt als alter Adel derjenige, welcher einer herrmeisterlichen Familie angehört, d. h. einer Familie, die schon zur Zeit der Herrmeister, bis zum Jahre 1561, eingewandert war. Aber auch nach dieser Zeit hat die Einwanderung nicht aufgehört, und vorzugsweise siedelten viele schwedische Adelige oder geadelte Bürgerliche während der Schwedenherrschaft nach Estland und Livland über; und Curland, unter polnischer Oberhoheit, nahm in diesen Zeiten einige polnische Familien auf. Seit Estland und Livland von Peter dem Großen erobert wurde, (1704—10), seit Curland unter Katharina II. Rußland einverleibt ward, (1795), haben sich auch einige wenige russische Familien in den Ostseeprovinzen angekauft. Von Anfang an war der immatriculirte Adel pa-

*) Von den alten eingebornen Liven leitet nur die Familie „von Liven" ihren Ursprung ab. Ihr Ahnherr, Caupo, wurde im Jahre 1208 während seines Aufenthaltes in Rom, wohin er dem Bischofe Albert gefolgt war, vom Papste Innocenz III. in den römischen Ritterstand aufgenommen, weil sein Uebertritt zum Christenthum den Erfolg der Deutschen in Livland wesentlich erleichtert hatte. Eine stätige Einwanderung von Deutschen begann erst nach der Rückkehr jenes Bischofs von Rom und der gleichzeitigen Stiftung des Schwertordens. Vor Alberts Ernennung zum Bischofe, im 12. Jahrhundert, hatte sich nur Conrad de Ykeskole, der Ahnherr der Uexkülls und Meiendorffs in Livland niedergelassen.

ritätisch; es gab keinen hohen und niedern Adel, so wie denn auch das heutige Russische Staatsrecht, das in dieser Beziehung im ganzen Reiche gilt, keinen hohen und niedern Adel anerkennt. Aber schon im sechszehnten Jahrhundert, wo die Schilderung des sittlichen Verfalls die Seiten aller Chroniken füllt, begann die Titelwuth. Man suchte den deutschen Reichsgrafen- oder Baronstitel zu erwerben, und letzterer ward unter der schwedischen Regierung vorzugsweise gebräuchlich. Die Russische Regierung hat diesen Titel nur denen zuerkannt, welche nachzuweisen vermochten, daß sie schon vor der Russischen Herrschaft in öffentlichen Documenten den Titel geführt haben. Für die Curländer war dies leicht; und daher giebt es in Curland fast nur betitelten Adel. Schwerer war es für die Livländer, da in den Schweden- und Russenkriegen viele Archive verwüstet worden waren. Einige Adelszweige erhielten übrigens den Russischen Reichsgrafentitel, der unter der Regierung Nikolays oftmals verliehen worden ist. Unter dem heutigen Adel finden sich nur wenige Familien, die mit einem gewissen Stolze den Baronstitel verschmähen, und auffallender Weise hat die zweitälteste Familie Livlands, die der Burhöwden, diesen Titel nicht, und hebt es mit Selbstgefühl hervor, daß der gräfliche Zweig ihres Hauses der jüngere sei.*) — Trotz dieser Titelunterschiede

*) Ein auffallendes Beispiel, wie weit die eitle Sucht, den Baronstitel zu führen, geht, bietet die Ritterschaft ei-

bildeten die Adelsfamilien zu allen Zeiten ein geschlossenes Ganze, eine getrennte Kaste, in welche die Aufnahme erschwert war, und die zusammenhielt zum Schutze ihrer ritterlichen Rechte. In den langen Jahrhunderten entstand natürlich durch Heirathen eine enge Verwandtschaft der einzelnen Familien, die sich bis auf diese Zeit unter einander verheiratheten, wenigstens bei dem Theile des Adels, der in den Provinzen zurückgeblieben ist — denn die im eigentlichen Rußland Dienenden suchen oft und gern Russische Verbindungen. —

So hoffte denn auch unser verabschiedeter Polizeimeister auf den klettenartigen Zusammenhang

---

ner zu Livland gehörigen Insel. Sie bildet seit Jahrhunderten eine besondere Corporation, mit eignem Wappen. Auf ihrem Ritterschaftshause zu A. befindet sich ein Document, die Huldigungsacte König Karls XI. von Schweden, in welchem die Namen aller noch jetzt auf der Insel angesessenen Familien aufgeführt werden. Den Unterschriften war in neuester Zeit, von fremder Hand, aber ziemlich geschickt, der Baronstitel beigeschrieben worden. Der Verfälscher dieser Urkunde, auf Grund welcher die Ritterschaft den Baronstitel beanspruchen wollte, hatte sich jedoch einer Tinte bedient, welche den Fälschungsact verrieth; und um diese zu verwischen, hatte er augenscheinlich schwarzen Kaffee über die Urkunde gegossen. Trotzdem hätte selbst ein wenig geübtes Auge die Fälschung erkennen müssen. Man wagte daher nicht, die Acte dem Heroldin-Departement vorzulegen, und verlangte vom Ritterschaftssecretär eine beglaubigte Copie, um es mit dieser zu versuchen. Der Secretär schlug jedoch den Antrag ab, und der Adel mußte einstweilen dem Vergnügen entsagen, baronisirt zu sein.

seiner einflußreichen Verwandten, um wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden, und die Osternzeit, die so manches Vergehen verschlingt, war die günstigste zur Verwischung seiner verdächtigen Polizeiverwaltung gewesen. Bis jetzt lauteten die Nachrichten von ihm gut, und er sah einen baldigen Wiedereintritt in den Dienst voraus.

Es war am Morgen eines warmen Apriltages, als der Polizeimeister von Dorpat mit ernster Miene in das Zimmer seines Freundes, des Krüppels, trat.

„Was habt Ihr, Nikolay Gabriilowitsch," rief der Baron, als der Obristlieutenant ihm wärmer als gewöhnlich die Hand gedrückt hatte. „Doch keine schlimmen Nachrichten von Eurem Sohne?"

„Nein, Eduard Romanowitsch," antwortete der alte Mann; „mein Sohn ist gesund; es geht ihm so gut, wie es einem gehen kann, der um einer Jugendsünde willen in der Verbannung leben muß; und ich hoffe auf die Großmuth des Kaisers, daß er über kurz oder lang den Kindern verzeihen wird, deren ganze Schuld war, einige verbotene Bücher gelesen und schlechte Verse gemacht zu haben. Nein, bei mir ist alles gut; für Euch bringe ich schlechte Neuigkeiten."

„Nun, was kann mir passiren. Meine Pension können sie mir doch nicht nehmen. Meinen Rang und Namen auch nicht!"

„Das nicht, aber der Tod kann dir rauben, was du liebst."

„Ach, Nikolay Gabriilowitsch, was bist du für ein Rabe! Gritta ist gesund; mein Kind auch!“

„Hast du denn sonst wirklich niemanden lieb?“

„Nun, meinen Bruder, von dem höre ich gern, daß er vorwärts kömmt. Von dem habe ich Briefe gehabt. Er gedeiht, wie einer. Vor dessen Schicksal ist mir nicht bange! Er wird Lieutenant sein, ehe er daran denkt! Ich fürchte nur, er wird mich im Glück vergessen, wie meine Schwester that.“

„Und dein Schwager?“

„Der ist in Petersburg, und wird sich losbitten. Oder weißt du etwas von ihm?“

„Ja ich habe etwas erfahren,“ sagte der Polizeimeister ernst. „Er kann Niemand mehr um Verzeihung bitten — Gott selbst hat ihm verziehen.“

„Was sagt Ihr da?“ rief der Baron.

„Dein Schwager ist todt, in 24 Stunden an der Cholera gestorben.“

Der Baron saß ein Weile mit gefaltenen Händen.

„Mein Gott, so schnell,“ sagte er leise, „so unerwartet! Und Niemand war bei ihm! Fremde haben ihm die Augen zugedrückt.“

„Die Nachricht von seinem Erkranken brachte auch die Nachricht von seinem Tode.“

„Hm, hm!“ meinte der Krüppel, in ziemlich gleichgültigen Tone. „Da siehst du, Nikolay Gabriilowitsch! Wilhelm war gesund und kräftig, schien noch lange leben zu können; stirbt jetzt plötzlich, an einer Krankheit, welche die Aerzte doch endlich ken-

nen sollten. Und ich, ein Krüppel, von dem man nicht weiß, was ihm eigentlich fehlt, — denn essen und trinken kann ich wie ein Gesunder, Kopf und Magen sind stark, nur die vertrackten Beine — mich bringt nichts unter die Erde."

„Vielleicht hat er sich geärgert, weil sein Geschäft nicht ging, wie er dachte."

„Oh, das ist nun alles Eins! Jetzt kann es ihm gleichgültig sein, mit welchem Formulare er da oben ankommt."

„Eure Schwester wird noch heute nach Petersburg reisen," sagte der Polizeimeister, empfindlich über den rohen Ton des Krüppels.

„Nun die wird sich trösten — jetzt kann sie thun was sie will. Pension wird sie haben, und dann, es soll mir keiner aufbinden wollen, daß ihr Mann nicht Vermögen gemacht hat."

„Was sprecht Ihr, Eduard Romanowitsch!" rief der Alte ärgerlich. „Laßt den Todten in Frieden. Uebrigens wißt Ihr, unser Gehalt ist schlecht, und der Dienst streng."

„Ach, sag doch nichts! Wer von Euch begnügt sich mit dem, was ihm der Kaiser giebt. Freilich von Kronsbrot könnt Ihr nicht fett werden. Mein Schwager hatte Geld, und damit basta. — Auch das wird meine Schwester trösten, daß sie jetzt schwarz gehen muß. Keine Farbe steht ihr besser. Das hebt ihren glänzenden Teint. Sie hat Euch einen Hals, Nikolay Gabriilowitsch, von dem ich

manchmal selbst dachte, sie bemale ihn, solche Weiße hat er."

„Ich weiß, ich weiß, Eduard Romanowitsch! Aber ich dächte, du grämtest dich wenig um den Tod deines Schwagers!"

„Was soll ich mich grämen," lachte der Baron. „Daß die Menschen sterben müssen, daran werde ich alle Tage erinnert. Ich brauche nur die Augen zu öffnen, so sehe ich den Kirchhof, und wenn es vor meinem Fenster einmal lebendig wird, so ist's um der Todten willen. Nein ich gräme mich nicht. Aber einem wird's nahe gehen."

„Und wem?"

„Arthur wird sich grämen! Jetzt hat er meine Schwester auf dem Halse. Sie ist frei, und wird ihm zusetzen, bis er sich frei macht. Gott weiß, ob ihm heute noch daran liegt, meine Schwester zu haben!"

„Das ist ein ander Ding, mein Freund," sagte der Polizeimeister brummig. „Die Sache ist toll genug. Arthur ist verliebter, als jemals; er war heute in der Stadt, und ist gleich nach .....au gefahren, um deine Schwester zu trösten. Wenn das nur kein Unglück giebt. Die arme Aurelie, sie ist nur noch ein Schatten. Sie sagen, Arthurs Vater wolle seinem Sohne das Vermögen wieder abnehmen!"

„Hahaha," lachte der Krüppel, und rollte vor Freuden seinen Stuhl hin und her. „Ist es dahin gekommen! Niemand hat mir glauben wollen, wenn

ich von meiner Schwester erzählte! Sie sagten, ich hätte ein loses Maul. Nun sieht man doch! Ja, unser Blut ist kein Halbblut! Sophie Romanowne versteht es. Sie ist in einer guten Schule gewesen! Was meint Ihr, was wir bei unsern Bonnen und Gouvernanten lernten, von denen jede ihre Liebhaber hatte? Die Gelegenheit bei meinem Vater war günstig, es brauchte keiner auf Anstand zu halten. Und erst bei meiner Stiefmutter, da begann der Teufel! Mein Vater nahm eine Frau, die vor Sinnlichkeit kochte, und doch ehrbar zu thun wußte, so lange es noth that. Als sie erst verheirathet war, genirte sie sich nicht! Die Folgen sind denn auch nicht ausgeblieben."

Der Krüppel hatte die kurzen Sätze unter Gelächter herausgestoßen, und seine Freude über die Verderbniß seiner Schwester in seiner Weise, durch unruhige Bewegungen geäußert. Unterdessen hatte der Oberstlieutenant sich weggewendet, und starrte finster durchs Fenster hinaus. Als der junge Mann schwieg, drehte sich sein Gast herum, und sagte verstimmt:

„Wie es gekommen ist, geht mich nichts an. Aber du solltest als Bruder ein Wort reden! Du bist der Aelteste Deiner Familie, und hast ein Recht dazu, daß man auf dich hört."

„O ja," meinte der Baron, ohne sich durch den Ernst des Alten beirren zu lassen. „Ich habe als Aeltester das Recht, die Medaille zu tragen, die Kaiser Alexander für die Napoleonischen Kriege je-

der Adelsfamilie verliehen hat; ich habe auch das Recht, unsere Familiengruft öffnen und schließen zu lassen, — denn wir nennen gerade noch so viel Land unser, um auf eigenem Grunde begraben werden zu können! Wartet, habe ich nicht noch Rechte — doch! ich bewahre einige Documente auf, Diplome meines seligen Vaters, Familienurkunden — aber das ist auch Alles. Meine Schwester würde mich auslachen, wollte ich ihr Vorstellungen machen; und danach sehne ich mich nicht, verlacht zu werden. Uebrigens weißt du ja, Nikolay Gabriilowitsch, daß sie nicht zu mir gekommen ist, und ihren Mann sah ich auch nur einmal."

„Du bist ein drolliger Kauz, Eduard;" antwortete der Polizeimeister. „Jeder hält doch auf seine Familie. Was mich betrifft, ich habe keinem Menschen zu sagen gewagt, daß ich einen unglücklichen Sohn habe, den der Kaiser wegen der Dummheiten im Jahre 1849 verschickt hat. Du bist der Einzige, der darum weiß, denn du hättest es errathen, wenn ich dir nicht davon gesagt hätte. Aber du sprichst gegen jeden schlecht von den Deinen."

„Hoho," meinte der Baron, und ward ernster. „Wenn wir denn einmal davon reden, so hast du meine Meinung. Sophie Romanowne war hier vielen bekannt; sie hatte hier gelebt eine Zeitlang, war öfters zur Sommerszeit in Livland gewesen. Da wußte man denn, was an ihr war. Verderben konnte ich ihren Ruf nicht, da er schon besudelt war, und sie reichlich dafür gesorgt hatte, in der

Leute Mäuler zu sein. Nun ließ ich mich hier nieder, weil meine Stiefmutter mir nicht ein Plätzchen in ihrem Hause anbot; weil meine Schwester kein Wort sagte, ich möchte zu ihr kommen. Man nahm mich hier gut auf. Aber die Menschen mußten fragen, warum ich gekommen sei; da sagte ich es ihnen noch bevor sie frugen. Ich sagte ihnen, was an den Meinen sei! Nun brauchte sich keiner zu geniren, brauchte nicht zu flüstern, wenn der Name meiner Schwester genannt wurde, brauchte nicht mir Mitleid zu zeigen, mir, der ich das Mitleid für meine eigene Noth beanspruchte, und nicht für die Erbärmlichkeit meiner Schwester! Und wißt Ihr, welches die Folgen meines Benehmens waren? Man sprach bald gar nicht mehr von den Meinigen; man hatte nichts mehr zu erfinden, denn ich hatte Alles gesagt. Ja, man dachte im Stillen noch besser von ihnen, weil ich zu übertreiben schien, und hätte meine Schwester nicht gleich den Rock in die Nesseln geworfen bei ihrer Ankunft hier, so hätte sie eine gute Aufnahme gefunden."

„So meinst du," sagte der Polizeimeister etwas befriedigt, „man mache die Klatscherei todt dadurch, daß man ihr selber Nahrung zuführt?"

„Du nennst es nur nicht richtig, Nikolay!" antwortete der Krüppel lächelnd über die verwunderte Miene des Alten. „Sei zurückhaltend, schweigsam, und man wird nach dem was du verbirgst, forschen, es errathen, und übertreiben. Sei offen, mittheilsam, geschwätzig sogar — man wird dir

nicht Alles glauben, und milder denken, als dein Geschwätz verdiente. Die Menschen sind nun so. Die freie Wahrheit verkleinern sie; das verborgene Geheimniß vergrößern sie."

„Sieh mal," sagte der versöhnte Alte. „Du bist ein kluger Mensch, Eduard Romanowitsch. Schade daß du nicht gehen kannst; du wärest zu brauchen gewesen im Dienste."

„Falsch, mein alter Freund; ich wäre geworden wie Alle, hätte mich nicht bemüht, als nur meinem nächsten Vorgesetzten zu gefallen und wäre Schritt vor Schritt vorwärts gegangen, zur Noth hinweg über die Schultern der Andern. Aber wie geht es zu mit dir, Nikolay Gabriilowitsch, daß du nicht vorwärts kommst? Du bist alt genug, und erst Obristlieutenant!"

„Ja," meinte der Polizeimeister, und ward wieder verdrießlich; „vierzig Dienstjahre, die Schnalle für 35jährigen untadelhaften Dienst! Aber es geht schlecht mit uns; wir sind Stiefkinder des Kaisers. Und dann, ich saß lange in Taganrog, da hat man mich vergessen. Wer nicht unter'm Baume steht, dem können die Pflaumen nicht in's Maul fallen." —

Am Nachmittage machte der Krüppel einige Visiten, vorzugsweise in den tonangebenden Häusern. Er erklärte, man müsse von seiner Schwester erwarten, daß sie Arthurn heirathe, wenn es sonst in ihren weitern Lebensplan passe. Natürlich wurde das den Eltern des jungen Mannes hinterbracht,

und man vermuthete, daß ernstliche Schritte geschehen würden, um dem Liebesverhältnisse ein Ende zu machen — aber es geschah nichts, die Sachen gingen den alten Gang. Arthurs Vater schmunzelte, wenn man ihm sagte, der Sohn werde durch seine Leidenschaft das Vermögen zu Grunde richten; die Mutter schwieg auf alle leisen Fragen — Aurelie kränkelte, und man schonte sie rücksichtsvoll. Arthur und Sophie sahen sich wie gewöhnlich auf dem Lande; und die junge Wittwe hatte zu ihrer Trauertoilette große Summen verschwendet, die Arthur ihr zu Gebote stellte. Von Petersburg war ein kostbares Pianoforte angekommen, moderne Meubel, ein neuer Wagen war gekauft worden, und jeder wußte, daß Arthur das Geld dazu theils seiner Wirthschaftskasse entzogen, theils aufgenommen hatte.

IV.

Gegen Ende Juni saß Baron Eduard an seinem Fenster und schaute hinaus, bald nach dem Kirchhofe, bald nach der Petersburger Straße, von der man einen Streifen am Rande des Horizontes sah. Neben ihm stand Gritta mit dem Kinde auf dem Arme, und erzählte diesem, was man dort drüben auf dem Gottesacker mache.

„Siehst du,“ sagte sie, „dort schlafen die Menschen eine lange, lange Nacht, in einer kleinen Kammer, und nicht Sonne noch Mond scheint hinein.“

„L'inverno senza sole e di state senza luna,“ brummte der Baron.

„Aber sie sind warm zugedeckt,“ frug der Kleine.

„Das braucht es nicht,“ antwortete Gritta, „sie fühlen nichts.“

„Wann stehen sie denn auf?“ frug der Knabe weiter.

„Oh nach langer Zeit! Dann kommt der liebe Gott, und pocht an ihre Kammer, und die Kammer thut sich auf, und die Menschen gehen hervor, in schönen Gewändern, und Alle sind jung, und singen vor Freuden, daß sie die liebe Sonne wieder schauen. Nur die Unartigen, die Garstigen, die Bösen, die werden dann bestraft, müssen hungern und frieren, kommen weit weg, an einen Ort, den niemand kennt.“

„Ist dort nicht eine Staubwolke?“ unterbrach der Baron das Weib.

Gritta schaute nach der Straße hinüber. „Es scheint,“ antwortete sie. „Nur kann das der Sarg nicht sein, was dort kommt; es bewegt sich zu schnell.“

„Danach werden sie wenig fragen. Glaubst du denn, daß sie aus Schmerz die Leiche herüberbringen lassen? Mein Schwager war in Petersburg begraben, und lag dort so gut wie hier. Der liebe Gott, von dem du dem Jungen erzählst, hätte ihn dort auch wecken können zu seiner Zeit. Aber meine Schwester hat ihn wieder herausgraben lassen,

um das Vergnügen noch einmal zu haben, sich als trauernde Wittwe zu zeigen."

„Ihr könnt weiter nichts, als schlecht sprechen," sagte Gritta. „Warum sollte es Eurer Schwester nicht nahe gehen, daß ihr Mann in fremder Erde allein lag. Und wenn sie nicht darüber trauerte, so kann doch sein alter Vater, der nicht lange mehr leben wird, gewünscht haben, daß sein Sohn hier ruht, wo er auch bald ruhen muß."

Der Krüppel hatte gar nicht auf die Worte geachtet. Er sah mit dem Operngucker nach der Staubwolke, und richtete ihn jetzt nach dem Kirchhofe, auf welchem einige Personen standen.

„Es ist der Sarg, der gebracht wird," sprach er vor sich hin. „Sie haben ihn auch erkannt, dort auf dem Kirchhofe. Jetzt gehen sie ihm nach dem Thore entgegen! Der Alte mit seinem Sohne — richtig da ist auch Arthur, der meiner Schwester den Arm giebt — und das ist der lange Alexander! Er gesticulirt eifrig — sein Geschwätz wird eben nicht auf Thränen berechnet sein. — Wer kommt da noch," rief er, als jetzt ein Wagen am Kirchhofe hielt, und mehrere Personen ausstiegen.

„Aha," rief er, „der Pastor, um die Komödie vollständig zu machen."

„Gottloser Mensch," unterbrach ihn Gritta. „Man sieht, daß Ihr niemals das heilige Gotteshaus besucht. Und vor dem Kinde hier solche Sachen zu sagen!"

„Robert,“ frug der Baron zu dem Knaben gewandt, der den Namen seines Großvaters trug; „verstehst du, was ich sage? Was will der Mann dort im schwarzem Rocke?“

„Sag, er will beten,“ ermunterte die Mutter.

„Sag, er spielt Komödie,“ sagte der Vater.

Der Knabe sah einen um den andern an. „Ist das derselbe,“ frug er, „der die Leute zum Weinen brachte, als wir auf dem Kirchhofe waren?

„Ja, der ist es, Robertchen,“ antwortete die Mutter. „Das ist ein guter Mann, der sagt den Menschen, was gut ist und was böse ist, wen Gott lieb hat, und wen er straft.“

„Gott hatte die wohl gestraft, die so weinten?“ frug der Knabe weiter.

„Da siehst du,“ lachte der Baron, „der Knabe ist klüger als du. Ja wohl, mein Junge, Gott hatte ihnen die Strafe auferlegt, den Pastor zu hören, und deshalb heulten sie.“

„Geh', Robert, spiele im Hofe,“ sagte Gritta ärgerlich, und öffnete ihrem Söhnchen die Thüre. „Ich werde den Knaben auf's Land schicken,“ wandte sie sich dann zum Baron. „Ihr verderbt ihn nur durch Eure abscheuliche Gottlosigkeit.“ –

Mittlerweile war der Wagen mit dem Sarge von der Straße abgelenkt, und näherte sich langsam dem Kirchhofe. Als er durch das Thor fuhr, schlossen sich die wenigen Leidtragenden an, und begleiteten ihn bis in die Nähe der Grabstätte. Hier wurde unter dem Leinendache des Wagens der Sarg

hervorgeholt: eine ziemlich langsame Procedur, denn die Kiste, in der der Sarg stand, war mit Stricken und Ketten befestigt. Nach den Bewegungen der Umstehenden zu urtheilen, war die Andacht während dieser Arbeit nicht groß. Selbst der Pastor schien ungeduldig zu werden, und studirte mittlerweile einige Grabschriften. Nur der greise Vater blieb beim Wagen stehen, und folgte den Schritten der Diener. Endlich war der Sarg herausgehoben; die Männer schickten sich an, ihn nach dem Grabe hinüberzutragen.

„Da," bemerkte der Baron, der alles aufmerksam beobachtet hatte. „Jetzt steht der Sarg über der Gruft — der Pastor hat seinen Platz eingenommen — jetzt breitet er die Hände aus! Wahrhaftig meine Schwester führt ihr Schnupftuch an die Augen! Am Ende wird sie ohnmächtig; nun mein guter Vetter Arthur steht hinter ihr und wird sie auffangen. Ich kann mir schon denken, was da geredet wird — von der tiefbetrübten Wittwe — schade, verlassene Waisen sind nicht da — von klagenden Anverwandten — von unvergeßlichem Heimgegangenen — und dann „das Gras ist verdorret, und die Blume ist abgefallen" — Ja ja, wissen es schon! Auferstéh'n zum lichtern Dasein! — Gritta, glaubst du wohl, daß ich im Himmel auch lahme Beine haben werde?"

„Ihr kommt nimmermehr in den Himmel, wenn Ihr Euch nicht bessert," antwortete das Weib zornig.

„Hahaha," lachte der Baron. „Also du hast doch die Hoffnung noch nicht aufgegeben! Nun ich denke, deine Gebete werden mir den Einlaß verschaffen. Uebrigens, wenn ich in meinem Rollstuhle ankomme, wird mich Sankt Petrus nicht vor der Pforte warten lassen! — Sieh' mal, sieh! Der Pastor hat sich kurz gefaßt! Er betet schon. So, — da senken sie den Sarg hinunter! Der Pastor spricht den Segen, der Todtengräber reicht ihm einen Korb mit Erde — einmal, zweimal, dreimal — jetzt ist der Staub zum Staube gekommen! — Nun, Sophie ist vernünftig, vernünftiger wie du Gritta; du hast ja Thränen im Auge! Was geht dich das an, daß wieder einer dort vermauert wird? Oder rechnest du den Todten zu deinen Anverwandten! Das wäre hübsch von dir, wenn du dich zur Familie zähltest, und den dort für deinen seligen Stiefschwager ansähest."

„Ich weine über Euch," sagte Gritta traurig, „über Eure Bosheit. Ob Ihr gleich unglücklich seid, und die Hand Gottes schwer auf Euch ruht, so habt Ihr doch den Herrn nicht erkannt. Alles bespottet Ihr! Niemanden verschont Ihr! Sogar mir werft Ihr vor, als wollte ich mich in Eure Familie drängen! Ich habe Euch aus Mitleid geliebt, und weil Ihr damals thatet, als wäret Ihr der beste Mensch. Aber jetzt verabscheue ich Euch, weil Ihr gefühllos seid wie ein Stein."

Sie verließ das Zimmer; der Krüppel pfiff sich in Liedchen, und sah zu, wie seine Anverwandten

den Kirchhof verließen. Nachdem die ....auschen in einen Wagen gestiegen, in welchem auch Arthur Platz genommen hatte, bemerkte der Baron, daß der lange Alexander den kleinen Fußsteig einschlug, welcher durch die Felder in die Nähe des Hauses führte. „Der Besuch gilt am Ende mir,“ dachte der Baron, und rollte seinen Stuhl zurück vom Fenster. Er wollte nicht erblickt werden, um nicht etwa Alexander zu veranlassen einzutreten, im Falle er nur vorübergehen sollte. Aber es dauerte nicht lange, so klingelte es, und Alexander trat ein.

„Nun,“ sagte er, „hast du gesehen, wie Alles glatt vor sich gegangen ist, keine Krämpfe, keine Ohnmacht, kein Aufschreien — sogar mäßige Thränen. Mein Vetter war ein guter Mensch, aber ein besonderes Glück hat er nicht gehabt im Leben. Viel Unruhe und Scherereі, keine ordentliche Heimath — und jetzt soll ihm auch im Tode die Freude nicht werden.“

„Das wußt' ich längst,“ sagte Eduard mürrisch. „Ist das die ganze Neuigkeit, die du mir bringst?“

„Alter Brummbär,“ lachte Alexander. „Warte nur, es wird schon besser kommen. Was meinst du dazu, der „selig Entschlafene im Herrn“ ist heute zum zweiten Male begraben, und schon denkt man daran, ihm das Vergnügen noch einmal zu machen.“

„Dummes Zeug! Solch' ein Spaß kostet Geld. Der Tod ist allenfalls umsonst, wenigstens dem der stirbt, kostet er nur einen Seufzer. Aber das Be-

grabenwerden ist kostspielig, vorzugsweise, wenn man erst na perekladnich (mit Postumspann) auf den Kirchhof gefahren werden muß. Man hätte daran genug haben können, den Petersburger Pfaffen die Kutte wattirt zu haben."

„Nach den Kosten frägt deine Schwester nicht. Sie will ihren Mann im Tode ehren, und dachte heute ein stattliches Begräbniß zu arrangiren. Statt dessen ist Niemand erschienen, und ich habe die ganze Verwandtschaft vorstellen müssen. Da hat sie nun, während man den Sarg ablud, die Absicht geäußert, ihn nach Eurem Erbbegräbniß überführen zu lassen."

„Ist sie verrückt?" schrie der Bruder, und rollte seinen Stuhl zurück. „Was soll er da? Will sie etwa an seiner Seite ruhen? Will sie im Tode mit ihm vereint sein, um ihm auch da noch Hörner aufzusetzen?"

„Welches der eigentliche Grund ihrer Laune ist, weiß ich nicht," sagte Alexander, und schob seine Brille zurecht, um den Eindruck seiner Worte genau zu sehen. „Aber sie hat mich geradezu beauftragt, dich darauf vorzubereiten, daß sie die Beisetzung im Erbbegräbnisse verlangt."

„So sag ihr," antwortete Eduard ärgerlich, „es sei kein Raum da für ihn. Wenn sie alle ihre Männer dort aufnehmen läßt, wer weiß, wie viel Särge noch ankommen werden! Sie wird sicherlich nicht Wittwe bleiben, und ist im Stande ein halb Dutzend Ehemänner zu überleben."

„Ich habe kein Recht, dir zu rathen,“ antwortete Alexander lauernd. „Du kannst deine Einwilligung geben oder verweigern. Aber lieber ist es mir, wenn man dem armen Menschen im Tode Ruhe läßt.“

„Dir ist es lieber,“ sagte der Krüppel nachdenklich. „Ich glaube so werden die Meisten denken.“

„Versteht sich, närrischer Kerl; es ist ein Scandal, dieses Reisen im Sarge.“

„Man wird darüber schwatzen, nicht wahr? Man wird meine Schwester verspotten? Man wird seine Glossen machen, wenn Arthur ebenfalls hinterdrein läuft, so wie er jetzt hinterdrein gelaufen ist — Ja? Nun, dann mag sie ihn noch einmal begraben, — noch zehnmal begraben; meinen Segen hat sie dazu!“

„Das muß ich gestehen,“ rief Alexander jetzt lachend. „Ich bin ein geschickter Gesandter. Die Diplomatie, deren würdiger Vertreter mein Onkel in der Schweiz ist, braucht nicht vor mir zu erröthen! — Nun kannst du aber hoffen, daß deine Schwester kömmt, sich zu bedanken und feierlich die Schlüssel zum Erbbegräbniß in Empfang zu nehmen.“

„Das mag sie halten, wie sie will. Ich weiß, sie kömmt nicht zum zweiten Male! — Aber wie steht es mit der edlen Passion Arthurs? Immer Gluth, immer Flamme? Du bist ja tief eingeweiht in alles Werdende.“

Alexander schmunzelte. „Und du bist der Prophet des Gewordenen! Nun, ich will dir verrathen, wie die Sachen aussehen. Aurelie grämt sich zu Tode; ihre Schwiegermutter tröstet sich zu Tode; der Alte schweigt sich zu Tode. Arthur ist verliebter als je, und deine Schwester gängelt ihn wie ein wohl dressirtes Pferd."

„Unbegreiflich," rief Eduard. „Warum handelt man nicht? Warum schneidet man der Flamme die Nahrung nicht ab?"

„Auch das will ich dir sagen," antwortete Alexander, und rückte seine Brille zurecht. „Das Feuer wird ohnedies erlöschen. Arthur geht jetzt nach Riga ....."

„Nun ja, zum dritten Begräbniß."

„Und um Credit zu suchen. Er hat in anderthalb Jahren, seit er das Gut verwaltet, eine Menge Schulden gemacht, wobei deine Schwester seit fünf Monaten gebührend half. Jetzt geht es nicht weiter — und eine Katastrophe ist vor der Thür."

„Dazu gratulire ich!" rief Eduard, und drückte dem scheidenden Alexander mit Wärme die Hand. —

Alexander gab unmittelbar darauf die Nachricht nach ..... au, daß der Beisetzung des Todten im Erbbegräbnisse kein Hinderniß im Wege stände, und zur allgemeinen Verwunderung wurden augenblicklich die Schritte gethan, um den Sarg von Neuem der Erde zu entreißen. Während Arthur eine Vorbereitungen zur Abreise nach Riga traf,

war auch der Sarg wieder zur Reise gerüstet worden, und fast gleichzeitig verließ Arthur Dorpat und folgte Sophie dem Leichname ihres Mannes.

Wir finden beide in Riga. Arthur war den Tag über beschäftigt gewesen, hatte mit Geschäftsmännern und Advocaten gesprochen, und erschien am Abend bei Sophien.

„Was hast du erreicht?" war ihre erste Frage.

Mißmuthig warf sich Arthur auf das Sopha und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Sophie zuckte verächtlich die Achseln. „Also schlechte Berichte!" fuhr sie den Schwächling an.

Arthur schluchzte leise. „Du bist ein Kind," sagte sie ärgerlich. „So sage wenigstens, was geschehen ist, welche Antwort man dir gegeben hat. Bei wem warst du, wen hast du gesprochen?"

„Es geht nicht," antwortete endlich Arthur. „Alles schlägt fehl. Ich habe vergeblich alle Gesetze durchsuchen lassen — ich komme nicht weiter."

„Also mit der Scheidung ist es nichts?"

„Nein, kein legaler Grund ist vorhanden. Ich bin nach livländischem Rechte majorenn gewesen, als ich heirathete; Kinderlosigkeit, Abneigung — es giebt keinen Halt. Meine Frau müßte einwilligen, und das thut sie nie."

„Narr," sagte Sophie leise, und trat an das Fenster. „Nun, wir werden auch so zum Ziele kommen. — Und das Geld," wandte sie sich wieder laut zu Arthur. „Hast du wenigstens Credit gefun-

den, hast du Aussicht eine Hypothekenschuld aufzunehmen?"

„Nichts, nichts, und abermals nichts," antwortete der junge Mann und seine Niedergeschlagenheit ging in Heftigkeit über. „Niemand will mehr borgen. Man weiß, daß ich bedeutende Wirthschaftsschulden habe, daß meine Ernte schon verkauft ist, daß das Inventar verpfändet ist —"

„Aber die Vollmacht deines Vaters berechtigt dich doch zur Aufnahme von Kapitalien."

„Nein, nein, das ist eben das Elend! Der Alte — Gott weiß, hat er es absichtlich gethan, oder ist es eine zufällig von seinem Anwalt eingeschobene Clausel — er hat mir Vollmacht ertheilt zu wirthschaften, zu verpachten, zu handeln — aber ohne seine Unterschrift kann ich bei der Landschaftskasse keine Schuld aufnehmen; da, wo es am meisten noththut, sind meine Hände gebunden."

Sophie schwieg eine Weile. Sie trat wieder an das Fenster und trommelte an den Scheiben.

„Sophie," rief Arthur wie verzweifelnd, „verlaß mich nicht, rathe mir, hilf mir! Was soll ich anfangen?"

Sie drehte sich um. „Das frag' ich dich," versetzte sie kalt. „Was soll ich beginnen? Du hast mich compromittirt. Man zeigt mit den Fingern nach mir. Ich bin wie geächtet, nicht blos in Dorpat, im ganzen Lande. Beim Begräbniß meines Mannes hab' ich es gesehen, wie man von mir denkt. In Dorpat ist Niemand erschienen; und

doch hätten die Verwandten schon meines Schwiegervaters wegen dem Todten die letzte Ehre erweisen sollen. Aber es galt, mich zu beschimpfen, und Alle blieben aus. Und hier dieselbe Verachtung, dieselbe Feindseligkeit. Wem danke ich das, als Dir!"

„Mir!" brach Arthur los. „Ich soll schuld sein an deinem Unglücke? Rechnest du so? Wer war es denn, der den ersten Schritt that, um sich dem andern zu nähern? Wer hat mich meiner Frau entfremdet? Wer hat mich mit meinen Eltern entzweit? Wer hat mich in Schulden gestürzt? Wer war die Veranlassung, daß mein Credit begraben ist? Diese Dummheit, deinen Mann von Petersburg wegzuschleppen; ihm auch nicht in Dorpat Ruhe zu lassen — dieser Unsinn, der mir allein Geld kostet, wer hat ihn ausgeheckt? Du, und immer du! Und jetzt machst du mir Vorwürfe!"

„Mann!" sagte Sophie mit erheucheltem Staunen, „so behandelst du deine Geliebte, das Weib, dem du Treue geschworen!"

„Oh, schon gut!" antwortete Arthur, dessen Rohheit freien Lauf gewann, „wenn ich jemandem Treue geschworen, so war es meine Frau — und wer hat meine Schwüre weggeschwatzt, wer hat mich zum Meineidigen gemacht — du und immer du!"

„Jetzt ist es genug, mein Herr —" rief Sophie heftig. „Gehen Sie, ich mag nichts mehr von Ihnen hören! Ein Weib zu mißhandeln, ihr Vorwürfe zu machen, daß sie liebt! — Fort von hier, zu Ihrer

Aurelie! Bitten Sie sie um Verzeihung, die blasse, schwindsüchtige, weinerliche Kreatur, der Sie die Treue gebrochen! Sagen Sie ihr," rief sie höhnisch, „ich hätte Sie verführt! Abscheulicher Mensch! der mir nachgelaufen ist, mich bestürmt hat mit seinen Versuchungen, mich soweit gebracht hat, daß mein armer Mann vielleicht mit einem Fluche für mich gestorben ist! Erbärmlicher! Das ist mein Lohn für Alles, was ich dir geopfert habe!"

Sophie hatte sich in Zorn geredet. Nicht die beleidigenden Worte Arthurs, nicht die Gewißheit, seine Frau nicht werden zu können, hatten sie aufgebracht. Der Ruin, der ihn bedrohte, die Unmöglichkeit noch weitere Vortheile von ihm zu ziehen, hatte sie geärgert. Sie sah voraus, daß er gezwungen sein werde, sich mit seinem Vater auszusöhnen, und daß diese Aussöhnung ihm für die Zukunft die Hände binden werde. Jetzt galt es nur, mit guter Weise von dem Manne loszukommen, an den sie kein edleres Gefühl fesselte. Arthurs Characterlosigkeit trat grell hervor. Ihn beschämte die Aussicht, seinen Eltern ein Geständniß abzulegen, und zu seiner Frau, die er im Grunde seines Herzens achten mußte, als reuiger Sünder zurückzukehren. Bis jetzt hatte ihm keiner ein Wort über seine Verbindung mit Sophien gesagt. Seine arme Frau hatte ohne Klagen und ohne Vorwurf geduldet; sein Vater war mit der Mutter übereingekommen, nichts zu erwähnen, indem er einer baldigen Lösung der Verbindung entgegensah. Um so tiefer war Arthur

gebeugt, durch die Aussicht, wie ein Kind bitten und weinen zu müssen, damit er Verzeihung erhalte. Daß Sophie große Phrasen mache, übersah er; daß sie ihm nichts geopfert habe, daran dachte er nicht. Er hatte gehofft, von ihr, der Stärkeren, Ueberlegeneren, Rath und Trost zu erhalten, und war empört, daß sie ihn um Hülfe anrief, daß sie ihm Klagen statt Beistand brachte.

„Sophie!" rief er in weinerlichem Tone, „also Du verstoßest mich auch. Du lässest mich hülflos, jetzt wo ich am meisten Deiner bedarf! Oh, thue das nicht! Denke, wie elend ich sein werde! Mein Vater wird mich verspotten, meine Frau wird mich mit kalter Verachtung empfangen."

„Schon gut," antwortete die junge Frau mit schneidender Kälte. „Sie werden haben, was Sie verdienen. Von mir erwarten Sie nichts. Ich kenne Sie nicht mehr! Nach dem, was Sie mir sagen konnten!"

„Verzeih, theure Sophie, ich wußte nicht, was ich redete. Ich bin so tief gebeugt!"

„Und ich," sagte Sophie, die ihren Vortheil begriff, „ich bin glücklich, daß ich endlich Ihren wahren Character einsehe; daß Sie mir selbst zeigen, in welch' erbärmlichen Fesseln ich bis jetzt gewesen bin. Zwischen uns ist Alles aus. Lassen Sie mich nicht noch einmal wiederholen, daß ich Sie bitte, mich zu verlassen."

Sie wandte sich ab. Arthur, der vergeblich ihren Blick suchte, stand einen Augenblick unent-

schlossen; dann griff er hastig nach seinem Hute und eilte nach der Thüre. Noch einmal kehrte er sich um — Sophie sah gleichgültig zum Fenster hinaus. — Er warf die Thüre hinter sich zu und verschwand.

Kaum hörte Sophie seine Entfernung, so klingelte sie ihrer Jungfer. „Packe Alles ein, wir reisen noch heute," rief sie. „Die Postpferde sollen Punkt zehn Uhr hier sein!"

„Reist der Herr Baron auch?" frug das Mädchen.

Sophie sah sie mit großen Augen an. „Thue, wie ich dir gesagt habe, und unterlaß naseweise Fragen." —

Der Zufall wollte, daß Arthur zu gleicher Zeit Riga verließ. Aber die Schnelligkeit, mit welcher er reis'te, ließ Sophien weit hinter ihm zurück! Als er in Dorpat ankam, fand er seinen Vater schon von seinen vergeblichen Schritten in Riga unterrichtet, und das Geständniß seiner Lage ward ihm dadurch erleichtert. Schwerer — wenn nicht unmöglich — ward es ihm, seine Frau auszusöhnen. Die Wunde Aureliens war zu tief, und um so gefährlicher, da ihr Stolz allein leiden wollte. Sie welkte dahin. Als der Herbst kam, die Luft rauher wurde, genügte eine leichte Erkältung, sie auf das Krankenlager zu werfen, von dem sie nicht wieder aufstand. Es war der erste Schnee gefallen, als ein langer Zug nach dem Kirchhofe wallte, um die Reste der armen Dulderin der kalten Erde an-

zuvertrauen. Arthur führte ernst den Trauerzug — und doch wußte er nicht, welchen Schatz er begrabe.

Der Krüppel saß wieder am Fenster, und sah dem Leichenbegängnisse zu. Gritta stand neben ihm.

„Man sagt, ihr Mann habe sie getödtet," sprach Gritta.

„Dummes Zeug," antwortete der Baron. „Sie ist an der Schwindsucht gestorben. Wenn aber jemand der Krankheit nachgeholfen hat, so war es — meine Schwester."

Dritte Episode.

Bürgerlich.

I.

Die Russischen Ostseeprovinzen rühmen sich, allein unter den Provinzen des Reiches ein eigentliches bürgerliches Element zu besitzen. Der Russe hält seine Städte, Moskau nicht ausgenommen, für große Dörfer, und ihre Bewohner, die Meschtschanini, unterscheiden sich wenig von den Landbewohnern; während die sogenannten „erblichen Ehrenbürger" und „persönlichen Ehrenbürger" (beide heißen Graschdanini) gewissermaßen in die Rangklassen eingereiht sind. Freilich enthält das städtische Element der Ostseeprovinzen dieselben drei Kategorieen, von denen die Ehrenbürger die große Gilde bilden, die Meschtschanini zur kleinen, bei weitem zahlreicheren Gilde gehören. Aber weil die Rechte beider Gilden, gestützt auf alte Privilegien und Herkommen, größer sind, sie eine Art Selbstbesteuerung ausüben — wenigstens eine eigene Vertheilung der ausgeschriebenen Steuerbeiträge; eine Art Selbstherrschaft — wenig

stens eine Wahl ihrer Vorsteher und Beamten; so hält sich der Bürger in den Ostseeprovinzen für ausgezeichnet, und seinem Russischen Standesgenossen überlegen. Dazu kommt sein Wahn, als Deutscher geistig und moralisch über dem Russen zu stehen. Gleichwohl giebt es in den Städten der Ostseeprovinzen nur geringe Procente deutschen Ursprungs. Allerdings war Riga, das im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts vom Bischofe Albert gegründet wurde, lange Zeit eine rein deutsche Stadt, so wie auch die kleineren Städte, Wenden, Fellin, Pernau u. s. w. viel deutsche Einwanderer besaßen. Aber im Laufe der Jahrhunderte sind wesentliche Veränderungen eingetreten. Am wechselndsten sind die Geschicke Dorpats und seiner Bevölkernng gewesen. Sein Domberg enthält recht eigentlich die Geschichte der Stadt. Die alte Burg der Esten, die dort stand, fiel schon im eilften Jahrhundert in die Hände der Russen und erhielt den Namen Juriew, der heute noch im Munde des Russischen Bauern lebt. Dann, im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, wieder im Besitze der Esten, ward es im Jahre 1225 von dem Kreuzheere des Bischofs Albert nach langer Belagerung erstürmt, und fiel dem Bruder des Bischofs, einem Herrn von Apeldern, aus dem Hause der Bremenser Edlen Burhövden, anheim. Bald ward es die Residenz eines Bischofs, und auf dem südlichen Gipfel des Dombergs erhob sich der bischöfliche Palast, während auf dem Nordende der Dom erstand. In der Nähe hatten die Domherrn ihre Sitze. Da-

mals ward Dorpat, die Hansestadt, reich und blühend, und zählte wohl an die 30,000 Einwohner. Die Handelsstraße von Pernau nach Pskow ging über die Embachstadt. Der Bürger lag wohl oft im Streite mit seinen Bischöfen; aber die Schlösser längs dem Embache bis zur Mündung, waren bischöfliches Lehn und sicherten die Macht des Krummstabes. Das Jahrhundert der Reformation brach die geistliche Herrschaft, vernichtete aber zugleich die Blüthe Dorpats. Furchtbare Rachezüge der Heerschaaren Iwans IV. Wassiljewitsch verheerten das nördliche Livland, zertrümmerten seine Schlösser und Städte, bis endlich die Schwedische Herrschaft Ruhe und Frieden brachte. Aber Dorpat war gesunken. Es war zur unbedeutenden Landstadt geworden. Der Handel schlug andere Bahnen ein. Nun kamen Feuersbrünste, und wütheten. Zweimal brannte der Dom ab, und lag seit dem zweiten Brande in Ruinen. Zwar scheint es, als sei während des dreißigjährigen Krieges die Einwanderung groß gewesen, und mancher Begüterte aus den bedrohten Gauen Deutschlands mag an den friedlichen Gestaden der Ostsee eine Zufluchtsstätte gesucht haben. Wenigstens geben die statistischen Daten Livlands eine so auffallende, plötzliche Vermehrung des urbaren Landes in den dreißiger und vierziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, daß sie nur durch außerordentliche Zuströmung von Bevölkerung erklärlich wird. Aber Dorpat gewann dadurch wenig, und erst die Gründung der Schwedischen Universität

durch Gustav Adolph (1632) brachte Leben in die alte Hansestadt. Freilich zog mit der Wissenschaft Hoffarth in die Stadt. Der Kleiderluxus, die Prunksucht, wuchsen ungemein, riefen Verordnungen des Magistrats hervor, Strafpredigten der Geistlichkeit — aber vergeblich. Als im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der Untergang über die Stadt hereinbrach, da hielt ihn die Geistlichkeit für ein Strafgericht der Sünden der Bürgerschaft. Schon 1699 waren Professoren und Studenten aus der bedrohten Stadt geflüchtet; 1704 ging die Flotte verloren; Scheremetjeff nahm Besitz von der Stadt, nachdem er ein Thor erobert. Man machte wohl eine Kapitulation und der Russische Feldherr steckte die Privilegien der Bürgerschaft in die Tasche, mit der Zusage, sie von seinem Czaren anerkennen zu lassen. Aber als bei Peters Frühstücke auf dem Rathhause der Rathsherr Schlüter an die Privilegien zu erinnern wagte, wurde ihm mit Schlägen gedroht — und die Freibriefe kamen nie wieder zum Vorschein. Nun war das südliche Livland noch im Besitze der Schweden, und schwedisch Gesinnte in Dorpat unterhielten Verbindungen mit den früheren Herren. Das rechtfertigte denn Strafen und Executionen an den Bürgern der Stadt, bis der verwegene Zug Karls des XII. nach dem Innern Rußlands Dorpats Schicksal vollendete. Peter konnte seine westlichen Eroberungen nicht schützen; er mußte seine Vertheidigungsmittel zusammenziehen, und um dem Feinde nicht feste Plätze in seinem Rücken zu

lassen, befahl er Dorpat und Narva zu zerstören und die Bevölkerung nach dem Innern Rußlands abzuführen. Das geschah im Winter 1709. Dorpat hörte auf zu sein. Seine Festungswerke wurden in die Luft gesprengt, die Häuser verwüstet; nur wenige blieben stehen, unbewohnt und herrenlos. Seine Bürger wurden in die östlichen Provinzen des Reichs zerstreut, und halfen in Rußland Gewerbe und Handel beleben. Die Geistlichkeit zog mit ihnen, und verfolgte eine Zeitlang das Geschick der Verbannten, bis die Hirten ihre Heerde in den weiten Landen aus den Augen verloren.

Karls Heere fanden den Untergang; Riga, Reval ergaben sich — Peter herrschte in Livland. Aber erst fünf Jahre später gestattete der große Czar wieder neue Ansiedelungen in den öden Mauern Dorpats. Von den ausgetriebenen Bewohnern kehrten jedoch wenige zurück. Manche waren umgekommen, andere hatten Haus und Hof erworben, wieder andere erfuhren vielleicht erst Jahre nachher, daß es ihnen gestattet sei, den heimischen Heerd aufzusuchen, und erachteten es dann zu spät. So entstand langsam eine neue Stadt, aus gemischten Elementen. Esten, Russen und Deutsche nahmen Besitz von den Trümmern. 1718 erhielt die Colonie wiederum städtische Rechte — aber städtisches Leben fehlte. Ein halb Jahrhundert hatte sie gekrankt, als die zweite Katharina die Stadt auf ihrer Durchreise nach Riga besuchte. Der damals noch zweiköpfige Domberg mit seinen Ruinen schien

ihr ein günstiger Punkt zur Anlegung einer Festung, und sie befahl die Herstellung des alten Juriew. Vielleicht daß der Plan, den sie längere Zeit hegte, ihre Residenz nach Reval zu verlegen, mit dem Festungsbau in Dorpat zusammenhing. So begannen zunächst Erdarbeiten; man wollte die Schlucht zwischen beiden Gipfeln des Bergs ausfüllen. Aber bei genauerer Untersuchung erschien Dorpat nicht wichtig als strategischer Punkt; die Arbeit stockte, und bis auf diesen Tag blieb eine sattelähnliche Vertiefung auf dem Berge, welche auf beiden Seiten überbrückt ist, damit die ebenen, nachmals angelegten Spaziergänge nicht unterbrochen würden. — Nicht lange darauf, 1777, verwüstete eine furchtbare Feuersbrunst die Stadt, und nur wenige Häuser aus dem alten Dorpat entgingen dem Elemente. Katharina unterstützte zwar den Wiederaufbau, der nach einem von ihr genehmigten Plane begonnen wurde. Die Stadt erhielt gerade, unter rechten Winkeln sich kreuzende Straßen — aber ihr fehlte das Leben.

Der Anfang dieses Jahrhunderts fand Dorpat als unbedeutendes Landstädtchen. Da rief die Schöpfung Alexanders neues Leben in die Stadt. Mit der Universität zogen neue Hoffnungen ein. Die Bevölkerung wuchs, aber freilich nicht blos aus deutschen Elementen. In mancher Straße der entlegenen Viertel dürfte kein einziger Deutscher wohnen. Der Este bewahrt in zwei bis drei Generationen, nachdem er sich germanisirt hat, die An-

klänge seines Ursprungs im Dialecte, und noch heute hört man bei den Meschtschaninis, — den niedern Handwerkern, den Pferdeverleihern, den Fuhrleuten u. s. w., die estnische Abstammung durch. Daneben sind die Kaufleute der großen Mehrzahl nach Russen; ja, gewisse Handelsbranchen, vorzugsweise mit russischen Waaren, sind nur in den Händen der Russen. Man kann unbedingt annehmen, daß von den 12000 Einwohnern Dorpats kaum 2000 Deutsche sind, wenn auch fast alle deutsch sprechen. — Die Lehrkräfte der Universität waren anfänglich fast nur aus Deutschland herbeigerufen worden. Die Professoren kamen und gingen, nachdem sie ihre Pension erdient hatten. So lange sie sich durch Wahl ergänzten, riefen die Mitglieder des Conseils ihre Kameraden herbei, und eine Zeitlang waren es vorzugsweise Sachsen, die im Conseil herrschten. Aber allmählig wurden die Wahlrechte beschränkt; auch wuchsen Zöglinge heran, mit Berechtigungen auf die erledigten Katheder. Je mehr Inländer in das Conseil gelangten, um so schroffer ward man gegen Ausländer, und es hätte kaum des Wunsches Nikolay's bedurft — ein Wunsch, der natürlicherweise durch das Ministerium der Volksaufklärung in Befehl übersetzt wurde — um der Berufung der Ausländer ein Ende zu machen. Die wenigen noch vorhandenen Ausländer sehnen sich zurück nach dem Vaterlande, denn sie bleiben im fremden Lande fremd; und sie benutzen die erste Gelegenheit, vorzüglich wenn erst Rangsucht und Ordenspassion

befriedigt, und die Pension gesichert worden ist, um in der Heimath den Rest ihrer Tage zu leben.

Hart am Eingange der Stadt von der Rigaer Straße aus, in der Nähe der Poststation, noch ehe sich die Gasse hinabgesenkt hat in das Embachthal, wohnte in dem Hintergebäude eines hölzernen Hauses ein ältliches Männchen. Man trat in sein Zimmer durch eine Doppelthür, unmittelbar vom Hofe aus. Schon die Wahl dieses feuchten, kalten Loches verrieth Armuth; noch mehr das elende Hausgeräth. In dem Winkel gegenüber der Thüre stand ein kleiner, eiserner Ofen; rechts davon, an der Wand, ein altes Pult, in dessen untern, halb offnen Kasten etwas Wäsche und Bücher lagen. Links vom Ofen stand ein Großvaterstuhl, der gewöhnliche Sitz einer großen Katze. Ein Bett, mit schmutziger Wäsche, alten Kleidern bedeckt, reihte sich daran; vor dem einzigen Fenster, gegenüber dem Bette, ein Tisch, der nacheinander als Waschtisch, Eßtisch, Schreibtisch, Büchertisch benutzt wurde. Es war im März; die Luft draußen war kalt, der Wind flog über die schneebedeckte Ebene, die sich dicht hinter der Stadt erstreckte, und traf die Häuser auf der Höhe ungehindert. Aber das kleine Zimmer war ungeheizt. Sein Bewohner lag im Bette, trotzdem, daß die Sonne schon hoch stand. Er hatte sich zugedeckt mit allen Kleidern, die er besaß — eine Aermelweste schützte seinen Oberkörper; der Tisch war vor das Bett gerückt worden; und so arbeitete der arme Mann bald liegend, bald halb aufgerichtet. Sein

Kopf ist originell. Ein breiter Schädel mit spärlichen, langen Haaren bedeckt; die große Stirn fast eckig; tiefliegende, braune Augen mit reichen Brauen und Wimpern, schwärmerisch blickend; eine scharfe, lange Nase; ein kleiner, schmallippiger Mund mit gesunden Zähnen. Während der obere Theil des Kopfes kaum genugsam mit Haut überzogen war, und die Wangen durchsichtig schienen, so sackte sich an Kinnbacken und Kinn eine fleischige Wulst. Geschwollene Drüsen, an denen der Arme fast unaufhörlich litt, waren die Veranlassung dieser Wulst; ein Leiden, das sich in dem Sprechen und mehr noch in dem widerlichen, häufigen Ausspucken verrieth. Zahlen waren es, und immer wieder Zahlen, welche von ihm an einander gereiht, verglichen, combinirt wurden. Nach mehrstündiger Arbeit studirte der Arme aufmerksam den Schatten im Hofe, und hielt es an der Zeit, aufzustehen. Die Toilette kostete einige Zeit. Zwar ward auf Reinlichkeit nicht viel verwendet, aber es mußte soviel als möglich angezogen werden. Der Mann war klein, die Kleider, die er anlegte, waren augenscheinlich nicht auf seinen Körper gearbeitet worden. Bunte großkarrirte Beinkleider, die über Sommerbeinkleider angezogen wurden, hatten früher einem viel längern und stärkern Herrn gedient, und waren ohne viel Geschick und nicht hinlänglich verkürzt worden; über einen engern grünen Rock kam ein Paletot von heller Farbe, dann erst ein schwarzer Rock, der weiteste und längste unter den dreien. Der Hals ward mit

einem Tuche umwickelt, dann kam eine gewaltige Binde, in welcher das Kinn und zur Hälfte die Backen Platz hatten. Die Füße fuhren in große, eckige und unförmliche Stiefeln, die auf Leichdörner und Frostbeulen berechnet waren. Darüber kamen noch Ueberschuhe, förmliche Kähne. In dieser ungeschlachten Fußbekleidung schwankte der kleine Mann, als er jetzt den Tisch an das Fenster rückte, die Taschen voll Papiere stopfte, die große Katze ein Paarmal streichelte, ihr Wasser hinsetzte, und dann einen dicken Knotenstock aus der Ecke holte. Den Kopf in eine Pelzmütze gehüllt, brach er auf. Die Thüren verschloß er sorgfältig, als ob Schätze dahinter verwahrt wären, mit einem großen Schlüssel, der als Waffe dienen konnte. Dann zog er hinunter nach der Stadt, wackelnd und taumelnd; keiner ging an ihm vorüber, ohne ihn zu grüßen, und mancher Student blieb stehen, um ein Paar Worte zu wechseln. Aber der Frost, und vielleicht auch der Hunger, drängten vorwärts. So kam das Männchen in eine Kneipe, dicht hinter dem Denkmale Barklay de Tollys. Es war ungefähr 11 Uhr, die Frühstückszeit. Studenten spielten Billard, tranken Bier, debattirten über die letzten Paukereien. Unser Männchen stellte sich an den Ofen unweit des Buffets, nachdem er vorsichtig die Ueberschuhe ausgezogen und nebst dem Stock in Sicherheit gebracht hatte. Als er durchwärmt war, entledigte er sich des obersten Rockes. Bald darauf trat ein Student an das Buffet. „Hast du schon deinen Schnaps?“

rief er dem Kleinen zu. „Noch nicht,“ antwortete dieser, „aber jetzt wäre es an der Zeit.“

„Was soll ich ihm einschenken?“ frug der Kellner.

„Alten Franzbranntwein trinkt er, wissen Sie das nicht?“

Der Schnaps ward eingeschenkt, und mit sichtlichem Behagen genoß ihn der Kleine.

Ein zweiter Student kam: „Nun, Alterchen,“ hieß es, „wie ist's mit einem Schnapse?“

„Danke, habe schon,“ lautete die Antwort, „aber wenn du mir ein Butterbrod geben lassen wolltest.“

„Auch gut,“ und das Geld dafür fiel auf den Tisch.

Unser Kleiner näherte sich dem Buffet wieder. „Von gestern habe ich noch eine halbe Bier gut,“ sagte er in bescheidenem Tone zu dem Kellner, „die geben Sie mir wohl gleich mit.“

Er verzehrte sein kleines Frühstück, und jetzt, nachdem er durchwärmt war, den ersten Hunger gestillt hatte, ging er an das Studium der Zeitung, aber immer noch in der Nähe des Buffets. Jeder Student, der kam, um seine Zeche zu bezahlen, gedachte des Kleinen, wenn irgend der Zustand des Geldbeutels es erlaubte, und bald hatte dieser eine Anweisung auf sein Mittagessen erhalten. Viel ward dabei nicht gesprochen — was sollten sie sich sagen. Das ernste Männchen gehörte einer andern Welt an, und kümmerte sich nicht um Studenteninteressen. Erst später, als jüngere Docenten, Docto-

ren und Magister kamen, um ihr einfaches Mittagsmahl in einem Seitenzimmer zu sich zu nehmen, setzte sich das Männchen, das nun auch zu Mittag gespeis't hatte, zu ihnen, um ein Schwätzchen zu machen.

„Wie geht's," rief ihm einer zu, dessen fremdartiger Dialect den Polen verrieth. „Was macht dein Problem, Väterchen?"

„Gelös't ist es," antwortete der Kleine, „unumstößlich. Zwanzigmal habe ich es berechnet. Es stimmt. Es ist kein Zweifel mehr. Aber woher soll ich das Geld nehmen, um die Maschine zu bauen?"

„Verdienst du denn gar nichts?" frug ein anderer, ein schöner Mensch, mit klugen Augen, elegant in allen seinen Bewegungen.

„Ihr wißt ja, es lohnt nichts. Seit der neue Professor der Mathematik hier ist, habe ich nicht eine Stunde mehr zu geben. Alle nehmen bei ihm Lectionen. Dies Handwerk legte er mir schnell. Das erste Mal, als er examinirte, ließ er meine Schüler durchfallen — und da mußten sie natürlich ihm das Geld zutragen. Ob sie etwas lernen bei ihm, ist ja einerlei."

„Aber die Candidatenarbeiten bringen doch etwas ein?" frug der Pole.

„Ach was, das habe ich auch aufgegeben. Die Theologen sind auf den Gedanken gekommen, ihre Arbeiten selbst zu machen; Juristen und Cameralisten, die sonst am besten bezahlten, bleiben jetzt schuldig;

was hilft mir, für sie zu arbeiten, wenn ich nachher auch noch vergeblich mahnen muß."

„Und deine Gedichtsammlung?"

„Nun ja, da verkaufe ich von Zeit zu Zeit ein Exemplar; es ist aber auch mehr Bettelei. Ich thät' es nicht, wenn ich nicht meinen Kindern an Festtagen ein Geschenk machen wollte, damit sie doch wissen, daß sie einen Vater haben."

„Besuchst du die Kinder zuweilen?"

„Das haben sich die Pflegeeltern verbeten," antwortete der Kleine seufzend. „Gott weiß, worin ich's versehen habe. In bessern Kleidern, als ich habe, kann ich nicht kommen. Ich glaube gar, sie wollen mich nicht zu den Kindern lassen, weil ich das Unglück habe viel zu husten und zu spucken. Jetzt bleibt mir nichts übrig, als den Jungens auf der Straße aufzulauern, wenn ich sie sehen will."

„Läßt sich denn gar nichts ändern, gar nichts helfen?" rief der Elegante theilnehmend.

Das Männchen strich die Haare über die Stirne, und schüttelte den Kopf. „So lange ich gesund bin," sagte er leise, „da mag es gehen. Sollte ich einmal krank werden, so muß ich verrecken wie ein Hund."

„Aber so wende dich doch an irgend jemand mit deiner Erfindung. Sprich mit den Professoren der Physik, oder der Astronomie. Suche diese zu gewinnen!"

Der Alte antwortete traurig: „Ich habe es versucht. Sie lachen mich aus. Sie bleiben dabei,

es sei nicht möglich, die Linsen in meiner Weise zu schleifen — warum, — weil sie nichts davon verstehen, vielleicht auch, weil sie mir, der ich nicht Zunftgelehrter bin, nichts zutrauen. — Hätte ich nur zweihundert Rubel Silber, so wollte ich ihnen binnen einigen Wochen am ersten besten Spiegelglas Resultate liefern, daß sie die Hände zusammenschlügen. Einen geschickten Arbeiter habe ich schon gefunden; der würde mir die Maschine zusammensetzen."

„Ich sollte doch denken," meinte der Pole, „zweihundert Rubel ließen sich auftreiben."

„O ja," antwortete der Alte bitter, „in Deutschland, in England, in Frankreich; aber bei uns nicht. Wer hat hier Interesse an der Wissenschaft, als die Professoren, — und die lassen sich durch gelehrte Vorurtheile zurückhalten. Das ist so gegangen seit alter Zeit. Wie oft hat man nicht geglaubt am Ziele angekommen zu sein, und wollte das weite Feld, das der Genius noch vor sich erblickt, für einen Traum erklären. Hat nicht sogar Newton geglaubt, es sei eine Vervollkommnung der Fernröhre nicht möglich! Sein Unglaube war freilich nicht unfruchtbar; er ließ ihn die Spiegelteleskope erfinden — aber nachmals, was ist da nicht noch möglich geworden mit den Fernröhren! Und was würde nicht werden, wenn ich freie Hand hätte, meine Maschine zu bauen! Und ich muß wieder hören, wie mancher vor mir, „es ist nicht möglich." Oh, ich sage Euch, wenn sie meine Berechnungen durchsuchten —

ich trage den Schatz bei mir — sie würden staunen! Aber wie sie mir nicht trauen, so traue ich ihnen nicht, und lasse die Papiere nicht aus der Hand! Habe ich gelebt so lange als ein unbeachteter, elender Mensch, so will ich auch so sterben; mir hat mein Bewußtsein genügen müssen, daß mein Geist stärker ist, als der großer academischer Berühmtheiten. Mit diesem Bewußtsein kann ich ins Grab gehen. Ich hätte die Wunder des Himmels erschlossen; mit meinen Gläsern wäre es ein Leichtes gewesen, die mattesten Nebelflecke aufzulösen, die Rosse's Spiegelteleskop widerstehen — man wollte mich nicht — gut! Wenn mich der Tod überfällt, so verbrenne ich meine Papiere, denn soll ich nicht den Genuß davon haben, so soll es Niemand."

„Da thätest du Unrecht," sagte der Pole; vielleicht findet sich doch später jemand."

„Der mit meiner Erfindung sich einen großen Namen machte," rief der Kleine heftig. Er saß eine Weile still, und fuhr dann ruhiger fort. „Es könnte mir am Ende gleichgültig sein, — denn was gehen mich die Lorbeeren derer an, die nach mir kommen! — Aber doch will ich es nicht," sagte er mit einem plötzlichen Entschlusse. „Ich habe nicht das Recht dem andern, der vielleicht in 50 Jahren, vielleicht in 100 Jahren meine Erfindung noch einmal erfindet, noch einmal Nächte durchwacht, noch einmal friert, um Papier zu kaufen, noch einmal gezwungen ist, seine Kinder in fremden Händen zu lassen, damit sie nicht verhungern, — der kraft seines Genius

noch einmal Leben in diese Zahlen haucht, die ich rastlos aufeinanderthürmte zum nur mir lesbaren Systeme — dem Brudergeiste, der nach mir kommen wird, darf ich nicht ein Blatt aus seinem Lorbeer stehlen."

„Aber, Alterchen," rief der Elegante lachend, „du begehst ja einen Verrath an der Menschheit!"

Der Kleine sah stolz auf den jungen Mann hin, der unwillkürlich erröthete, daß er die Begeisterung des Alten mit seinem ironischen Gelächter verletzt habe. Aber dem Männchen war es zu ernst mit seinen Gedanken, als daß er sich beirren ließ; er rief mit flammenden Blicken: „Verrath begehe ich? Was ist denn meine Freude gewesen, was ist denn mein Stolz gewesen? Ich bin hier ein elender Bettler. Ich bettle freilich nicht, die Mütze in der Hand. Aber mein Hunger bettelt; mein blasses Gesicht bettelt, meine Blöße bettelt! Ich fühle keine Scham, daß mir ein Muttersöhnchen verächtlich ein Glas Schnaps einschenken läßt, oder ein Butterbrod für mich bezahlt. Denn über das Alles erhebt mich der Gedanke, daß ich in mir millionenmal mehr Kraft und Leben habe, als diese Kinder. Seit dreißig Jahren lebe ich hier; Jahrgang auf Jahrgang habe ich dies Treiben an mir vorübergehen sehen. Meine alten Studienkameraden sind längst zu Ehren und Würden gelangt. Ich beneide sie um nichts, ich beneide nicht die da kommen und gehen, eine Nadelspitze voll Weisheit mitnehmen, das sie in das Blei ihrer Herzen eintröpfeln, um mit diesem sich verflüchtigenden Mikroskope sich

in die kleine Welt einzuleben. Deshalb beneide ich sie nicht, weil ich Freude habe, ungetrübte, nie verwelkende, immer sich erneuende. Die Nächte, die ich durchwachte, ohne Licht, in kalter Stube — sie sind nicht finster. Ich sehe im Geiste den Gang der Welten, den Wandel der Zeiten, das Getriebe des Alls, den Organismus des Staubs. Vor mir taucht auf und unter das Sternenheer, und nicht in wirren Bahnen, nicht in chaotischen Nebeln — klar und geordnet, wie es mein Gedanke erschlossen. Oder Indien zieht vor mir vorüber, mit seiner wundervollen Mährchenwelt, mit seinen phantastischen Heeren von Elephanten und Braminen, seinen Schädelstätten, in denen der Atom Mensch sich zertheilt zur Blume, zum Käfer, zum Adler. Das sind meine Geisteshymnen, lautlose und doch gedankenschwere. — Und wer nach mir kommt, wer so sicher als ich, von neuem ersinnt, was ich ersonnen; wer glücklicher als ich, die mühsam errungenen Gedanken losschlägt für gemeines Geld — dem mögen von neuem meine Träume blühen. Verrath wäre es, wollte ich meine Gedanken hinwerfen, auf's Gerathewohl, daß sie in der Hand eines Narren zum Schlüssel der Weisheit würden. Nein! Mag sich die Menschheit quälen! Jede Geburtsarbeit, so qualvoll sie ist, ist Genuß, und je mehr geboren wird, desto reicher ist der Genuß."

„Gut, gut," sagte der Pole beschwichtigend, denn der Kleine hatte sich in Extase geredet. „Wollen wir doch bei der Sache bleiben. Du wirst doch

nicht glauben, daß deine Erfindung die letzte sei? Du hast einen Schritt gethan — seit der Erfindung des Fernrohrs, vielleicht durch das müssige Spiel eines Knaben veranlaßt, haben viele Männer solche Schritte gethan. Du gehst eben weiter, und andere werden noch weiter gelangen. Jetzt erschwerst du aber den zukünftigen Forschern den Fortschritt, weil du sie zwingst, erst deinen Schritt noch einmal zu machen."

„Und wenn dem so wäre," lautete die hastige Antwort, „so ist das mein Recht. Du giebst doch zu, daß die Menschheit eine Reihe von unendlichen Reflectoren ist?"

„Ich verstehe dich nicht."

„Nun denn, einfacher, daß Einer von dem Andern empfängt und das Empfangene weiter strahlt. Oder noch einfacher. Einer steht auf dem Kopfe des Andern und wird selbst wieder zur Grundlage für den Nächsten."

„Ganz richtig," erwiderte der Gefragte lächelnd. „Damit schlägst du dich aber selber. Du willst dich aus dieser Kette herausstehlen."

„Nun und nimmermehr; aber wenn man mich herausdrängt, wenn man mich isolirt, mein Recht als Glied nicht anerkennt, wie dann?"

„Das müßtest du doch erst beweisen, Väterchen," sagte der Elegante gutmüthig. „Wer drängt dich aus der Reihe? Und wenn ein oder zwei Professoren, ja wenn die ganze Facultät dich zurückwiese, so

ist das noch nicht die Wissenschaft, ebensowenig wie Dorpat die Welt ist."

„Das ist wahr," sagte der Kleine bitter. „Ich kenne auch das Sprüchwort Mohammeds. Nur steh' einmal mich an, ob ich gehen kann, bis ich zum Berge komme. Wie könnte ich in Rußland etwas erreichen, und wie könnte ich über die chinesische Mauer um uns hinüberkommen! — O ja, ich lebe wenig hier; mein Geist ist weit, weit weg. Aber der Körper ist hier gefesselt. Oh, wäre ich noch jung! Hätte ich deine Kraft! Könnte ich Frost und Hitze ertragen! Hungern wie vor dreißig Jahren!"

„Alterchen," sagte der Elegante mitleidig, „du hast noch nicht alles versucht! Ueberlaß es mir einmal, Schritte zu thun ...."

„Meinethalb," war die tonlose Antwort. „Es wird nichts helfen."

„Warte ab. In einigen Tagen sollst du hier Antwort haben. Du bist doch täglich in der Kneipe?"

„Ja wohl, von 11 Uhr bis Abend, so lange es kalt bleibt. Kommt erst der Sommer wieder, so sitze ich im Freien — jetzt ist hier mein Asyl, mein Empfangsaal, meine Werkstätte — und mein Bettelwinkel!"

„Sei nicht ungerecht, Alterchen. Es meinen es doch viele gut mit dir! Auf Wiedersehen also!"

II.

Wir kehren einen Augenblick zurück in die Vergangenheit des alten Männchens, der den stolzen Namen Romeo Roderatzki führt. Seine Geschichte ist nicht lehrreich für Geistesverwandte — wer nimmt sich übrigens ein Beispiel an andern, und versucht nicht seine eigenen Erfahrungen — aber sie wirft doch einiges Licht auf die Verhältnisse jenes sogenannten Vorpostens deutscher Bildung im Osten. Roderatzki der Vater bekleidete einen kleinen Posten an der Universität; er war Gott weiß woher geschneit; denn die Universität zog eine Menge Menschen aus allen Ländern herbei, die ihr Brod fanden. Es gelang ihm, soviel zu verdienen, um ein hübsches neues Haus, in der Nähe der Universität gelegen, so recht geeignet, um eine Menge Studenten zu beherbergen, schuldenfrei zu besitzen. Seine beiden Söhne ließ er studiren, und zwar Theologie, weil das ein einträgliches, sicheres Studium ist. Die Pastoren in Livland haben ihre Ländereien, ihre Bauern, — Pastoratsbauern — wie der Adel, und vielleicht hat die Solidarität ihrer Rechte und der Adelsrechte dazu beigetragen, daß trotz der Reformation der estnische Bauer nicht um einen Schritt vorwärts kann. Was die Geistlichen in Livland an den Bauern verbrochen haben, das hat Merkel in seiner Vorzeit Livlands schonungslos aufgedeckt, und ist dafür noch heutigen Tages die bête noire der Pastoren. Damals nun, als Romeo und sein Bruder in Dorpat der Theologie oblagen,

herrschte dort der Rationalismus, der eine andere Gefahr für Livland herbeiführte — die Gleichgültigkeit der Geistlichkeit für das Seelenheil ihrer Eingepfarrten. Man mag vom Rationalismus denken, wie man will, das unläugbare Factum liegt für jeden vor, der seine Zeit beobachtet hat, daß während des halben Jahrhunderts der Herrschaft des Rationalismus die Gemeinden verwilderten. Damals war in Dorpat der Fall vorgekommen, daß ein Professor der Theologie seiner Wissenschaft untreu ward, und als Historiker bei der Universität blieb. Dies Beispiel wirkte auf viele. Kaum hatte Roderatzki der Vater die Augen zugedrückt, als seine Söhne das Studium der Theologie aufgaben, und Geschichte studirten. Romeo nahm überdies die schon auf dem Gymnasium mit Vorliebe getriebenen mathematischen Studien wieder auf, aber ohne Leitung, ungleichmäßig, mit Unterbrechungen. Die Einkünfte von ihrem Hause schienen den Brüdern eine genügende Rente zu sichern, und sie lebten behaglich. Aber wenn die Miether gezwungen gewesen waren, regelmäßig zu bezahlen, so lange der Vater lebte, der als Universitätsbeamter Mittel und Wege fand, seine Rechte zu sichern, so zahlten jetzt die Studenten an ihre hausbesitzenden Studienkameraden schlecht. Nun expatriirte sich der ältere Bruder bald darauf mit seinem Erbtheil, und fand nach langen Wechselfällen eine Art Existenz als membre honoraire du clubb aux echecs de Paris, und professeur aux echecs aller schachspielstudirenden Engländer. Der jüngere,

unser kleiner Freund, lebte fort als Student, bis er schließlich ermatriculirt wurde, weil seine Studienjahre längst abgelaufen waren. Ein Examen machte er nicht beim Austritte aus der Universität — wozu auch, was hätte er damit anfangen sollen? Erst viele Jahre später, als er wegen unbefugten Unterrichtens zur Rechenschaft gezogen ward, ließ er sich als Lehrer prüfen. Zunächst lebte er fort mit den Studenten als Student. Er blieb der alte Dutzbruder aller, die gingen und kamen, lernte nebenher viel und vielerlei, wobei er jedoch immer wieder auf seine mathematischen Arbeiten zurückkam. Aber seine Einkünfte nahmen immer mehr ab; die Miethszahlungen waren unregelmäßig; nothwendige Bauten zwangen zur Aufnahme von Kapitalien. Er kam in Rückstand mit den Zinsen, mit den Steuern — und eines schönen Tages mußte das schöne Grundstück verkauft werden, und Romeo ging als Bettler aus dem Hause. Jetzt war es vorbei mit dem behaglichen Studiren nach Laune, mit dem Herumschweifen auf allen Gebieten des Wissens. Darauf konnte nicht gerechnet werden, daß die Schuldner sich ihrer Schuld erinnern würden; und Romeo hatte nicht einmal Rechnung geführt über das, was die fortziehenden Miether ihm schuldig geblieben waren. Er mußte suchen, Stunden zu geben. Freilich verstand er keine Kinder zu unterrichten; aber auch Aeltere brauchten Lehrer. Es kamen alljährlich junge Leute nach Dorpat, welche der Nachhülfe bedurften, um das Examen zur Aufnahme in der Universität

zu machen. Andere, welche die Universität verließen, nachdem sie das Examen gut oder übel bestanden hatten, mußten noch eine Arbeit einliefern. Da war nun Romeo gerade zu gebrauchen. Eine Zeitlang hatte er das Privilegium, für Mathematik einzupauken, und die Candidatenarbeiten lieferte er fast allein. Die Professoren wußten das; aber theils Mitleid mit dem Lieferanten, theils Geringschätzung des Examenformalismus, ließen sie den Betrug übersehen. In diese Zeit fiel die einzige, irdische Leidenschaft Romeos — er verliebte sich in seine Aufwärterin, eine dicke, ungeschlachte Estin. Sie brachte ihm zwei Kinder, hoffnungsvolle Knaben, und vergeudete die hübschen Einkünfte, die er damals hatte. Als sie kurz nach dem zweiten Wochenbette erkrankte, pflegte er sie mit aufopfernder Liebe, und mußte zuletzt, erschöpft an Kräften und Mitteln, verzweiflungsvoll zugeben, daß sie in die Klinik gebracht wurde, wo sie einen systematischen, wissenschaftlich richtigen Tod starb, und als prächtiges Exemplar des finnischen Volksstammes secirt wurde. Dieser Verlust beugte den Armen; er erkrankte selbst. Mitleidige Menschen nahmen seine Kinder zu sich, die er doch nicht hätte erziehen können. Von dieser Zeit an ging es immer erbärmlicher. Er verlor die Stunden die er gab, durch einen neu eintretenden Professor der Mathematik; man gab genauer Acht auf die eingelieferten Candidatenarbeiten, und bald ging auch dieser Verdienst verloren. Aber indessen reifte das lang gehegte Problem einer Vervollkomm-

nung des Schliffes der Linsen; er projectirte eine Schleifmaschine, deren Kraft und Wirksamkeit er genau berechnete, und von der er sich Wunder versprach. Noth litt er nicht; denn für die Studenten war er der tradtionelle Kamerad; das Erbstück von zehn Studentengenerationen, das erhalten und ernährt werden mußte. In der Kneipe, in der wir ihn verließen, war er seit dreißig Jahren ein regelmäßiger Gast gewesen, und blieb es, auf Kosten der studirenden Jugend. In früheren Jahren hatte er manches hübsche Gedicht gemacht, und die gesammelten poetischen Träumereien in einem Bändchen in den Druck gegeben. Er besaß noch einige hundert Exemplare der Sammlung, und verkaufte an neue Ankömmlinge, am Anfange des Semesters, wenn der Wechsel noch frisch war, regelmäßig einige Exemplare. Das feuchte Loch, das er bewohnte, war ihm vom Hausbesitzer unentgeltlich überlassen worden — denn dieser hätte kaum einen Miether für diesen zum Zimmer umgewandelten Holzstall gefunden. So lebte er, mit einer Hoffnung, — seine Maschine einst vollenden zu können; mit einem Troste — seine Kinder geistig und körperlich kräftig heranwachsen zu sehen. Aber leider war jene Hoffnung immer schwächer geworden; und dieser Trost war ihm verkümmert worden, seit es ihm nicht mehr gestattet war, die Kinder bei den Pflegeeltern zu besuchen.

Nachmittags, zwischen drei und vier Uhr, war es wieder leer geworden in der Studentenkneipe.

Nur das alte Männchen war zurückgeblieben, und hatte in dem kleinen Zimmer neben dem Buffet die Zeitungen von neuem vorgenommen — die Rigasche Zeitung, mit ihrem unschädlichen theatralischen und musikalischen Feuilleton; den Dorfbarbier, unschädlich gemacht durch Censurstriche, und die Dorpater Zeitung, dieses Musterblatt von Loyalität, seit eine Untersuchung die matten Velleitäten des verjährten Liberalismus erstickt hat. Aber Romeo las nicht; er träumte; die Zeitung war seinen Händen entsunken, sein glänzender Blick schaute in weite, unnahbare Fernen, und spiegelte die innere Seligkeit ab, die in ihm lebte. Er hörte nicht, wie jemand in die Kneipe trat, eine Flasche Bier forderte, und auf die Frage des Kellners, wo er es hinsetzen solle, nach dem Tischchen deutete, an dem der Träumer saß. Der Fremde war ein Mann in den Funfzigen, aber lebendig in seinen Bewegungen; die kurze gewölbte Stirn wurde von grauen, lockigen Haaren bekränzt. Die stumpfe Nase und der rege, unstäte Blick gaben dem Gesichte das Gepräge einer Naivetät, welche in diesem Alter überraschen mußte. Der lange, schwarze Rock bezeichnete den Geistlichen.

„Alter Kamerad," redete er den kleinen Mann nach einer Weile an, „komm endlich einmal zu dir. Kennst du mich noch?"

Romeo fuhr zusammen und sah nach dem Fremden hin. Einige Minuten starrte er ihn an, und rief dann: „Waller, bist du es? Mein Gott, du bist

alt und grau geworden! Wo kommst du her, oder vielmehr, wie kommst du hierher?"

„Bin seit langen Jahren zum ersten Male wieder in Dorpat. Da trieb's mich denn auch an den Ort hin, wo wir als Studenten so oft fröhlich gewesen sind. Hat sich aber viel verändert."

„Ja freilich! Die Kneipe trägt noch immer den alten Namen, wie zu unserer Zeit; aber der Wirth hat oft gewechselt. Der jetzige wird sich halten; er giebt keinen Kredit; seine Vorgänger sind nach einander banquerott geworden."

„Und wie geht's mit dir? mir scheint, du bist auch banquerott?"

„Oh, das bin ich längst," war die joviale Antwort. „Ich lebe heutzutage nur noch von Elend und Hoffnung."

„Hättest besser gethan, bei der Theologie zu bleiben. Hättest jetzt längst ein Pastorat."

„Ja, und könnte meine Bauern schinden, und den vornehmen Herrn spielen," meinte der Kleine lachend.

„Das kömmt freilich vor; aber doch nicht bei allen meinen Amtsbrüdern. Es war eine dumme Einrichtung," fuhr der Pastor fort, nachdem er sich umgeblickt hatte, ob nicht etwa jemand lausche; „daß man uns zu Gutsbesitzern machte. In Deutschland ging das, da verpachtet der Pastor den Acker, oder läßt ihn von den Knechten bewirthschaften; aber hier, mit Frohndienst zu thun zu haben! Das hat viel geschadet."

„Glaube es wohl. Ist nicht auch der Uebertritt der Esten zur griechischen Kirche dadurch mit veranlaßt worden?"

„Zum Theil," sagte der Pastor. „Aber" — er stockte, und sein Blick flog wieder umher.

„Nun, nun," lächelte Romeo. „Hier giebt es keine Spione. Diese Wände hören Vieles, aber sie schweigen."

„Ach ich habe böse Erfahrungen gemacht!" rief Waller. „Siehst du, der Bauer wirft den Pastor und den Gutsherrn in seinem Hasse zusammen. Beide sind Jahrhunderte lang gleich grausam gegen ihn gewesen. Aber schlimmer noch ist, daß die Geistlichen bei ihren großen Wirthschaften sich nicht um die Seelsorge bekümmern konnten, und das um so weniger, da ihre Sprengel unverhältnißmäßig ausgedehnt sind. Ich habe Eingepfarrte, die zehn Meilen von mir entfernt wohnen, wie kann ich diese besuchen!"

„Aber die haben sich selbst geholfen, sind Herrenhuter geworden."

„Das ist leider ein anderes Fäulniß unserer Kirche; aber doch kein so gefährliches, als es der Uebertritt zur Griechischen Kirche war. Gott sei Dank, daß wir die Krisis überstanden haben!"

Romeo lachte, denn das Gesicht des Pastors sah gar zu drollig aus in seiner Unruhe und Beweglichkeit. „Du hast ja als Arzt prächtig gewirkt."

„Redest du im Ernst?" antwortete der Pastor und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, als wolle

er den Ausdruck von ängstlicher Unruhe verwischen. Wirklich sah er würdiger aus, als er wieder anhub: „Ich habe das Meinige gethan; aus meinem Sprengel ist Niemand dem ererbten Glauben untreu geworden. So lange es ging, habe ich auch bei Nachbarn gepredigt und gewirkt, denn ich verstehe die Sprache, die man zum Esten reden muß. Auch das ist ein Fehler unserer Pastoren. Sie können kaum estnisch sprechen, und noch weniger wissen sie, daß die Natur des Esten so tief poetisch ist, daß man nur in Bildern zu ihm reden darf. Ich redete in Bildern, und habe große Erfolge gehabt, — bis man mir das Handwerk legte."

„Hast es aber auch zu arg gemacht," sagte das Männchen mit gutmüthigem Vorwurf. „Du sollst förmlich politische Reden gehalten haben."

„Zu arg," fuhr der Pastor auf. „Politische Reden!" Er zuckte verächtlich mit den Achseln. „Wenn man Zwietracht säet in Familien, wenn man die Gatten auseinanderreißt, wenn man die Knechte gegen die Herren aufwiegelt, so soll der Geistliche nicht das Recht haben, Himmel und Hölle anzurufen, um dem Verderben Einhalt zu thun! Zu arg! Was hat man mir denn vorgeworfen? Das lächerliche Geschichtchen, das ich ausgedacht, weil ich wußte, es müsse wirken auf das Gemüth des Bauern! Sie glaubten, ihr Abfall zur Griechischen Kirche werde von Oben herab begünstigt — diesen Wahn mußte ich ihnen nehmen. Nun erzählte ich ihnen, wie eine arme Estenseele an der Pforte des Para-

dieses anklopft, und Eingang begehrt. „Wes Glaubens bist du?" ließ ich Petrus fragen. „Ich gehöre zur alleinseligmachenden griechischen Kirche," antwortete die Seele. „Komm mir nicht so," sagte mein Petrus. „Alleinseligmachend! Damit hilfst du dir hier nicht. Ist dein Glaube rechtschaffen, und zu Lob und Preis und Ehre Jesu Christi? Antworte!" „Zürnt nicht, Herr Petrus," stottert der Este, „ich habe meinen Glauben gewechselt, weil man uns die Freiheit verheißen hat." — „Und verheißen ihnen Freiheit, so sie selbst Knechte des Verderbens sind. Hast du das nicht gelesen in meiner zweiten Epistel Cap. 2. Vers 19., die in deine schöne estnische Sprache zu Nutz und Frommen deiner Seele übertragen ist? Wer hat gewagt, dich um deinen Glauben zu bringen?" — „Die Popen," sagt mein Este. — „So rufe ihrer einen her." — Ein Pope kommt. — „Verantworte dich," fährt ihn Petrus an. „Du weißt, daß ihr nicht erlöst seid mit vergänglichem Silber, sondern mit dem theuren Blute Christi! Wie konntest du nun an diesem hier, der zu einem unvergänglichen Erbe wiedergeboren war, handthieren mit erdichteten Worten?" — „Ich that es nicht freiwillig," antwortete der Pope. „Mir befahl es Seine hohe Excellenz der Herr General der Infanterie General-Gouverneur von Est- Kur- und Livland, Golovine, und Ihr habt selbst in Eurer ersten Epistel Cap. 2. Vers 18. gesagt, man muß unterthan sein den Herren, auch den wunderlichen! — „Bring mir den Burschen," befiehlt Petrus, und als

er kommt, fährt er ihn an: „Du Ruchloser, was verführest du die Leute, daß sie entfallen aus ihrer eigenen Festung?" — „Ich kann nichts dafür, Herr Petrus," sagt der General-Gouverneur. „Seine Hochgeweihtheit der Erzbischof wollt' es so." — „So heiß ihn kommen, er soll sich vertheidigen, wenn er kann." — Als nun der Erzbischof erscheint, ein gar guter Mann, aber klug wie die Schlangen, da sagt er gleich: „Herr Petrus, ich habe meine Heerde geweidet, wie ein Vorbild der Heerde; aber der über das Volk herrscht, Seine Kaiserliche Majestät, unser Herr und Kaiser, Nikolay Pawlowitsch, der trägt die Schuld, daß dieser Este hier, und viele seiner Brüder mit ihm, um schändlichen Gewinnes willen zu Schanden geworden sind!" — „Ei," ruft Petrus, „Ihr schiebt einer die Schuld auf den andern. Am Ende will der Kaiser auch nicht schuldig sein, und diese dummen Esten sind allein die Uebelthäter. Sende mir den Kaiser herauf." — Der Kaiser kommt, denn er ist gehorsam der Stimme von Oben. „Also du," sagt ihm Petrus, „hast das Unheil veranlaßt, hast diese hier, die zu Gottes Volk gehören, zu irrenden Schafen gemacht, die nun von einer Heerde zur andern rennen, und von allen Hirten mißachtet werden." — „Ich," antwortet der Kaiser ruhig, „ich sollte mich einmengen in das Bischofthum, ich, der ich die Rechte der Kirche achte und ehre, so wie ich verlange, daß man meine Kaiserlichen Rechte ehre. Unsinn! denke nicht so von mir, Heiliger Petrus! Uebrigens du weißt ja!, als der

Unfug des Abfalls in Livland begann, da war ich auf Urlaub in Palermo!" —

Der Pastor hatte mit dramatischer Lebendigkeit sein Predigtfragment vorgetragen, so daß er ganz in Feuer gerathen war. Die laute Heiterkeit seines Zuhörers kühlte ihn ab.

„Gut genug hast du es gemacht," rief Rodezatzki. „Ich kann mir denken, daß das auf die Esten wirkte; aber die Lösung."

„Nun, ich ward denuncirt, lange nachher," antwortete der Pastor in bitterem Tone. „Man citirt mich nach Riga, wo mittlerweile der Fürst Suwarow General-Gouverneur geworden ist. Er geruht mich selbst zu vernehmen, und lacht mich aus, als ich ihm mein Mährchen wiederholte. Ich mußte in Riga die Strafe abwarten, die man mir aus Petersburg dictiren würde — und da fand es sich denn —"

„Nun erzähle weiter," sagte der Kleine, als der Pastor mit finsterer Miene schwieg.

„Es fand sich," fuhr er fort, ohne aufzublicken, „daß man schrieb, man habe mich als verrückt anzusehen, solle mich in Frieden lassen, in meinem Amte schützen, aber mir bis auf Weiteres nicht gestatten, meinen Sprengel zu verlassen!"

„Das war milde," meinte Romeo gutmüthig. „Kannst von Glück sagen."

„Milde," rief der Pastor, und sein Gesicht nahm wieder den unstäten Ausdruck an. „Das Urtheil wurde meiner Gemeinde mitgetheilt, die mich für ver-

rückt zu halten anfing. Es war eine Beschimpfung unserer Kirche, daß man jemand, der nach dem Urtheile der Regierung in das Tollhaus gehört hätte, als Geistlicher schalten ließ, es war eine Beleidigung meiner männlichen Würde, daß man mich wie ein nichtswürdiges unschädliches Subject im Amte duldete! — Milde! Oh, die Herren sind raffinirt! Tausendmal lieber hätte ich Absetzung, Verbannung, Gefängniß gewählt, als diesen Hohn — der mich beinahe verrückt gemacht hat."

Roderatzki sah erstaunt den Pastor an, und glaubte wirklich Spuren von Verrücktheit in dem wirren Blick seiner Augen zu erkennen. „Und jetzt?" frug er.

„Jetzt hat man mir zum ersten Male wieder gestattet, meinen Sprengel zu verlassen. Ich hatte Sehnsucht nach Menschen, denn ich war gemieden die Jahre hindurch. Meine Amtsbrüder, dieselben, die meine Beredsamkeit zu Hilfe gerufen hatten, in der Noth der Apostasie — dieselben hatten sich von mir zurückgezogen, als man mich zur Rechenschaft zog. So bat ich denn um Erlaubniß, hieherreisen zu dürfen. Ich erhielt sie. Heute traf ich ein, klopfte an manche Thüre alter Freunde und Kameraden — niemand machte mir auf. Du bist der Erste, mit dem ich rede, du, der Arme, Schiffbrüchige, du meidest mich nicht wie ein räudiges Schaaf."

„Das fehlte noch," sagte Romeo, und reichte dem Pastor freundlich die Hand, „daß ich launig

und wählerisch wäre. Aber so ganz schlimm steht es doch nicht mit dir. Du hast ja ein Weib!"

„Ich hatte," antwortete der Pastor leise; „sie ist längst unter der Erde. Gott sei gedankt, daß sie nicht erlebt hat, was über mich gekommen ist. Es hätte ihr das Herz gebrochen! — Doch lassen wir die traurigen Erinnerungen! Erzähle mir etwas Heiteres. Was treibt man hier? Ist man mit dem Curator zufrieden?"

„Das alte Lied," meinte Romeo. „Ich sitze hier lange genug, um die Vorurtheile los zu sein, mit denen sich die Ankömmlinge belasten. Durch das ganze Land geht eine Abneigung gegen alle Beamte, die von Petersburg her kommen; sie sollen ungebildet, ungeschickt, und unzuverlässig sein, — weil sie nicht in den Ostseeprovinzen geboren und erzogen sind. So heißt es auch von dem alten Kraffström, von dem eigentlich niemand weiß, wo er seine Bildung empfangen hat, noch was er für ein Landsmann ist. Er ist freilich kein Gelehrter, und spricht und schreibt die deutsche Sprache mangelhaft. Aber er hat einen gesunden Verstand, prüft vorsichtig, ehe er entscheidet, hat zwar seine Lieblinge, aber ist dabei gerecht gegen Alle. Noch hat er keinen Unwürdigen befördert, keinen Verdienten zurückgesetzt, und bei allen Gelegenheiten vertheidigt er die Rechte der Universität, die man von Petersburg aus immer mehr schmälert."

„Und doch ist durchgesetzt worden daß man

einen ständigen Rector ernannte, und damit eins der wichtigsten Rechte der Universität verletzte."

„Freilich, es ging zuletzt nicht anders; und überdies waren die Professoren selbst schuld, die sich über die Neuwahl nicht einigen konnten. Leider ist der auf Vorschlag des Curators Ernannte ein erbärmlicher Mensch, den der Curator zu spät in seiner Nichtigkeit und Untauglichkeit erkannte. Du kennst ihn ja, diesen Truthahn! Wir haben mit ihm studirt. Sein Pathos, seine Gespreiztheit, seine Weitläufigkeit, seine ewigen Verwechselungen haben zugenommen, seit er zu Würden gekommen ist. Er erschwert den Geschäftsgang, er langweilt die Professoren in den Conseilsitzungen, er wird von den Studenten ausgelacht, die ihre Begegnungen mit ihm in tausend Anecdoten erzählen. Ich glaube, es war am Ende eine Schlauheit des Curators, ihn zu ernennen. Denn seit er hier ist, lacht alle Welt über diese Mißgeburt von einem Rector, und der Curator wird vergessen."

„Ich kann mir denken," sagte lächelnd der Pastor, „daß die Dorpatenser viel erfinden auf Rechnung des Narren, denn ein Narr ist er, das weiß ich aus meiner Zeit her. Erinnerst du dich daran, wie er einmal im Embach badete, nach der andern Seite hinüberschwamm, und dort ermüdet an's Land stieg. Unterdessen stiehlt man ihm auf dieser Seite die Kleider, und als er zurückekommt und sich anziehen will, war nichts da. Damals flüchtete er in's nächste Haus, und es fand sich, daß eine Dirne

dort wohnte, in deren Bett er Unterkunft suchen mußte."

„Weiß wohl," war die Antwort. „Er war da bekannt; jetzt singt er andere Lieder. Wenn ein Student bei einem Mädchen abgefaßt wird, was alle Tage vorkommt, da man streng nachforscht — dann heißt es beim Rector regelmäßig —: „Junger Mann, bedenken Sie, was wird Ihre künftige Gattin sagen! Hören Sie den Freundesrath eines Mannes, der unbefleckt in das Ehebette gestiegen ist." —

Roderatzki trug in singendem, näselnden Tone die authentischen Worte des Magnificus vor und erregte die Lachlust des Pastors. Die beiden Kameraden waren schwer gedrückt, und doch verscheuchte die momentane Heiterkeit die Sorgen.

„Weißt du, Alterchen," sagte der Pastor. „Ich bin es müde, vergeblich alte Freundschaften aufzusuchen. Hier können wir nicht bleiben, denn bald kehren die Studenten wieder ein, und wir passen nicht für die Jugend. Ich werde zu dir kommen; eine Flasche Wein nehmen wir mit, und reden von vergangenen Zeiten."

„Zu mir?" lachte das Männchen. „Du würdest dich wundern über meine Tonne. Seit Monaten ist mein Ofen kalt; außer einem alten Stuhle, der zu schlecht ist, als daß ich ihn verkaufen könnte, und der des Nachts meiner Katze als Lager dient, habe ich kein Meubel zum Sitzen. Licht brenne ich nicht, es müßte denn sein, es hätte mir ein Stu-

dent ein Stümpfchen geschenkt. Ich nenne meine Behausung Stube, aber eigentlich ist sie ein Stall."

„So jämmerlich lebst du?" rief der Pastor. „Und was treibst du?"

„Seit Jahren trage ich mich mit einem Problem herum, einer Schleifmaschine für Linsen. Aber ich kann es nicht ausführen, das Geld fehlt."

„Und was brauchst du dazu?" —

„Zweihundert elende Rubel Silber," sagte Roderatzki mit einem Seufzer.

Der Pastor überlegte eine Weile. „Bist du deiner Sache gewiß?"

„Ich hafte mit meinem Kopfe für die Sicherheit meiner Berechnungen!"

„Du sollst das Geld haben — mache den Versuch! Und deiner größten Noth will ich ein Ende machen. Aber am besten thätest du, du kämest zu mir."

„Das kann ich nicht," meinte der Alte zögernd. „Wie sollte ich meine Knaben verlassen, meine letzte Freude auf dieser Welt! Aber was du für meine Maschine thust, nehme ich dankbar an."

„Dir soll geholfen werden, Alterchen! Warum hast du dich nicht früher an mich gewendet! Aber jetzt komm mit mir, in meinen Gasthof. Dort sind wir wenigstens allein, und plaudern weiter. Freilich ist es auch da ungastlich, aber doch besser, wie deine Tonne zu sein scheint, alter Diogenes!"

III.

Als Romeo Roderatzki am andern Tage erwachte — der ungewohnte Wein hatte ihm einen festern Schlaf gegeben — mußte er sich die Scenen des vorigen Tages genau zurückrufen, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume. Er griff nach der Tasche seines Rocks, und zog mit Bangen die Papierbündel heraus. Richtig — fünfundzwanzig Rubel lagen dazwischen, eine Summe, die ihm die Gewißheit gab, daß er vom Pastor das Versprechen erhalten, das Geld zum Maschinenbau zu bekommen. Auf die ungewisse Zusage des jungen Mannes, die er kurz zuvor erhalten hatte, glaubte er wenig rechnen zu dürfen; aber der Pastor hielt Wort, dafür bürgten die 25 Rubel. Heute lohnte es sich, früh aufzustehen, und sich in den Straßen dreist und muthig zu zeigen. Heute mußten auch für die Kinder Spielsachen gekauft werden, und was konnte man für 25 Rubel sonst noch anschaffen! Als er aus dem Bette sprang — denn die Zuversicht hatte die alten Knochen verjüngt, — erwachte die Katze, und kam knurrend herab vom Stuhle, dehnte sich, streckte sich und schlich mit leisem Miau herbei zum Herrn. „Armes Bogchen," sagte dieser, als das Thier sich an ihn anschmiegte, „habe dich gestern vergessen! Warte! die Reste meiner Cotelettes müssen noch in der Tasche stecken." — Und aus der Tasche eines der drei Röcke erschien richtig ein Papier, fettgetränkt, dem die Katze den kostbaren

Inhalt anroch. Es bedurfte nicht, den Braten herauszuwickeln, denn Bogchen war geschickt. Das Päckchen in der Schnauze, war es in zwei Sätzen auf dem Stuhle und begann zu schmausen, während sein Herr Toilette machte. Schneller als sonst war sie beendet, und als der Alte bald nachher auf der Straße erschien, in seinen großen Schuhen hinunterschwamm nach der Stadt, wobei der Stock steuerte, und die Arme Segeldienste versahen — da waren die Begegnenden verwundert, ihn so früh am Morgen zu erblicken. Sein erster Gang war nach der Spielwaarenbude, die ein Materialwaarenhändler neben seinem Laden errichtet hatte. Ein Kasten mit Handwerkszeug für den ältern 10 jährigen Knaben, ein Baukasten für den jüngern sechsjährigen ward gekauft, und mit der schweren Last beladen, in den Taschen die Menge des gewechselten Geldes, segelte der Kleine weiter nach dem Markte. Aber die Uhr am Rathhause wies erst ein Viertel nach neun Uhr, die Kinder waren noch in der Schule, die Bescheerung konnte noch nicht vor sich gehen. Der kleine Mann schwenkte um, und strich an den Häusern auf der rechten Seite entlang. Hier lachten ihm am Schaufenster eines Ladens schmucke Halstücher entgegen. Das Vaterherz dachte, daß neulich sein jüngster solch ein Tuch gewünscht habe — das Geld klapperte in der Tasche, wie hätte dem Knaben die Freude versagt werden können. Romeo trat in die Bude, der nie gesehene Kaufgast in dem theuren Laden, und kaufte. Warum aber für den jüngeren

allein? Der ältere könnte neidisch werden, und Neid ist ein Laster, das der Roderatzkischen Familie fern bleiben muß. So ward auch für den Aelteren ein Tuch ausgesucht, größer und wolliger, um den Hals zu schützen. Wieder strolchte der Kleine weiter, an den Läden hin. Da fielen ihm Schrittschuhe in die Augen. „Wenn ich den Knaben Schrittschuhe kaufe," dachte er, so könnten sie jetzt noch laufen lernen; in diesem Monate ist es am günstigsten. Das Eis trägt wohl noch vier Wochen und die Luft ist doch schon weniger streng. Und wenn sie auf den Fluß gehen, so habe ich die beste Gelegenheit, sie zu sehen." Ein neues Packet kam bald zu den früheren. Jetzt erreichte Romeo den freien Platz, der sich am Ende der Häuserreihe längs des Embachs hinzieht. Hier ward der Holz- und Heu- und Getreidemarkt abgehalten. Es wimmelte heute von Schlittchen, mit kleinen Pferdchen bespannt, diesen entarteten Nachkommen der einst berühmten estnischen Pferderace, die jetzt nur noch auf der Insel Oesel sich befindet. Die Bauern mit ihren großen, koberartigen Fuchspelzmützen, den schwarzen, langen Wollenröcken, unförmlichen, langen Schmierstiefeln, oder, wo die Armuth größer war, mit Sandalen, standen umher, finster und schweigsam, oder leise sprechend. Der Dörpt-Este ist verkümmert und entartet wie seine Pferde; die langen, schmutzig blonden oder röthlich-braunen Haare hängen glatt um seinen häßlichen Schädel; dünne, magere Beine tragen den schmalen Rumpf. Der Ausdruck seines

Gesichtes ist Stumpfheit und Störrigkeit. Er kennt nicht Frohsinn, nicht Geselligkeit, nicht Liebe, und bekanntlich hat man die Echtheit einer estnischen Sage deswegen bezweifelt, weil vom Kusse der Sonne und des Mondes darinnen die Rede war. Der Strand-Este hat mehr Leben und Character. Er ist schlank, sehnicht, kräftig; hat eine gewisse Würde und Selbständigkeit. Er will nichts wissen von der leidenden Geduld seines Bruders; er ist wild aufbrausend wie das Meer, mit dem er lebt; kühn wie die Wogen, mit denen er ringt; rachsüchtig, wie das verrätherische Element, das er unaufhörlich vor Augen hat. Am stolzesten, unabhängigsten und tüchtigsten sind die Insel-Esten, und man hat sogar geglaubt, daß die Bewohner der Landzunge Sworbe der Insel Oesel nicht reinen Ursprungs seien, sondern mit schwedischem Blute gekreuzt — so weit sind sie entfernt von dem zertretenen und geknechteten Sprossen des Binnenlandes! —

Am Rande des Heumarktes standen einige Buden, deren Inhalt schon verkündete, daß die Besitzer Russen seien. Hier wurden getrocknete Früchte, Obstmarmelade, Pfefferkuchen feilgehalten; daneben gesalzene Fische, Störe, Weißlachse, gefrorene Sterlete, Snitkis, diese kleinen getrockneten Fischchen, die der Russe in der Fastenzeit mit seinem Kohle ißt. In größeren Fässern standen wohleingehüllte kleinere, grüne Fässer mit frischem Ikra (Caviar) und daneben lag gepreßter Caviar, freilich von der geringsten Sorte; denn die beste Sorte, die oft theurer ist,

als der frische Caviar, weiß der Deutsche nicht zu würdigen.

Diese Buden waren es, welche unseren Freund anlockten; denn um die Bescheerung der Kinder vollständig zu machen, fehlten nur noch Süßigkeiten. Nachdem er einige Pfunde Nüsse, Feigen, überzuckerte Früchte, „echte aus Kiew," Marmelade „gestern aus Nowgorod angekommen," gekauft, mahnte ihn der Schlag der Thurmuhr, daß er jetzt den Kindern entgegengehen könnte, und schwerbeladen taumelte er den Weg zurück. Ein Lächeln schwebte auf seinem Gesichte, indem er der Freude der Kinder gedachte. Er achtete nicht, daß die Last zu tragen ihm schwer wurde, daß die Begegnenden stehen blieben und die Köpfe schüttelten; aus seinem Sinnen störte ihn erst, als jemand ihn beim Arme packte. Es war der Pastor.

„Nun, Alterchen," rief dieser; „ich sehe du hast Einkäufe gemacht! Zähle einmal auf, was du trägst."

„Für meine Kinder," jubelte der Kleine, „Spielzeug, Tücher, Gott weiß was Alles. Das wird eine Freude sein!"

Der Pastor schüttelte den Kopf. „Und wie viel hast du denn dafür ausgegeben?"

„Oh nicht viel," lautete die Antwort. Die Ausgaben wurden schnell im Kopfe überschlagen. „Die Kinder haben noch nicht einmal die Hälfte von dem, was du mir gegeben, und ich wollte mit ihnen theilen."

„Nun, wie viel kostet der Quark?"

„Elf Rubel fünfundsiebenzig Kopeken."

„Elf Rubel," wiederholte der Pastor staunend. „Alter, Alter!" sagte er und drohte mit dem Finger. „Elf Rubel für unnützes Zeug!"

„Mein Gott, die Kinder haben ja so selten Freude, so gönne ihnen das."

„Ich wollt' es gern, aber du mußt dafür darben und betteln. — Aber ein andermal davon. Geschehen ist geschehen. Gieb es ihnen jetzt, und Nachmittag erwarte mich in der Kneipe."

Damit verließ er ihn. Der Alte war ernster geworden, als er sich jetzt weiterschleppte. Er fühlte wohl, daß er nicht recht gethan; denn was nützte seinen Kindern das Spielzeug! Sie hatten, was sie nothwendig brauchten, und mußten sich an ein Leben von Entbehrungen und Entsagungen gewöhnen. Aber daß sich der Vater auch gar keine Freude machen sollte; daß die Kinder ihm fremd werden sollten, weil sie ihm gar nichts zu verdanken hätten — das wäre doch schlimm. „Nein, Pastor, du weißt nicht, was es heißt, Kinder zu haben, und noch dazu Kinder, die man von dir wegreißt, deren Anblick man dir mißgönnt! Meine armen Jungen! Gott sei Dank, da kommen sie, sie sehen mich schon, sie laufen, — die Schelme wissen, wenn der Vater sich zeigt, so giebt es Geschenke!"

Die Knaben waren herangekommen, und hatten den Vater begrüßt. Seine erste, jubelnde Antwort war: „Hier, Jungens, das ist für Euch! Anton,

nimm mir den großen Kasten ab, wirst dich wundern, was darinnen ist!"

Und auf der Straße ging es an's Austheilen und Anpreisen der Geschenke. Einen Augenblick trat der Alte mit den Kindern in einen Hausflur. Er wollte sich weiden an ihrer Freude. Aber nachdem jeder das Seinige in Empfang genommen, drängte der ältere Knabe fort, denn es gäbe Schelte, wenn sie zu spät nach Hause kämen. So entfernten sie sich, und als der Alte ihnen nachblickte und gedachte, daß er ihren Spielen nicht zusehen könne, ihren Dank nicht aus ihrem kindlichen Jubel schöpfen könne, da beschlich eine Thräne sein Gesicht, und Wehmuth überkam ihn, statt der erwarteten Freude.

Unterdessen war der Pastor verdrießlich seines Weges gegangen. Die Entdeckung, daß sein alter Kamerad das Geld in so thörichter Weise verschleuderte, hatte ihn unangenehm berührt. Er entschuldigte ihn wohl damit, daß er nicht mit Geld umzugehen wisse, weil er seit langer Zeit des Gebrauchs ungewohnt sei. Aber wie sollte das werden, wenn er eine größere Summe erhielt, und im Rausche seiner Vaterliebe sie verschwendete! Die Zusage, den Freund bei seinem Maschinenbau zu unterstützen, hatte der Pastor gegeben, und halten wollte er sie; aber es mußte ein Ausweg gefunden werden, damit das Geld auch richtig angewendet werde. Indem er durch die Straßen zog, und manches Haus betrachtete, das Erinnerungen in ihm erweckte, fiel ihm ein, daß es am besten sein werde, das Geld irgend

einem Professor anzuvertrauen, welcher die Verwaltung kontrolliren könne. Doch welchem? Er kannte wohl Theologen und Juristen, als alte Studienkameraden; aber sie hatten weder Interesse für solchen Auftrag, noch wollte der Pastor von neuem vergeblich an ihre Thüren klopfen. Hingegen die Mathematiker, als zunächst an der Erfindung Betheiligte, waren ihm unbekannt. Aber M....., der Astronom, war ja berühmt durch seine Wissenschaft sowohl, als durch seine Humanität! Ein Mann aus dem Volke, emporgehoben durch eigne Kraft, groß geworden durch seinen Genius, den durfte man doch auffordern, die Vormundschaft bei dem genialen Experimente zu übernehmen! Als der Pastor noch überlegte, da leuchtete ihm plötzlich bei einer Biegung der Straße die Sternwarte vom Domberge so hell entgegen, die Sonne ließ das weiße Gebäude in der klaren Luft der Höhe so glänzend erscheinen, daß der Entschluß schnell bestärkt wurde, einen Versuch zu machen, den Astronomen für die Sache Roderatzkis zu gewinnen, — und der Pastor schlug den Weg zur Sternwarte ein.

Es hüllte den Domberg eine schimmernde Schneedecke ein, über die ein Brettersteg nach den Hauptgebäuden führte. Die Stadt unten, mit ihren betretenen und befahrenen Straßen, sah schmutzig aus, und stach grell ab gegen den reinlichen Berg. Hier oben war es still und feierlich. Von Zeit zu Zeit zog ein Student nach der Bibliothek in der Domruine, oder nach dem Klinikum. Aber die Wohn-

stätte der Wissenschaft imponirte, und nichts ward laut, als die knisternden Tritte auf den harten Brettern. Unser Pastor schritt unruhig vorwärts. Er gedachte der Zeit, wo diese Bäume, die jetzt im Winterschlafe ruhten, noch klein und niedrig gewesen waren; wo er sich herumgetummelt hatte auf diesen Wegen, die jetzt der Schnee bedeckte; wo die Hoffnung auf ein freudiges, wirkungsvolles Leben ihn belebt hatte — das jetzt leidvoll und unnütz geworden war, seitdem die Erde seine Gattin deckte, und das höhnische Urtheil seinen Beruf durchkreuzt hatte. So näherte er sich dem Thore, welches das Gehöfte der Sternwarte einschloß. Links vom Eingange stand ein kleines Häuschen, die Wohnung des Wärters, eines ehrlichen Esten — denn als solchen erkannte ihn der Pastor sogleich, als er sich in der Thüre zeigte und nach seinem Begehr frug. Der Wärter wies den Besucher hinüber nach dem langen, einstöckigen Hause zur Rechten, welches durch eine überbaute Gallerie mit dem etwas höher gelegenen Observatorium verbunden war. Beim Eintritte in das Haus kam ein Mädchen aus der Küche entgegen, und bat um den Namen des Fremden. Dann verschwand sie auf einen Augenblick und der Pastor hatte Zeit, sich des Pelzes und des Halswärmers zu entledigen. Eine Thür zur Linken öffnete sich, und das Mädchen forderte auf, einzutreten. Ein schmales Zimmer empfing den Gast, das Mädchen wies ihn in den anstoßenden Saal, mit den Worten, „die Frau Staatsräthin bitten." Der geräumige

Salon war reich mit Topfpflanzen geschmückt, hohen Gummibäumen, Acacien, Fuchsien, Camellien; ein großer, gestickter Teppich lag vor dem Sopha; auf Etagèren standen Statuetten, Vasen, Tassen, Leuchter — aber das Kostbarste fesselte den Blick des Pastors zuerst — einige Reliefs, die unter Glas auf einem Spiegeltische standen. Man errieth leicht, daß diese Kreisausschnitte, mit sonderbaren ringförmigen, langgestreckten, warzigen Erhöhungen bedeckt, mit unregelmäßigen Vertiefungen ausgestattet — Theile der Mondoberfläche darstellen sollten. Man war ja bei dem Manne, dessen Namen auf ewige Zeiten mit der Mondkunde verknüpft ist; bei dem Schwiegersohne der Frau, die mit unermüdlicher Ausdauer die uns sichtbare Mondoberfläche bildlich darzustellen versucht hatte.

„Wollen Sie nicht näher treten, Herr Pastor?" rief eine Stimme in hannöverschem Dialecte aus dem Nebenzimmer.

Der Pastor verließ die Mondreliefs, und betrat das Kabinet zur Rechten. Eine Dame saß auf einem runden Sopha, über welchem das in Oel ausgeführte Bildniß M.....s hing, gegenüber einer Statue Göthes, die auf einem Glasschranke stand.

„Bitte, setzen Sie sich," sagte die Dame, und blätterte in einem Buche, in welchem sie gelesen zu haben schien. „Mein Mann wird gleich kommen. Er rechnet immer des Morgens. Sie glauben gar nicht, wie langweilig es ist, einen Gelehrten zum

Manne zu haben. Ich danke Gott, wenn Besuch kömmt, dann sehe ich doch meinen Mann auch."

„Und ich muß fürchten zu stören," antwortete der Pastor, dessen Augen im Zimmer herumwanderten, als suchten sie nach höflichen Redensarten. „Jede Minute, die mir Ihr Gemahl schenkt, geht der Welt verloren."

„Das ist nicht so arg," meinte die Dame geschmeichelt. „Meinem Manne thut Erholung noth, und jeder Besuch erfrischt ihn. Uebrigens nimmt er mit Leichtigkeit die unterbrochene Arbeit wieder auf, oder vielmehr er setzt sie im Kopfe fort, während er spricht."

Die Thüre im Hintergrunde des Salons öffnete sich, und schwerer Schritt tappte durch den Saal. Noch ehe er das Kabinet erreicht hatte, rief die Dame, die vom Sopha aus den Nahenden sehen konnte:

„Aber M....., wie siehst du nun wieder aus! Ich bitte Sie, Herr Pastor, er hat kein Halstuch um, — und den alten Rock hättest du doch wenigstens ausziehen können! Ich habe ihm nun erst einen neuen machen lassen — den solltest du anziehen, wenn jemand kömmt! Nein, wenn man bei dem nicht nach Allem sieht, — Sie glauben gar nicht, Herr Pastor — M....., der Herr Pastor Waller!"

Der Pastor war nicht der Mann, welcher scharf beobachtete, und ohne die Bemerkungen der Frau Staatsräthin hätte er die leicht zu entschuldigende

Unordnung im Anzuge des Astronomen nicht wahrgenommen. Der freie Hals stand übrigens sogar gut zu dem kleinen Kopfe, dessen hervorquillende, lebendige Augen eine gewisse Kühnheit hatten. M..... war ein Sechsziger, aber seine Gestalt von mittlerer Größe war kräftig und gedrungen; sein Haar, das er ziemlich kurz trug, war ergraut; aber das Gesicht sah noch frisch aus. Die Worte seiner Frau hatten ihn verlegen gemacht. Er schlug die Hände auf den Rücken, und aus der zuckenden Bewegung der Arme ersah man, daß er sie rieb.

„Ha, liebe Minna," antwortete er mit dem scharfen, trompetenartigen Tone seiner Stimme, „ich will gleich" —

Und ohne zu vollenden, wollte er umkehren, aber der Pastor sprang auf, und hätte ihn beim Rockzipfel gefaßt, um ihn zu halten, wenn nicht die Frau Staatsräthin gesagt hätte:

„Jetzt bleib nur, der Herr Pastor nimmt es nicht übel. — Er kömmt sonst in der ersten Viertelstunde nicht wieder," fügte sie zum Pastor gewendet hinzu.

Die Männer kehrten in das Kabinet zurück. Der Pastor wollte sich setzen; aber er stand an, es zu thun, als der Hausherr nach dem Ofen ging, und sich daran stellte, die Hände immer noch auf dem Rücken reibend.

„Setzen Sie sich, Herr Pastor," sagte die Staatsräthin, als sie die Unschlüssigkeit des Gastes bemerkte. „M..... kann nicht ruhig sitzen. Das

ist so seine Art. Aber er hört Alles, was Sie sprechen, wenn er jetzt auch nach meinem Schreibtische stiert. M....., hörst du?"

„Hm, versteht sich, liebe Minna," antwortete der Astronom, der immer gerade vor sich hinsah, und nach Stoff zu einem Gespräche suchte. „Sie sind also Pastor auf dem Lande! Liegt Ihr Wohnhaus hoch oder niedrig, wenn ich fragen darf?"

Der Pastor, der überdies den Ausdruck verwunderten Staunens in seinem Gesichte hatte, sah nach der Decke des Zimmers hinauf, als forsche er, woher eine so sonderbare Frage käme. Dabei fiel ihm ein, daß er nicht einmal wisse, ob der Ort, wo sein Haus stehe, die Umgegend überrage oder nicht. „Es liegt nicht weit von einem Teiche," sagte er endlich.

„Hm," bemerkte M....., und nickte mit dem Kopfe, „mir scheint, Sie haben eben nicht auf die Lage des Hauses geachtet. Aber erinnern Sie sich vielleicht, ist es in der Richtung des Meridians oder der Parallelen gebaut?"

Der Pastor gerieth offenbar in Verlegenheit durch dieses Examen. Glücklicherweise brachte M..... jetzt seine Arme zum Vorschein, und seine Frau rief plötzlich aus: „Aber M....., was hast du denn für Stroh an deinem Rocke! Nein, wo er nun wieder handthiert haben mag. Was hast du denn gemacht? Deine Aermel sind ja ganz schmutzig!"

Der Staatsrath betrachtete seinen Rock, und wischte ihn mit der größten Gleichgültigkeit ab.

„Ha, liebe Minna," antwortete er dabei, „ich habe dein Bett unter den Meridian gestellt."

„Nun sehen Sie, lieber Pastor, was ich für einen guten Mann habe;" rief die Dame gerührt. „Nimmt sich M....., der berühmte M....., die Mühe, mein Bett zu stellen."

„Ja," sagte M....., unberührt durch die Lobsprüche seiner Frau. „Der Stand des Bettes ist von wesentlichem Einflusse auf die Gesundheit, vorzugsweise in freistehenden, den atmosphärischen Einflüssen von allen Seiten ausgesetzten Häusern. Wir bringen einen großen Theil des Lebens im Bette zu. Während des Schlafes sind die Functionen unseres Körpers abhängiger von dem Klima, von tellurischen und astronomischen Einwirkungen, als im wachen Zustande, wo die geistige Thätigkeit diese Functionen beherrscht und regelt." — Und dabei rieb er sich die Hände von neuem auf dem Rücken, im Widerspruche mit seiner Behauptung, daß der wache Geist die körperliche Thätigkeit beherrsche. „Wenn nun," fuhr er fort, indem er die Beine auseinanderspreizte und sich etwas von dem warmen Ofen entfernte; „wenn nun unsere Betten unter den Parallelen stehen, so wird nothwendig bei der Rotation und Revolution der Erde unser Blut in seiner Circulation gestört werden, entweder aufgehalten, oder beschleunigt. Im Falle wir hingegen unter dem Meridiane liegen, so ist unser Körper während der Ruhe gewissermaßen isolirt, oder vielmehr er nimmt an der gleichmäßigen Bewegung der Erde gleichmäßig Theil.

Noch wichtiger ist dies in Bezug auf die magnetischen Strömungen, und genau genommen müßten die Betten unter dem magnetischen Meridiane stehen."

„Aber M.....," unterbrach ihn die Frau von neuem, „du bist ja nicht im Colleg. Du hältst uns hier Vorlesungen, und der Herr Pastor hat vielleicht mit dir zu sprechen."

„Ha," antwortete M....., und rückte mit gespreizten Beinen weiter. „Wünschen Sie etwas, Herr Pastor. Kann ich Ihnen worin dienen?"

„Er ist der gefälligste, beste Mensch, Herr Pastor," lobte die Frau. „Sie glauben gar nicht, wie gut er ist. M....., knöpfe doch deinen Rock zu. Nun, andere Schuhe hättest du auch anziehen können."

„Dabei fällt mir eine Anecdote ein," sagte M....., ohne eine Antwort seines Gastes abzuwarten, im Glauben, er müsse zur Unterhaltung soviel als möglich beitragen. „Der selige Staatsrath Morgenstern" ....

„M....., so laß doch deine alten Anecdoten," unterbrach die Staatsräthin. „Sehen Sie Herr Pastor, auf alles hat er eine Anecdote, und nie erzählt er dieselbe zweimal."

„Der selige Staatsrath Morgenstern," fuhr M..... fort, ohne sich stören zu lassen, „trug eines Tages einen Stiefel, der ein großes Loch hatte. Ein College bemerkte dies, und sein Blick fiel wiederholt auf das Loch. Ohne verlegen zu werden streckte Morgenstern den Fuß mit dem zerrissenen Stiefel

vor. „Sie sehen dies Loch,“ sagte er, „betrachten Sie es genau. Um Alles in der Welt möchte ich dies Loch nicht flicken lassen, das mich stets an einen der schönsten Momente meines Lebens erinnert.“ Bester College, antwortet man ihm, Sie machen mich neugierig. „Dieses Loch,“ fährt Morgenstern fort, „brannte vor fünfundzwanzig Jahren, als ich mit Gefahr meines Lebens den Vesuv bestieg, ein Stück Lava in meinen Stiefel.“

Und ein heiteres Gelächter brach aus dem Munde des Astronomen, der jetzt vor dem Pastor stand, sich die Hände rieb, und mit Freuden sah, daß sein Gast auch über das Anecdötchen lachte.

„Die Geschichte ist aber wirklich wahr,“ bemerkte die Staatsräthin in einem Tone, der verrieth, daß sie doch schon öfter vom Staatsrathe in ihrer Gegenwart erzählt worden sei.

„Geehrtester Herr Staatsrath,“ hub jetzt der Pastor an, der den frohen Augenblick wahrnehmen wollte. „Ich bin gekommen —“

„Ha,“ antwortete M..... kopfnickend, „ich weiß.“

„Wie,“ rief der Pastor erstaunt, „Sie wissen, weshalb ich zu Ihnen gekommen bin?“

„Nein,“ sagte M....., „wie sollte ich das errathen können. Ich weiß nur, daß Sie zu mir gekommen sind.“

„Ah so,“ erwiderte der Pastor lächelnd. „Ich habe eine Bitte an Sie. Sie kennen ja den Roderatzki; er ist ein alter Studienkamerad von mir.“

„So," unterbrach M..... von Neuem. „Sie müssen mithin in den Jahren 1823 bis 2- studirt haben, unter dem Curatorium von Lieven, dem Rectorate von Ewers. Damals war Struve Director der Sternwarte und der große Refractor, Frauenhofers einziges Werk, das er allein ganz vollendet hat, wurde zu Ihrer Zeit aufgestellt. Sie werden sich vielleicht erinnern, daß Struve bei dieser Gelegenheit den Arm zerbrach, wodurch der Refractor noch einmal seinen Namen verdiente."

„M....., so laß doch den Herrn Pastor reden."

„Ha, was wünschen Sie also? Roderatzki ist Ihr Studienkamerad."

„Sie haben vielleicht gehört," sagte der Pastor, und sprach so schnell als möglich, um nicht wieder unterbrochen zu werden; „Roderatzki hat eine Schleifmaschine erfunden, um Linsen beliebiger Größe mit beliebigem Focus zu schleifen. Er verspricht sich davon Bedeutendes, nicht nur weil die jetzigen Schleifmethoden größerer Objective unpraktisch und unsicher sind, sondern auch weil bestimmte Formen von Gläsern, von deren Brechungswinkel Roderatzki die wichtigsten Resultate bei Anfertigung astronomischer Ferngläser vorhersagt, nach der gegenwärtigen Methode gar nicht erzielt werden konnten."

„Ha," antwortete M....., und krabbelte dabei mit den Fingern der rechten Hand auf dem Tische vor ihm herum, als schriebe er Zahlen. „Allerdings habe ich davon im Allgemeinen gehört. Ich zweifle nicht, daß Roderatzki in der Dioptrik wohlbewandert

ist. Die praktische Ausführbarkeit seiner Ideen muß ich jedoch so lange in Frage stellen, als nicht ein directer Versuch gemacht worden ist."

„Dieser Versuch soll gemacht werden," rief der Pastor. „Ich habe meinem alten Kameraden versprochen, ihm das Geld dazu vorzustrecken."

„Sie wollen demnach Pathenstelle an der Erfindung vertreten; dabei fällt mir eine Anecdote ein."

„Aber M....., so vergiß doch endlich deine Anecdoten," sagte die Frau dazwischen. „Es ist erstaunlich, Herr Pastor, solch ein ausgezeichneter Mann, aber die Anecdoten kann er nicht lassen. Ich glaube, er macht sie selber."

„Hihihi," lachte der Staatsrath, und die Finger gingen heftiger auf dem Tische herum, er spreizte die Beine, fuhr dann mit der Hand nach der Nase, und legte schließlich auf einen Blick seiner Gattin beide Hände auf den Rücken, um sie zu reiben. Dann hub er an: „Bei einer Taufhandlung hatte der Täufling, wie das wohl zuweilen vorkommen mag, sich ....."

„M....., um's Himmelswillen!" rief die Staatsräthin ängstlich, „was soll der Herr Pastor denken!"

„Ha, entschuldigen Sie," sagte M..... beschämt, „ich hatte vergessen, daß Sie Pastor sind; da wird denn allerdings meine Anecdote von dem Täufling nicht vor Ihre Ohren passen, obschon sie durchaus nicht unkirchlich ist."

„Meine Absicht ist also," sagte der Pastor, ohne auf die Zwischenrede einzugehen, „für Roderatzkis

Erfindung zweihundert Rubel Silber zu wagen. Da ich aber fürchten muß, daß der alte Knabe im Besitze des Geldes, es verschleudere, so wollte ich Sie, Herr Staatsrath, ersuchen, die Vormundschaft zu übernehmen, und die Verwendung der Summe zu überwachen."

Auf diesen Antrag war M..... nicht gefaßt. Während der letzten Worte trat er hin und her, zuckte mit den Armen, sah seine Frau an, dann wieder den Pastor, stieß einige „Ha's" aus, starrte eine Topfpflanze am Fenster an, eilte plötzlich darauf los, um ein trockenes Blatt abzupflücken, das er zwischen den Fingern zerrieb. Das geschah mit so raschen, unstäten Bewegungen, daß der Pastor, der keineswegs zu den ruhigen Naturen gehörte, und sich die Zeit über nur beherrscht hatte, unwillkürlich auch unruhig zu werden anfing, und auf seinem Stuhle hin- und herrutschte, um den Wendungen und Schwenkungen M.....s zu folgen.

„Ha, liebe Minna," sagte der Astronom, als der Pastor schon einige Minuten geschwiegen hatte, „was meinst du dazu? Soll ich?"

„Ich dächte, Herr Pastor," entgegnete die Frau. „Das wäre kein Amt für meinen Mann, er ist so gutmüthig, er paßt nicht zum Vormunde."

„Erlauben Sie," sagte M....., „ich muß doch einmal nach dem Barometerstande sehen." Und ohne die Antwort abzuwarten eilte er mit großen Schritten durch den Salon nach seinem Kabinete.

Der Pastor fühlte, daß der Astronom nicht wiederkehren würde, und daß sein Unternehmen gescheitert sei. Er stand auf.

„M..... ist der beste Mensch," fuhr Frau v. M..... fort, „aber in irdischen Dingen ist er unbewandert. Er ist sein Lebelang gemißbraucht worden, weil er nie auf Aeußerlichkeiten Werth legte. Sie können sich nicht denken, in welchem Zustande ich ihn übernahm, und würden ihn nicht wiedererkennen, wenn Sie ihn vor seiner Ernennung zum Professor und seiner darauffolgenden Verheirathung mit mir gekannt hätten. Was habe ich nicht an ihm erziehen müssen! Für Alles muß ich sorgen; er denkt an Nichts als seine Wissenschaft. Es ist aber auch unglaublich, was er weiß. Nichts vergißt er, was er einmal gelesen hat, und dabei ist er so bescheiden! Der beste Mensch! Der gute M......"

„Die Frau Staatsräthin haben sich wirklich ein Verdienst erworben, indem Sie das Leben eines Mannes verschönen, für den alle Welt Ehrfurcht hegt."

„Meinen Sie," sagte die Professorin, und schüttelte den Kopf. „Sie wissen nicht, daß M..... auch viele Feinde hat, zu allermeist seinen Vorgänger. Es ist wahr, Deutschland, Belgien, Frankreich, — sie erkennen meinen Mann an, — nur Rußland nicht. Die Petersburger Academie hat ihm noch nicht einmal ihr Diplom gesendet! — Aber von was Anderem, Herr Pastor — bleiben Sie doch noch einen Augenblick" — unterbrach sie sich, als

der Pastor ungeduldig zu werden schien. „Wissen Sie, ich werde Ihnen sagen, wem Sie die Vormundschaft für Ihren Schützling anvertrauen können. Der Professor der Mathematik ist ganz der Mann dazu. Jung, rüstig, lebhaft für die Wissenschaft interessirt — und dann schlägt es in sein Fach. Wenden Sie sich an ihn, und sagen Sie ihm, ich schicke Sie — er ist mein Protegé" —

Lächelnd sagte der Pastor: „Ich werde Ihren Rath benutzen, gnädige Frau. Für jetzt wage ich nicht Sie weiter zu stören, und bitte Sie, Ihrem Herrn Gemahl meine Empfehlung zu Füßen zu legen."

Der Abschied war so formell feierlich, mit so würdevollen Verbeugungen ausgestattet, daß der Pastor sich im Vorzimmer frug, ob er nicht aus dem Kabinette einer Fürstin komme. Erst im Freien fiel es ihm ein, daß er die Wohnung des ihm unbekannten Professors der Mathematik nicht kenne, und er entschloß sich, bei dem Esten, der als Wärter gegenüber wohnte, Rath zu holen.

Die Töne einer Orgel hielten ihn einen Augenblick an der Thüre zurück, bevor er eintrat. Als er öffnete, bot sich ein Bild seinen Blicken dar, das eines Meisterpinsels würdig gewesen wäre. An einem Positive saß ein Mädchen von höchstens eilf Jahren, das blasse, feine Gesichtchen aufwärts gerichtet, und der Melodie lauschend, welche seine kleinen Finger dem Instrumente entlockten. Ein vierjähriger, blonder Knabe neben ihr trat die Blase-

bälge mit einem Ernste, den das andächtige Anhören der Musick erweckt hatte. Sein Händchen hatte einen Griff am Positiv erfaßt, und schwebte das Körperchen auf den Tritten auf und nieder, während die Augen auf dem lieblichen Antlitze der Schwester ruhten. Der Este saß auf einem Schusterschemel, vor sich einen Arbeitstisch. Der Kopf, lebhaft beleuchtet von dem einzigen Fenster, war herabgesunken; die Arbeit ruhte auf dem Schooße, die Hände hatten sich über den Knieen gefaltet. Niemand achtete des Eintretenden, der Muße hatte, die Scene sich einzuprägen, und der melancholischen Weise zu folgen, welche die Spielende vortrug. Die Mütze in der Hand, die Augen von Einem zum Andern richtend, stand der Pastor da, mit offnem Munde. Endlich schwieg die Musik. Der Este wischte eine Thräne aus seinen Augen, und ergriff dann mechanisch den Schuh, an dem er arbeitete.

„Meister," sprach der Pastor; aber ihn unterbrach ein schwacher Schrei, den das Mädchen am Positiv ausstieß, als sie die fremde Stimme hörte; der Kleine rettete sich beim plötzlichen Anblicke des schwarzen Mannes zu dem Vater, und dieser stand auf — das eine Wort hatte den Zauber des Stilllebens zerrissen.

„Sind das Eure Kinder, Meister?" frug der Pastor in freundlichstem Tone.

„Ja, 'Err," antwortete der Este, „meine zwei Kinder; Mutter ist todt, da 'ab ich allein zu saffen (schaffen). Beide sind 'wächlich (schwächlich) und

kränklich. Mädchen 'pielt (spielt) gut. 'Ab Positiv macht (gemacht) für es."

Da der Pastor bemerkte, daß dem Meister die deutsche Sprache schwer fiel, so fing er an, estnisch zu reden, und der Este wurde augenblicklich zutraulicher. „Also Ihr selbst habt das Positiv gebaut?" frug er, und trat prüfend näher.

„Ich selbst," sagte der Mann bescheiden. „Ich bin ein gelernter Tischler, aber Sie sehen, ich mache auch Schuhe. Muß es, denn der Lohn ist gering, obgleich mein Amt viel Zeit wegnimmt."

„Wie so, Ihr seid doch wohl nur Wärter?"

„Freilich, aber die Sternwarte giebt doch viel zu thun. Muß ich nicht die Instrumente in Ordnung halten, — denn der Herr Staatsrath vertraut mir Alles an. Die großen Anlagen wollen reinlich gehalten sein; und dann, wenn wir beobachten, muß ich die Lampen anzünden, ich ziehe die Uhren auf; ich muß wachen, so lange das Wetter nur vermuthen läßt, daß wir beobachten können. Aber dafür habe ich auch einen guten Herrn, der mir nie ein böses Wort sagen wird. Und die Frau Staatsräthin ist auch engelsgut; sie kleidet meine Kinder, schickt Arznei, wenn sie krank sind, Essen, wenn es einmal Noth thut. Es fehlt mir an Nichts."

„Nimmt die Kleine Unterricht auf dem Instrumente?" frug der Pastor, der das blasse Kind liebkos'te.

„Bewahre," rief der Este. „Sie hat sich allein eingelernt. Sie kennt keine Note, und spielt deshalb

nur um so besser. Freilich spielt sie dasselbe Stück nie zweimal, es wird immer anders unter ihren Händchen. Das ist aber gerade hübsch."

„Ihr solltet sie doch unterrichten lassen."

„Nein, besser so. Wer hat mich gelehrt, Positive zu bauen, Uhren zu repariren, auszubessern, wenn einmal an einem Instrumente nicht Alles in Ordnung ist? Ich habe nicht darauf studirt, und verstehe es, weil ich Verstand habe. Sie braucht auch nicht zu lernen, wenn die Musik ihr im Kopfe steckt; und hätte sie keinen Sinn dafür, so hülfe alles Lernen nicht!"

Der Pastor hatte genug Erfahrungen unter den Esten gemacht, um zu wissen, daß auch der wohlgemeinteste Rath nicht befolgt würde, wenn einmal Vorurtheile eingewurzelt sind. Es ist in diesem Volksstamme ein merkwürdiger Eigensinn, der im Guten wie im Bösen weder dem Vernunftgrunde, noch dem Beispiele, noch der Gewalt weicht. Der Este spricht wenig, und Martin, so hieß der Diener am Observatorium, gehörte schon zu den Ausnahmen, daß er so viel redete. Aber man sah es seinem harten Schädel an, daß er unnachgiebig in seinen Ansichten sei. Sein Herr brauchte sich nicht darüber zu beschweren, denn er fand Alles in bester, saubersten Ordnung. Ungeheißen that Martin seine Pflicht. Aber in seinem Familienleben, in seiner Kindererziehung, die wohl etwas unvernünftig war, nahm er keine Lehre an, und bestand auf seinem Kopfe.

Der Pastor hielt es für überflüssig, über die Ansicht Martins, daß seine Tochter keinen Unterricht brauche, zu streiten; er frug ohne Weiteres nach der Wohnung des Professors der Mathematik, und entfernte sich, nachdem er genügende Auskunft erhalten hatte.

Sein Weg führte ihn den Domberg hinab, durch eine Schlucht, auf das jenseitige Plateau. Er fand den Professor zu Hause, einen Mann, der den Scherz liebte und in seinem Gespräche tausend gesuchte Witzeleien anbrachte. Der Mann gefiel unserem Pastor nicht sehr, aber es half nichts, es mußte ihm schon die Vormundschaft über das zu machende Experiment anvertraut werden, — denn wer hätte sich sonst darauf eingelassen? Mit der erhaltenen Zusage, die Verwendung des Geldes zu überwachen, entfernte sich der Pastor, und konnte am Nachmittage seinem alten Kameraden von neuem das Versprechen geben, den Maschinenbau möglich zu machen. Natürlich wurde dabei kein Wort davon gesagt, daß eine dritte Person angerufen worden war, weil der Pastor der Klugheit seines Freundes nicht traute. — Beim Abschiede kaufte Waller noch eine Anzahl Speisemarken für Roderatzki, damit dieser nicht immer den Studenten zur Last falle.

IV.

Monate waren vergangen. Der Pastor, der unmittelbar nach der Rückkehr auf sein Pastorat das Geld abgesendet hatte, war ohne Nachricht von Dorpat geblieben — weder Roderatzki noch der Professor hatten ihm geschrieben. Endlich, Anfang Juli, traf ein Brief ein. Der Professor schrieb. Nach einigen einleitenden Worten, worin er sich mit Ueberhäufung von Arbeit, Kränklichkeit u. s. w. über sein Stillschweigen entschuldigte, fuhr er fort:

„Fast gleichzeitig mit dem Empfange des Geldes von Ihnen, ward mir eine Summe von 150 Rubel Silber von Seiten des ...... Vereins zugestellt, als Resultat einer Sammlung, die durch ein Mitglied veranlaßt worden war. Wir hätten demnach über eine Summe zu verfügen gehabt, welche die Ansprüche des Erfinders weit übertraf. Ich benachrichtigte diesen von der Sachlage, und forderte ihn auf sich mit mir in Verbindung zu setzen. Er kam zu mir, und verlangte Geld. Als ich ihm jedoch bemerkte, daß er sich zuvor über die beabsichtigte Verwendung ausweisen möge, resp. den Meister nennen möge, der mit der Anfertigung der Maschine betraut werden solle, verließ er mich in gereizter Stimmung. Erst nach Wochen erschien er von neuem, und sagte mir, der Arbeiter, den er anstellen wolle, sei ein Este, ein tüchtiger Mechaniker, bekannt durch mehrere Arbeiten, die er ohne Anleitung angefertigt habe, geschickt in allen Zweigen,

als Tischler, Drechsler, Schmied, und der Einzige in Dorpat, der Geduld und Ausdauer genug besäße, um das schwierige Werk zu übernehmen — aber er sei nicht zünftig. Auf mein Andringen nannte er schließlich den bei der Sternwarte angestellten Dienstmann Martin. Mir war dessen Ehrlichkeit sowohl als seine Geschicklichkeit bekannt, und so beanstandete ich die Auszahlung mehrerer Summen nicht, um Holz und Eisen anzuschaffen, Werkzeuge zu kaufen, u. s. w., konnte aber weder den Martin vermögen, mir die angefangene Arbeit zu zeigen, noch irgend etwas Genaueres über die Fortschritte des Baues durch Roderatzki erfahren. Dieser schien seinen Gehülfen durch einen Eid zum Schweigen verpflichtet zu haben. Ich glaubte es meinen Auftraggebern schuldig zu sein, Alles aufzubieten, um mich von der Sachlage zu unterrichten, und so benutzte ich vor einigen Tagen die Gelegenheit, nach einem Besuche beim Herrn Staatsrath M..... in die Werkstätte Martins zu gelangen. Zufällig fand ich die Thüre unverschlossen, den Esten abwesend, und konnte mich überzeugen, daß ein hübscher Anfang gemacht sei. Während ich das eigenthümliche Schwungrad der Drehbank betrachtete, dessen Bewegung ungemein leicht erschien, obschon die resultirende Kraft unläugbar eine riesige war; während ich zu meiner freudigen Ueberraschung an einigen Glasfragmenten erkannte, daß schon Schleifversuche gemacht worden seien, — trat Roderatzki ein. Mein Anblick versetzte ihn in förmliche Wuth. Er ließ mir nicht Zeit,

ihn zu beglückwünschen; er stürzte nach der Maschine, zerriß, zerschlug, zerhieb was er zertrümmern konnte — ich wagte nicht, mich dem Wüthenden zu nahen; er hätte mit dem Hammer, den er zuletzt ergriff, um auf das Schwungrad kraftlose Schläge fallen zu lassen, mich geschlagen! — Das Werk der Zerstörung war geschehen, ohne daß ich es hindern konnte. Betrübten Herzens verließ ich den Schauplatz, und habe erst heute durch Martin erfahren, daß Roderatzki die Arbeit nicht wieder aufnehmen will, und daß er allein es natürlich nicht könne. Sollte sich der Starrkopf nicht eines Bessern besinnen, woran ich zweifle, so muß der Versuch aufgegeben werden, und bitte ich Sie, in diesem Falle über den Rest des Geldes zu verfügen."

„Der Narr", rief der Pastor nach Durchlesung dieses Briefes. „Diese gränzenlose Eifersucht, muß sie denn jedem Genius ankleben! Und doch kann ich es dem Alten nicht verdenken. Er wollte den Genuß haben, sein Werk vollendet hervortreten zu lassen, mit dem Resultate seiner schlaflosen Nächte, seines rastlosen Sinnens die Welt zu überraschen! Armer Alter! Ich glaube auch nicht, daß er von Neuem an das Werk gehen wird."

Bald darauf schrieb Roderatzki an den Pastor. Seinem Gekritzel sah man die Erschöpfung, die Schwäche an.

„Theurer Kamerad", lautete sein Brief. „Du hast es gut mit mir gemeint, und hast es böse gemacht. Warum hast du mir verschwiegen, daß du

mir just den Mann zum Curator gesetzt hast, den ich unter allen am meisten hasse, am herzlichsten verachte. Wußtest du nicht, daß er mir das letzte Stück Brodt genommen hat, daß er dazwischen getreten ist zwischen mich und meinen einzigen ehrlichen Verdienst? — Seit er hier ist, war ich verurtheilt zu betteln, denn er riß die Lectionen an sich, von denen ich mich ernährte. Er riß sie an sich, nicht um der Wissenschaft, — um des leidigen Gewinnstes willen. Jeden hätte ich mir gefallen lassen, nur diesen Schleicher nicht, der unter dem Anscheine der Güte und Liberalität den abscheulichsten Gelehrtenstolz verbirgt. — Was es mich gekostet hat, nur zu ihm zu gehen — du glaubst es nicht. Wochenlang stand ich an, und erst nachdem ich mich vergewissert hatte, daß Martin, mein Gehülfe, schweigen würde über unseren Bau, erst da entschloß ich mich, anzufangen. Es ging alles gut; Er spionirte, aber ich wachte und Martin war treu. Schon jubelte ich, denn die kleinen Proben, die meine Ungeduld machte, gelangen; schon sah ich mich um nach Glas, und wir haben ja das Muster einer Spiegelfabrik in der Nähe, deren Leistungen von keiner Fabrik der Welt übertroffen werden — die erste Linse solltest du haben, alter Kamerad — da — — oh, wenn ich des Augenblicks gedenke, werde ich von Sinnen! — Da schleicht sich der Verräther in die Werkstatt, betastet mein Kind, meinen Säugling mit rohen Händen, sucht mir meine Vaterfreuden zu stehlen, den Duft von meiner Blume zu streifen

— oh, ich war wie vernichtet! Was ich that, als ich ihn erblickte, ich weiß es noch heute nicht; ich hätte ihn getödtet, wäre er mir zu nahe getreten! Ich sank bewußtlos nieder, nachdem ich mein Glück, meine Hoffnung zertrümmert hatte, und als ich erwachte, als Martin, mit Thränen in den Augen, vor mir stand, und das Werk meines Wahnsinns beklagte, — da floh ich von der Stätte, ohne einen Blick zu haben für mein entweihtes Heiligthum. — Meine Rechnungen sind verbrannt; die Zahlen, die mir unauslöschbar im Kopfe glühten, ich habe sie herausgerissen aus meiner Erinnerung, mit den Haaren, die ich mir ausraufte! Hahaha! Mein Schmerz ist komisch, ich weiß es, und lache selbst darüber. Wer hat mir, dem Zwerge, eingebildet, daß ich die Narrenwelt um mich her überrage! Ein blöder Traum war es, und jetzt bin ich erwacht, und juble, daß ich klein bin, und mich hindurchschleichen kann, ungesehen, durch dieses Dünkelvolk, durch diese Zunftgelehrten, durch diese Wissenskrämer! —

Wenn ich wieder kriechen kann — jetzt liege ich darnieder — so komme ich zu dir! Du magst mich zu Tode füttern, damit ich doch an einer Krankheit, und nicht Hungers sterbe! Nichts fesselt mich hier mehr; selbst meine Kinder nicht! Sie werden schon Menschen, das heißt, stolz und dünkelhaft; sie wollen ihren alten Vater nicht mehr kennen!" —

Vierte Episode.

Außergewöhnlich.

I.

Auf der Straße von Pernau nach Reval, unmittelbar nachdem man die Gränze von Liv- und Estland überschritten hat, steht seitwärts vom Wege auf einer mäßigen Anhöhe ein einzelnes Gehöfte, geräumiger und stattlicher als ein Bauernhof, nicht reich und wohnlich genug um einen Edelmannsitz vermuthen zu lassen. Das hölzerne einstöckige Wohnhaus hat seine Thüre in der Mitte, zu beiden Seiten zwei Fenster, welche große Stuben erhellen. Ein Flur theilt das Haus in zwei gleiche Abtheilungen. Zur Rechten finden wir ein Zimmer mit zehn Betten, ebensoviel Schränkchen oder Kisten, und hölzernen Stühlen; dahinter ein Zimmer mit einem großen langen Tische, Bänken und einem Positiv. Auf der andern Seite des Hauses verräth das Katheder, die Wandtafel, einige große Landcharten, der Bücherrück ꝛc. ein Schulzimmer, und die Stube daneben, die einzige, welche etwas bessere Meubeln,

etwas mehr Comfort enthält, kündigt sich mit ihren zerstreut liegenden Bücherheften, pädagogischen Schriften, Erd- und Himmelsgloben, den Bildnissen einiger berühmter Schulmänner als das Wohnzimmer eines Lehrers an. Im Hofe steht links ein Gebäude mit Küche und Waschstube; daran gränzen Ställe und Schuppen. Alles ist reinlich und sauber gehalten; ein Musterbild von kleiner Landwirthschaft. In den Stuben sind klein geschnittene Fichtenzweiglein gestreut, die einen angenehmen Duft verbreiten. Die Wege im Hofe sind trocken und fest; sie umschließen einen Düngerplatz, der jedem Schweizerbauer Ehre machen würde. Die vier Kühe im Stalle sind behaglich gebettet; ihre Raufen und Krippen sind wohlgefüllt. An das Haus gränzen einige Acker urbaren Landes, mit Kartoffeln und Roggen bestellt; seitwärts bildet eine einfache Umzäunung einen Gartenraum, in welchem Kohl und Küchengewächse kräftig gedeihen, und auf den Rabatten Blumen wuchern. In einer Ecke des Gartens stehen Giftpflanzen, einzelne Kinder der Flora Estlands, und es sieht aus, als habe man ein botanisches Gärtchen beabsichtigt. Rings um die Aecker zieht sich ein Fichtenwald, wohlgepflegt. So liegt das Gehöfte da, halb versteckt durch den Wald, mit der Aussicht auf eine weite Ebene jenseit der Straße in Westen. Wenn man auf der Straße an die Biegung des Wegs gelangt, wo es sich plötzlich zeigt, und im Winter den heimelnden Rauch aus den Schornsteinen aufsteigen sieht, oder im Sommer

jugendlich kräftige Gestalten auf den Aeckern wirthschaftend erblickt; so frägt man wohl, wer dort schalte, und was die Lieder bedeuten, die aus dem Hause herübertönen, oder die Wechselgesänge, mit denen die Arbeiter auf dem Felde sich unterhalten.

Es ist ein Landschullehrerseminar. Die Jünglinge dort im Garten, mit Jäten und Hacken beschäftigt, sind Esten, welche sich unter der Leitung jenes älteren Mannes, der auf dem Wege auf und abgeht, zu Lehrern ihres Volksstammes heranbilden sollen. Der Mann, eine gedrungene, gesunde Gestalt, richtet von Zeit zu Zeit aufmunternde Worte an seine Zöglinge; macht sie auf die Pflanzen aufmerksam; ihr Wachsthum, die Hindernisse ihrer Entwickelung, ihre Nahrung rufen schlichte aber treffende Bemerkungen hervor, die mit Nachdenken angehört werden. „Was betrachtest du da?" ruft er einem Knaben zu, der am Kohlbeete steht. „Da ist eine Raupe, Herr," antwortete der Gefragte.

„So nimm sie ab, und tödte sie."

„Sie ist aber nicht die einzige; an diesen Stauden sehe ich noch viele."

„Ei du Närrchen, was werden wir da wohl thun müssen?"

„Wir müssen sie ablesen," lautet die zögernde Antwort.

„Warum besannst du dich, ehe du das sagtest?"

„Ich dachte, es wäre vielleicht nicht richtig. Bei uns zu Hause läßt man sie an den Pflanzen."

„Welches sind dann die Folgen?"

„Daß im Herbste die Ernte schlecht ausfällt."

„Nun siehst du, so würde es uns auch gehen, wenn wir nicht einschritten. Wir würden dann nichts zu essen haben im Winter; wir könnten die Schweine nicht füttern mit dem Abfall, und müßten zu anderem, kostbareren Futter greifen."

„Aber es wird doch viel Zeit kosten," meinte der Knabe, „das ganze Kohlbeet zu reinigen, und zu Hause, wo wir große Kohlfelder haben, sind nicht Hände genug zu solcher Arbeit."

„Ei," sagte der Lehrer munter, „wir werden ja sehen, ob es so mühsam sein wird. Noch ist der Feind zeitig genug bemerkt worden, ehe er zu mächtig geworden ist und Schaden anrichten konnte; da wird man ihn wohl vertilgen können. Aber sag' mir, wo kommen denn die Raupen her?"

Der Zögling, der erst seit Kurzem in der Anstalt war, konnte keine Antwort geben. So ward ein anderer herbeigerufen, der seine Kenntniß von den wunderbaren Verwandlungen der Schmetterlingseier auskramte. Der Vortrag ward zuweilen unterbrochen von Berichtigungen und Erweiterungen, dann reihte der Lehrer noch einige Notizen über die verschiedenen Arten der Raupen, ihre Lebensweise u. s. w. daran, und schloß mit dem Hinweise auf die natürlichen Feinde der Pflanzenzerstörer, die freilich nicht immer im Stande seien die gefährlichen Raupen zu vertilgen.

Während er sprach, hatten sich die Zöglinge um ihn versammelt, und keiner hatte bemerkt, daß ein ältlicher Herr in den Garten getreten war und langsamen Schrittes, mit sichtbarem Behagen an der Ordnung näher gekommen war. Er lauschte den Worten des Lehrers, das Haupt vorwärts geneigt, und nickte ein paar Mal mit dem Kopfe, als billige er den Vortrag. Es war eine trockene, magere Figur, über Mittelgröße; aber der Körper war gebeugt, das Gesicht hatte zahlreiche Runzeln; die eingesunkenen Wangen bezeugten die Zahnlosigkeit des Mundes, der sich oftmals unwillkürlich, wie zum Sprechen, öffnete. Unter der leichten Sommermütze lauschte der Rand eines schwarzseidenen Käppchens hervor, und ließ einen Kahlkopf vermuthen. Trotz seines Alters hatte der Herr eine jugendliche Eleganz in seinem Anzuge, und die Schleife seines Halstuches deutete sogar auf eine gewisse Coquetterie.

„Bravo, mein Lieber,“ rief er, als der Lehrer geendet hatte, und im Augenblicke drehten sich alle um nach dem alten Herrn, die Mützen flogen von den Köpfen und der Lehrer machte eine Verbeugung, welche die Schüler, verlegen dastehend, anstarrten.

„Sie geben Ihren Unterricht im Freien,“ fuhr der alte Herr fort — er sprach estnisch, und zwar mit Eleganz und Gesuchtheit. „Das ist recht; an dem warmen Augusttage würden die Burschen im Zimmer wenig profitiren.“ Sein blaues, gutmüthiges Auge wanderte während des Sprechens von einem zum andern, nirgends lange verweilend.

„Der Herr Baron haben nur zu befehlen," sagte der Lehrer ehrerbietig, „so werde ich im Zimmer eine kleine Lection oder ein Examen abhalten."

„Gut," antwortete der Baron, „geht hinein, Ihr Burschen, und rüstet Euch, ich komme bald nach. Sorgt, daß ich Freude erlebe."

Die Burschen verschwanden bald, indessen der Baron, den Lehrer an der Seite, nach dem Ende des Gartens ging, wo vom nahen Walde schattige Kühlung herüberwehte.

„Sie sind zufrieden mit den Kindern?" frug der Baron auf deutsch.

„O ja," antwortete der Lehrer, der bescheiden mit der Mütze in der Hand nebenherging. „Sie sind fleißig, lernbegierig und lenksam. Der Herr Baron kennen den Esten; er lernt schwer, aber was einmal im Kopfe sitzt, treibt ihm keiner heraus. Sein Fühlen ist stärker, als sein Denken, das merkt man besonders beim Rechenunterrichte, der mir schwere Stunden macht; hingegen geht es leicht beim Gesange. Schriftliche Aufsätze gelingen nur, wenn geläufige Gegenstände behandelt werden. Giebt es die Schulstube oder den Garten zu beschreiben, so fehlt kein Fleckchen am Tische, kein Blümchen am Wege; aber bei etwas Denkkraft erfordernden Themas stocken sie."

„Und die Religion?"

„Sie kennen ihren Katechismus gut, ob es aber tief sitzt, bezweifle ich. Sogar die beiden Aeltesten können noch nicht frisch von dem Herzen weg kate-

chisiren, und das ist doch wohl ein Beweis, daß die Religion ihnen nicht aus dem Herzen quillt."

„Es ist unglaublich," sagte der Baron, „wie zähe dieses Volk noch am Heidenthum klebt, wie wenig das Christenthum Wurzel bei ihm gefaßt hat. Sie gehen in die Kirche, sie singen und beten, ganz, wie sie zur Frohnde gehen und pflügen und mähen — ernst, ruhig, gemessen, aber ohne Wärme, ohne inneres Leben. Sobald man jedoch einen ihrer alten Aberglauben berührt, da sind sie Feuer und Flamme. Steht da nicht weit von meinem Schlosse eine verdorrte Eiche" —

„Ich kenne sie, Herr Baron," unterbrach der Lehrer lächelnd.

„Nun, ich wollte sie abhauen lassen; aber kein Mensch wagt sich daran, und die Leute haben mich gebeten, sie stehen zu lassen, weil es ein „Je-Pu" — heiliger Baum wäre."

„Dies unauslöschliche Heidenthum ist doch wohl erklärlich," meinte der Lehrer. „Seit der endlichen Eroberung Estlands durch die Dänen, durch die Schwertritter, haben sich die Sieger schroff von den Besiegten getrennt. Geistlichkeit wie Adel haben sich nur um zu befehlen und zu quälen an das Volk gewendet. So lange noch Kraft in diesem war, versuchte es in blutigen Aufständen sich der Tyrannen zu entledigen, und jeder glückliche Versuch war von einem Rückfalle zum Heidenthume begleitet. Nachher, als duldender, schweigender Gehorsam folgte, da flüchtete die Erinnerung an die Götzen in die

Herzen, und erbte fort von Kind zu Enkel, unbeachtet von den Herren, die sich mit dem Gehorsam ihrer Knechte begnügten."

„Aber die Reformation hätte doch helfen müssen," rief der Baron.

„Sie brachte keine Liebe in die Herzen der Herren, wie hätte sie freudiges Bekenntniß des Glaubens in die Gemüther der Knechte bringen können! Sie belebte die Kirchlichkeit, das ist wahr; das äußere Christenthum ward gepflegt, aber ohne gesunde Grundlage der Erkenntniß und der Wahrheit. Die Trennung zwischen Herren und Knechten durch Stamm, Sprache, Sitten, blieb ja; die deutschen Gebieter wollten dies Volk weder germanisiren, noch unterrichten; es hätte vielleicht aufgehört, Frohndienst zu leisten, wenn es herangebildet worden wäre — und das hätte dem Interesse des Adels wie der Geistlichkeit geschadet. Wie auffallend die Trennung der beiden Stämme bis auf unsere Zeit geblieben ist, beweis't das von den Deutschen ungeahndete Vorhandensein der Volkssagen und Mythen unter den Esten. Der edle Fählmann mußte kommen und den Sagenschatz seines Volkes den Deutschen aufdecken. Jetzt ist ein anderer Arzt, wie ich höre, der Doctor Kretzschmann in Werro beschäftigt, den Kallewe Poeg, diesen Herkules des Nordens, an das Licht zu ziehen aus seinem tausendjährigen Dunkel."

„Haben Sie nicht auch die Bemerkung gemacht," sagte der Baron, „daß unter allen Männern,

die sich, wie durch ein Wunder übrigens, aus dem Estenvolke emporgearbeitet und den Wissenschaften gewidmet haben, doch keiner Theologie studirt hat? Estnische Aerzte und Juristen haben wir wohl, doch keinen estnischen Pfarrer. Mir fällt das um so mehr auf, da in Deutschland, in Frankreich, ja fast in allen Ländern Europas die Geistlichen zum großen Theile aus dem Bauernstande hervorgehen!"

„Ganz richtig, Herr Baron! Es ist dies eben ein Beweis, daß der Este nicht durchdrungen und gesättigt vom Christenthume ist, und auch, daß der geistliche Stand, wie der Adel, gehaßt ist. Aerzte bringen Hülfe und Rettung in Nöthen; Juristen vertheidigen doch mitunter die Bauern gegen die Herren; — aber die Geistlichen machen gemeinsame Sache mit diesen, und haben höchstens den schalen Trost der Geduld für das Volk, woran es dem Esten so schon nicht fehlt."

„Gott," seufzte der Baron, „wann wird sich das ändern und bessern. Ich hoffte so viel von diesem Seminar; ich legte es an, um dem armen Volke Helfer zu erziehen, und war so glücklich in Ihnen den rechten Mann zu finden, der auf meine Pläne einging, der in vernünftiger Weise die Knaben, ohne ihnen überflüssige Gelehrsamkeit mitzugeben, zu praktischen Männern erzog, die ebensowohl durch Beispiel als durch Unterricht wirken konnten. — Und woran muß ich scheitern! An der Theilnahmlosigkeit meiner Standesgenossen! Sie wollen nicht Schulen anlegen! Da sind nun einige Zöglinge entlassen;

aber statt als Schulmeister ein Unterkommen zu finden, sind sie als Gutsschreiber angestellt worden!"

„Wir dürfen doch den Muth nicht sinken lassen, Herr Baron," tröstete der Lehrer. „Ihre Familie ist zahlreich, sie leuchtet voran mit gutem Beispiele."

„O ja," meinte der Baron, „vier Zweige blühen jetzt von meinem Hause — ich rede nur vom ältesten Stamme, der zusammenhält — wir sind hier in der Strandwiek*) die Herren, vom Meere bis zu den unnahbaren Sümpfen hinter uns, ist das Land unser! Mir hat Gott keine Kinder gegeben, aber meines Bruders Sohn, der Erbe meines Majorats, wird meinen Willen nach mir getreulich erfüllen! Was hilft jedoch das! Unsere Stimme dringt nicht durch auf dem Landtage. Ich bin zu alt um noch zu reden, und meine Brüder und Neffen sind seit den letzten Niederlagen, wo alle gegen uns stimmten, zu stolz, um in der Wüste zu predigen. Es handelte sich darum, dies Seminar zu einem Landes-Seminare zu machen. Ich wollte es ausstatten, reicher noch, und für alle Zeiten,

*) Estland ist in vier Landschaften getheilt: Wiek, Harrien, Wirland und Jarwen, von denen die Wiek im Süden an Livland gränzt, im Westen an das Meer, im Norden an Harrien. Die Eintheilung in Kreise hat sich an jene Landschaften angeschlossen. Die Strandwiek ist der südwestlichste Theil der Wiek, und bildete früher mit den Inseln Mone und Oesel ein gemeinsames Ganze, das Bisthum Leal. Jetzt gehört Oesel und Mone sonderbarer Weise zu Livland, während die Strandwiek mit Estland verbunden ist.

durch einträgliche Ländereien; der Adel sollte sich nur verpflichten, für jedes Kirchspiel einen Knaben zur Erziehung herzusenden, und eine Schule anzulegen — umsonst! Man wies uns zurück, witzelte über Philanthropie, spöttelte über Kindereien, nannte unser Anerbieten Sucht, sich beim Bauern einen Namen zu machen! Als ob wir, die ältesten Edlen im Lande, deren Burg gegründet war, noch ehe Bischof Albert die Mauern Rigas erbaute, deren Namen dem Esten geläufiger ist, als alle diese deutschen Namen, weil es der einzige estnische Adelsname ist — als ob wir um des Bauern Gunst betteln müßten."

Der alte Herr hatte sich stolz aufgerichtet, aber auf seinem Gesichte schwebte der Schmerz über die Undankbarkeit seiner Standesgenossen. Er schaute hinüber über die Ebene, nach der Gegend, wo sein Schloß am Rande des Horizontes sich zeigte; dann schweifte sein Auge seitwärts; eine Kirche ragt dort hinter Bäumen hervor. Das weite Gebiet ringsum nannte er sein; wo eine Rauchwolke vor ihm aufstieg, es war aus dem Schornsteine seiner Bauern; wo ein Pflug die Erde ritzte, es war auf seinen Feldern; die Wälder hinter ihm, die sich endlos erstreckten, gehörten ihm! Und im Anblicke seines herrlichen Eigenthumes war er betrübt. Wie anders mußte es nicht auf diesen spärlich bevölkerten Fluren aussehen, wenn die Generationen vor ihm ihre Pflicht gethan hätten! Wenn aus jener Kirche das Licht des Lebens hervorgequillt wäre, und das Volk los-

nisukessed vannad ittane sasat

gelös't hätte von der knechtenden Scholle! Wie anders, wenn statt der Heereszüge, die seit 600 Jahren hier gehaus't hatten, statt der Eroberer, die auf dem Volke gelastet haben, — der Frieden seine stetigen Segnungen ausgeschüttet hätte, und wenn gerechte, menschliche Herrschaft gewaltet hätte.

„Kein Wunder," rief der Baron aus, „daß der Este die Deutschen haßt! Sehen Sie dort in weiter Ferne den schimmernden Punkt — das ist Leal. Das Herrenhaus steht auf der Höhe des alten Maalin (Bauernburg). Die Ruine dahinter, sie rührt vom einstigen Bischofssitze her. Weithin ist sie sichtbar, bis an das Meer. In diesem flachen Lande, das nur von tiefliegenden Sümpfen und Soos (schwimmenden Morästen) unterbrochen wird, oder von den Thalfurchen unserer Flußbäche, sind die alten Trutzburgen der Esten weithin sichtbar und mahnen unaufhörlich an die Freiheit der Ahnen. Und auf den Stätten, wo die letzten hartnäckigen Kämpfe der eingebornen Landesherrn für die Unabhängigkeit stattgefunden haben, wo der leichtgekleidete Este, mit schwachem Schilde gedeckt, mit Pfeil und Bogen, vergeblich gegen die schweren Schwerter, die Harnische der Ritter stritt, — dort auf den Opferstätten des Heidenthums und des Vaterlandes, hat das Christenthum seine Dome und der Deutsche seine Burgen aufgebaut. Glauben Sie nicht, daß der Este, wenn er die Dome betrat, im Stillen der alten Götzen gedachte, denen auf derselben Stelle geopfert wurde; daß er mit den Zähnen knirschte,

wenn er in dem Herrenhause um einen gnädigen Wink betteln mußte, an dem Orte, wo seine Väter in freier Volksversammlung Kampf bis zum Untergange gelobten!"

„Allerdings," sagte der Lehrer. „Kein Este hat bis auf diesen Tag seiner alten Burgen vergessen. Mitten in den Wäldern, in unzugänglichen Sümpfen sind manche dieser alten Stätten versteckt, und ungern zeigt man dem Deutschen die geweihten Plätze. Bei diesem Volke steht die Erinnerung an die alte Herrlichkeit in unaufhörlichem Gegensatze zu den Leiden der letzten sechs Jahrhunderte. Wie lange es her ist, daß sein Stamm geknechtet ist, — er weiß es nicht. Er weiß nur, daß er einst frei war. Seine Phantasie dichtet alle Leiden der Zeit zusammen, verschmilzt die Ereignisse des siebzehnten Jahrhunderts mit dem Vernichtungskriege des dreizehnten, und um so gewaltiger erscheint ihm der eine große Sturz seiner Ahnherrn, jemehr sich die Unterdrückungen und Lasten zu einem großen Unglücke aufthürmen."

Der Baron hatte während der letzten Worte das Haupt sinken lassen, und stand eine Weile in Sinnen verloren. „Was die Väter verbrochen haben," sprach er leise, „die Enkel können es nimmer wieder gut machen."

„Doch, doch, Herr Baron," sagte der Lehrer, der die leisen Worte gehört hatte. „Wenn nur alle dächten und handelten wie Sie!"

„Wie ich," lachte der alte Mann bitter. „Kennen Sie mich denn? Was wissen Sie von mir? Daß ich ein Hospital angelegt habe, ich, der ich sechstausend Fröhnder zähle, die in meinen Diensten ermatten, erkranken, erlahmen, erblinden könnten, ohne Beistand und Hülfe zu finden. Purer Egoismus, Freund! Wenn ich sie kurirt habe, so müssen sie wieder an die Arbeit. Oder daß ich Schulen gebaut habe, Lehrer eingesetzt und besoldet, damit sie unentgeltlich meine Jugend unterrichten? — Speculation, Lieber! Ich will Pächter erziehen, damit ich meine zerstreuten, schwer zu beaufsichtigenden Ländereien in Pacht geben kann, und nur die Hofsfelder mit Miethknechten zu bewirthschaften brauche! Daß ich das Seminar gegründet? Nun, je breiter die Bildung wird, desto sicherere Hoffnung habe ich für das Gedeihen meiner Speculation. Aber das ist Alles nichts! Sie meinen, ich habe das gethan, ich sei zur Besinnung gekommen in meinem funfzigsten Jahre, nachdem ich als Jüngling auf den Schlachtfeldern Deutschlands mitgefochten, dann mich herumgetrieben in den Hörsälen Heidelbergs, Tübingens, Berlins; dann die Welt durchzogen wie ein Abenteurer, auf meinem Schiffe im Archipel von Insel zu Insel gesteuert, von der Sonne mich bräunen ließ, den Wein von Chios schlürfte, den eine Griechin mir reichte, oder in den Lagunen Venedigs mich schaukelte — ich, der ich nach Uebernahme meines herrlichen Majorates, das einen Fürsten ernähren konnte, nichts weiter verstand, als

Schulden zu machen, den Schweiß meiner Bauern in London, in Paris zu verprassen! – Ich hätte das gethan? Hahaha! Mann, sehen Sie mich an! Ich bin alt und schwach, und so wie Sie mich sehen, bin ich es längst. Meine Kraft habe ich vergeudet. Mein Kopf ist hohl geworden, seit ich ihn mit den Speculationen Hegels und Baders anzufüllen versuchte, mein Körper ist schwach, seit ich in den Armen der Buhlerinnen aller Nationen gelegen habe. — Nein, nein! Nicht ich, — ich that meine Pflicht nicht! Was wäre aus mir geworden, hätte mir der Herr nicht mein Weib zugeführt, diesen Engel, der Ernst in mein Dasein gebracht hat, der meine Mannes-Ehre gerettet hat, der mir Vertrauen gegeben hat, noch am Abende meines Lebens zu schaffen, als hätte ich den Tag vor mir! Ehre dem Ehre gebührt, Mann! Ohne mein Weib durchirrte ich heute als Bettler Europa, oder faulte längst in der Erde, wenn ich mich hätte zusammenraffen können, und mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen Muth in mir gefunden hätte! — Und jetzt genug!" sagte er plötzlich einlenkend. „Lassen wir das! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Sie schweigen über das, was Sie eben gehört haben. Ich achte Sie zu sehr, um Ihnen nicht die Wahrheit über mich selber zu sagen. Sie sind ein Ehrenmann. Auch Sie suchen mir Vertrauen zu mir einzuflößen, Sie, der Sie doch einen harten Stand im Leben haben. Sie wollen die Muthlosigkeit, die mich zu gern beschleicht, nicht in mir

aufkommen lassen. Ach! lieber Freund! Ich habe zu viel erfahren müssen von Schwäche der Menschen, von Rathlosigkeit der Klügsten, von Ermattung der Stärksten. Wie sollte ich nicht muthlos werden! — Kommen Sie, erfreuen Sie mich durch die Fortschritte Ihrer Zöglinge!"

Sie gingen hinein. In der Schulstube standen die Jünglinge beim Eintritte des Patrons und des Lehrers auf. Der Baron lobte die Reinlichkeit der Stube.

„Es ist das Amt der Jüngsten, dafür zu sorgen," bemerkte der Lehrer auf estnisch. „Doch geht es ihnen nicht glatt von der Hand. Sie sind an solche Arbeit nicht gewöhnt. Zu Hause, in den Bauernhütten, achtet niemand des Schmutzes."

Der Baron setzte sich auf einen Stuhl, den der Lehrer aus seiner Stube bringen ließ, und die Knaben sangen jetzt ein Gesangbuchslied, worauf der Aelteste ein Gebet sprach. Dann folgte ein kurzes Examen über das Evangelium des letzten Sonntages. Es traf sich, daß es das Evangelium vom ungerechten Haushalter war, und der Baron ward bei den Nutzanwendungen des Lehrers ungeduldig. Er rückte unruhig hin und her auf seinem Stuhle, so daß der Lehrer, aufmerksam geworden, schneller zu andern Gegenständen überging. Die Rechnen- und Schreibebücher wurden vorgezeigt, und der Baron lobte die Fortschritte. In einem Buche fand er Gedichte, die ein älterer Zögling gemacht hatte. Groß war ihr Werth nicht; es waren gereimte bib-

lische Geschichten und das Versmaß hatten die Gesangbücher geliefert; aber als der junge Mann auf den Wunsch des Barons eines der Gedichte vortrug, so klang die weiche, melodische Sprache des Esten gar hübsch in den vollen Reimen, und der Baron gab seinen Beifall zu erkennen. Aber seine Worte schienen gezwungen; er brach auf einmal das Examen ab. Der alte Herr behauptete, er könne nicht länger bleiben. Er ließ sich nur noch die Zeit, einige ermunternde Worte zu sagen, und eilte dann fort. Der Lehrer bat ihn im Flure, einen Blick auf die Schlafkammer zu werfen, um auch dort von der herrschenden Ordnung sich zu überzeugen. Aber der Baron wollte jetzt keine Zeit mehr haben, und der Weg bis zu seinem Schlosse sei weit, und seine Frau warte, und ein andermal würde er länger weilen, und er habe das volle Vertrauen in die Sorgfalt des Lehrers, und er möge nur so fortfahren, und so bald es seine Zeit erlaube, bei ihm auf dem Schlosse vorsprechen, und —

Der Kutscher, der die Pferde im Schatten des Waldes hatte ausruhen lassen, war auf die laute Stimme seines Herrn aufmerksam geworden; und hielt jetzt auf der Straße. Der Baron eilte hinüber, vom Lehrer begleitet, stieg in den Wagen, und fort flogen die Rosse auf der glatten Straße, die sie jedoch bald verließen, um durch die baumlose Ebene nach Westen hin zu traben. Der Lehrer schaute dem Wagen nach, und schüttelte den Kopf. „So ist er," sprach er vor sich hin, „die besten Absichten, die

edelsten Vorsätze — aber keine Geduld. Er will so schnell als möglich die Früchte seiner Mühen sehen. Freilich, hätte er dreißig Jahre früher angefangen, wir wären jetzt weiter. Aber jetzt, im hohen Alter, wo seine Jahre gezählt sind, muß er wohl die Hoffnung verlieren, noch zu erleben, was aus seiner Saat wird — und das untergräbt seinen Muth! Ein Glück für seine Unterthanen, — für das ganze elende Völkchen der Esten — daß die Frau Baronin ausdauert!"

Die Zöglinge zogen wieder in's Freie hinaus, um die Gartenarbeiten zu vollenden. Der Eindruck des Besuchs war jedoch ein günstiger, und ward es noch mehr durch die richtigen Bemerkungen des Lehrers, der jetzt erst den Tadel über Einzelnes aussprach, das er in Gegenwart des Patrons nicht hatte hervorheben wollen.

II.

Die Mittagsglocke läutete, als der Baron über die steinerne Brücke fuhr, jenseit deren sein Schloß lag. Die Pferde flogen jetzt über den festen Weg, der um einen mächtigen Bowlinggreen, in dessen Mitte ein kleiner Teich lag, zu dem Portale des Schlosses führte. Das stattliche, steinerne Gebäude, dreistöckig in der Mitte, zweistöckig in den großen zurücktretenden Flügeln, mit Thürmchen an beiden Seiten, verdiente den Namen Schloß. Ueber dem

Portale brüstete sich ein breiter Balkon, an welchem das alte freiherrliche Wappen in Stein gehauen prangte. Während der Baron mit Hülfe der herbeieilenden Diener ausstieg, öffnete sich die Thüre des Balkons und eine schlanke Frau, begleitet von einem jungen Manne, trat an die Brüstung. Der Baron warf Kußhände hinauf, und ein freudiger Ausruf entfuhr ihm, als er den jungen Mann erblickte. Auf der Treppe kam ihm dieser entgegen, und warf sich in die Arme des alten Herrn, der ihn zärtlich an sich drückte.

„Das also war es," rief er aus. „Wußte ich doch nicht, was mich auf einmal nach Hause trieb. Ich war im Seminar, und plötzlich überfiel mich eine Unruhe, ich mußte auf und davon. Meinen lieben Neffen Bernhard sollte ich hier finden!"

„Ja Onkelchen, eine Ueberraschung. Ich hätte schreiben können, aber wozu! Onkelchen ist ja jetzt so häuslich, daß ich sicher war, ihn zu treffen."

Der Alte lächelte. „Wer weiß, wie lange das dauert! Ich habe große Lust, wieder davon zu fliegen. Möchte gar zu gern das alte Europa noch einmal durchwandern."

„Du sprichst doch nicht im Ernste, Onkel?"

„Pst! Stille vor Klara! Sie darf nicht wissen, was ich schon lange träume. Es überkam mich von Neuem, als ich jetzt allein durch die Felder fuhr. Was nütze ich hier? Aber sage ihr das nicht!"

Sie traten in den großen Salon, wohin auch Klara vom Balkon zurückkehrte, und den Mann herzlich begrüßte. Als sie neben einander standen, glaubte man Vater und Tochter zu sehen; denn Klara war über dreißig Jahre jünger, als ihr Mann. Ihre hohe, freie Gestalt, ihr regelmäßiges, edeles Antlitz imponirten. Die reichen, braunen Haare, die sie unverhüllt trug, umgaben in dicken Flechten das Gesicht; der Mund war etwas groß, aber doch gefiel er mit seinen gesunden, schönen Zähnen, die hinter den kräftigen Lippen hervorlauschten. Die scharfe Nase, die hohe Stirn, deuteten auf Entschlossenheit und männlichen Sinn; aber die freundlichen, klaren Augen schauten so heiter und wohlwollend, daß sie den Ernst der Erscheinung milderten. Die Hand, die sie dem Baron reichte, war groß, und doch schön geformt. Neben ihr erschien der Baron, den die Jahre gebeugt hatten, klein und schwächlich; sein tief gefurchtes Gesicht sah noch um vieles älter aus gegenüber dem frischen, gesunden Gesichte seiner Frau. Seine kleine, aristokratische Hand verschwand fast in der Hand Klaras. Auch seine Stimme, dünn und greisenhaft, klang um so matter, wenn sie mit dem klangvollen, aus dem Herzen quillenden Organe Klaras verglichen ward. Der Neffe war einen Augenblick zurückgetreten, um die Begrüßung der Gatten nicht zu stören. Sein gebräuntes, männliches Antlitz, seine derbe, fast bäurische Gestalt, schien wenig in den Salon zu passen. Es war eine kräftige Natur, wie sie immer

seltener wird in den alten Adelsfamilien; — groß geworden in der Freiheit, erstarkt auf der See, im Walde, in Sturm und Wetter. Bei alle dem war Bernhard vollkommen Herr der aristokratischen Formen, und wenn er die Schüchternheit überwunden hatte, die ihm unter Fremden anhaftete, so erfuhr man aus seinen Gesprächen, daß er nicht nur ein tüchtiger Landwirth, ein muthiger Jäger, ein gewandter Reiter sei, sondern daß er eine reiche Bildung genossen habe, und sie vollkommen beherrschte.

„Mein süßes Weibchen," sagte der Baron nach der ersten Begrüßung, in einem so zärtlichen Tone, daß er im Munde des Greisen fast komisch klang, „über meine heutige Inspections- und Revisionsreise berichte ich später; laß uns zuvor hören, was der Junge bringt."

„Ein hübscher Titel für Sie," sagte Klara neckend. „Der Herr Junge oder der junge Herr sind ja älter als seine Tante. Wie werde ich dann genannt werden?"

„Der Junge wird trotz seiner Jahre nicht vergessen, welchen Respect er seiner gnädigen Tante schuldig ist," antwortete Bernhard lachend, und küßte die Hand der jungen Frau.

„Sie Schelm," meinte die Tante. „Weißt du Boris, was für ein Lied er mir vorgesungen hat in deiner Abwesenheit? Er sei mit seinen dreiunddreißig Jahren zu jung zum Heirathen, wolle warten bis funfzig."

„Natürlich, Tantchen, das ist das beste Alter. Hat mein Onkel nicht das schönste Loos gezogen, als er ein halbes Jahrhundert auf dem Rücken trug?"

„Spotte nicht, Bernhard," drohte der alte Herr. „Was half mir die süßeste Frucht, als ich nicht mehr beißen konnte!" Dabei lachte er seine Frau an; aber Klara verstand keinen Spaß und drohte ernsthaft mit dem Finger, daß der Baron die Augen niederschlug.

„Was giebt es Neues bei Euch?" frug er seinen Neffen. „Gute Nachrichten aus Heidelberg?"

Bernhard wurde ernst. „Leider nicht," antwortete er; „wir müssen uns auf das Schlimmste gefaßt machen. Es geht immer schlechter mit dem Vater."

„Und die Mutter will nicht hinausreisen?"

„Kann sie, darf sie?" antwortete der junge Mann achselzuckend. „Ich bin außer Stande, allein die Geschäfte zu leiten. Die Güter der Großmutter, des Onkels, des Vaters ausgedehnte Besitzungen — meines Bruders Vermögen — ich werde nicht fertig ohne die Mutter. Der Vater hat uns einen schweren Stand hinterlassen, als er voriges Jahr abreis'te, und wenn ich so selten herüberkomme zu dir, lieber Onkel, so sind nur die überhäuften Arbeiten schuld."

Der alte Herr starrte in's Blaue hinaus; die Klagen seines Neffen waren ihm unangenehm. „Was meinst du," sagte er abbrechend, „giebt es Krieg?"

Man war damals mitten in der orientalischen Krisis; jede Zeitung brachte lange Discussionen über die Folgen der Besetzung der Donaufürstenthümer, die drohende Kriegserklärung der Türkei, die Haltung Frankreichs und Englands. Der Baron las nicht gern Zeitungen, aber er liebte es, daß man ihm erzählte was draußen in der Welt vorging, und achtete das Urtheil seines Neffen.

„Ich sehe jetzt Alles schwarz," antwortete dieser. „Auf mein Urtheil ist nicht viel zu geben. Mir graut, wenn ich denke, daß der junge Handel, der an der Küste unserer Besitzungen seit einigen Jahren aufgeblüht ist, vernichtet werden kann mit dem ersten Kanonenschusse. Ich habe in den letzten Tagen mit den Marineofficieren verkehrt, welche die Küste Estlands aufnehmen, und ihre Ansicht stimmt überein mit der meinigen, daß ich mit Leichtigkeit einen trefflichen Hafen auf meinem Gebiete anlegen kann. Aber mir fehlt der Muth dazu unter dem Drucke der jetzigen Nachrichten."

„Ein Mann, und muthlos!" rief Klara. „Was ist denn weiter, wenn das Geschick hindernd in den Weg tritt? Auch der Wille hat schon Lohn's genug in sich, und welche Freude erst, trotz Hindernissen zu überwinden."

„Ja, liebes Tantchen, wer Ihre Kraft besäße. Aber bedenken Sie auch, Sie kommen nicht mit dem Gemeinen, dem Beschmutzenden, dem Langweiligen in Berührung. In Ihrem Zauberkreise ist es leicht zu wollen. Treten Sie jedoch hinaus in den

lebendigen Verkehr, erfahren Sie alle Tage den Rückschlag der menschlichen Leidenschaften, so werden Sie bald die Flügel hängen lassen. Nun gar, wenn Sie befürchten müssen, daß der Krieg, und sei es auch nur der mit dem kranken Manne, an unseren Finanzen rüttelt, unsere Bauern decimirt, die Schiffe von unseren Küsten ablenkt, uns auf Jahre hin jedes Unternehmen hemmt"....

„Ach was," sagte die entschlossene Frau, „wer wird gleich das Schlimmste denken. Sie glauben am Ende gar, daß Türken in der Wiek landen, und unsere schwarzröckigen Esten als Sclaven entführen."

„Türken nicht, aber Engländer und Franzosen. Niemand darf diesem dritten Napoleon trauen. Warum rüstet er seine Flotten, warum vermehrt er die Zahl seiner Schiffe?"

„Das kann auch auf England gelten," meinte die Baronin.

„Es kann, und England fürchtet dies auch, wie die Artikel der Times beweisen. Aber es wird alles aufbieten, um Frankreichs Bruch mit Rußland herbeizuführen, damit die drohende Rüstung Napoleons abgeleitet werde. Der Wahlkaiser will Siege für seinen jungen Thron, gleichviel wo, seine Armee will beschäftigt sein, seine Adler begehren die Taufe. Da wird er nicht zaudern, wenn England ihn hetzt, und im Oriente leicht zu pflückende Lorbeeren zeigt."

„Bernhard hat Recht," meinte der alte Baron. „Und überdies vergißt Napoleon den Briefwechsel

mit unserem Kaiser nicht. Nun, mein theures Klärchen, ehe es losgeht, flüchten wir. Was meinst du zu einem Ausfluge durch Italien? Wir gehen zum Herbste nach Nizza, zum Carneval nach Venedig, zu Ostern nach Rom, und kömmt der Sommer, und donnern die Kanonen, so flüchten wir nach der Schweiz in ein schattiges Thal."

Die junge Frau sah ihren Mann forschend an. „Ist das dein Ernst, Boris?" sagte sie traurig. „Bist du es müde, in der Mitte deiner Bauern als Beglücker und Wohlthäter zu leben? Willst du wiederum Miethlingen die Verwaltung deiner Güter überlassen, und ohne Zweck und Ziel durch die Welt schweifen?"

„Nun, nun!" antwortete der Baron schüchtern. „Es war nur ein Vorschlag. Und überdies würde ich nicht Fremden die Zügel der Herrschaft übergeben — du siehst ich nehme auch den Mund voll — hier sitzt mein Neffe und Erbe, der dafür sorgen wird, daß es seinen künftigen Unterthanen wohlergeht."

„Auf mich rechnen Sie nicht, Onkel!" rief Bernhard abwehrend. „Ich habe vollauf zu thun."

„Boris," bat die Frau, „sage mir, daß du scherzest! Nicht wahr, du denkst nicht daran, wieder fortzuziehen?"

„Kleine, liebe Fee," antwortete der Baron schmeichelnd. „Wer hat mich hier gebannt? Wenn ich gehe, gehe ich nicht ohne Dich! Aber mit Dir ist ja überall der Himmel."

Der armen Frau stürzten Thränen aus den Augen. Sie sah sich schon herausgerissen aus dem freundlichen Dasein, das sie um sich geschaffen. Sie wußte, daß ihr Mann ihr willig folgte, wenn es sich um Kleinigkeiten handelte — was ihm nämlich Kleinigkeit dünkte — daß er aber unnachgiebig in seinen Lebensplänen war. Zehn Jahre lebte sie an seiner Seite; es war ihr leicht geworden, eine gewisse Herrschaft über ihn zu gewinnen. Aber seit Kurzem hatte sich Manches ereignet, was darauf hindeutete, daß der Baron des Landlebens müde war; und die Lage der Dinge war jetzt überdies eine solche, daß der alte Herr von Neuem an Reisen denken konnte.

Die Aeußerungen des alten Herrn gegenüber dem Lehrer waren nicht übertrieben. Seine Jugend und sein Mannesalter waren stürmisch gewesen. Sein Vater hatte die erste Stelle in der Provinz bekleidet, und sich um die Erziehung der Kinder nicht bekümmern können. Die Mutter, eine begabte Frau, die Tochter eines der bedeutendsten Staatsmänner Rußlands, umgab sich mit Gelehrten und Staatsmännern, debattirte Politik und Literatur, lebte in einer Welt voll Aufregung, und achtete nicht auf die Kinderstube. Als die Söhne größer wurden, schickte man sie nach Petersburg auf die Petrischule, zahlte eine große Pension für sie, und ließ sie selbst dafür sorgen, sich zu bilden. In seinem achtzehnten Jahre erhielt der Aelteste die Weisung, in ein Regiment zu treten, weil der Krieg eine

schnelle Carrière versprach, und obgleich er vorgezogen hätte, sich den Wissenschaften zu widmen, so mußte er doch dem väterlichen Befehle nachkommen. Kaum war der Friede geschlossen, so reichte noch in Deutschland der Rittmeister seinen Abschied ein — er war so glücklich gewesen, zwar Orden, aber keine Wunden davonzutragen, und — nahm die unterbrochenen Studien wieder auf. Freilich ging das nicht so glatt. Vieles war vergessen, von der an und für sich schon mangelhaften Schulbildung. Die Geduld, nachzuholen, auszubessern, fehlte, und so ward denn ziemlich bunt durcheinander Physik, Mechanik, Nationalökonomie, Geschichte, Astronomie, in den Kopf hineingefüllt. Zufällig ward der Baron mit der Hegelschen Philosophie bekannt, und stürzte sich mit aller Leidenschaft in die Logik und Metaphysik, in der Ueberzeugung, sie würden sein wirres Wissen klären. Glücklicherweise war sein Geist stark genug, um nicht alle Originalität in dem Zwange des wissenschaftlichen Denkens zu verlieren; aber doch ward er altklug vor der Zeit, und die frische Lebenslust erstarb. Da lernte er Bader kennen, und ward von dessen Schwärmereien angesteckt. Der Physiosoph fesselte ihn eben so sehr, wie seine Tochter. Mit dieser träumte er, mit jenem entwarf er die abenteuerlichsten Projecte. Unser Baron dachte auf einmal daran, daß er ein großes Vaterland habe, das in den Banden der griechischen Kirche schmachte, und gemeinsam mit seinem Lehrer heckte er den kühnen Plan aus, die gespaltenen Kirchen Europas

zu versöhnen. Wie viel bei dem Plane dem Professor zukam, wie viel dem Studenten, ist ungewiß. Aber gemeinsam brachen sie auf, die Reformatoren der morgen- und abendländischen sammt der evangelischen Kirche, der Baron zugleich mit der Absicht, den Segen seines Vaters zur Heirath mit der Tochter des Physiosophen zu erbitten. Sie kamen nur bis nach Riga. Hier erzürnte sich der Baron mit dem General-Gouverneur Marquis Paulucci, darüber, daß sein Schwiegervater in spe, der königlich Bayrische Generaldirector, Professor, Mitglied der Akademie 2c., nicht auch zum Diner eingeladen wurde, — und aus den Vorwürfen ward ein Streit, und aus dem Streite erwuchs eine Forderung des estländischen Edelmannes an den sardinischen Edelmann, und der Professor erhielt die Weisung, unmittelbar den Russischen Staat zu verlassen, und der estländische Duellant mußte seinen Zorn auf seinen Gütern abbüßen. Da lebte nun der arme Baron, umwacht, verbannt. Er sah Niemanden, nicht einmal seinen Vater, der mit ihm schmollte. Er hatte keine Nachricht von seinen Freunden; seine Briefe wurden unterschlagen; seine Bücher wurden zurückgehalten. In dieser Zeit verbitterte sich sein Gemüth; er fing an, sein Vaterland zu hassen, die Menschen zu verabscheuen, und gelobte sich im Stillen, sobald der Zwang aufgehoben sein würde, der Heimath für immer den Rücken zu kehren. Sein Exil endete im ersten Regierungsjahre des Kaisers Nikolai Pawlowitsch. Dieser hatte es dem

sardinischen Edelmann Paulucci nicht vergessen, daß er ihm als Großfürsten, auf der Durchreise durch Riga, die schuldige Ehre nicht erwiesen habe. Eine ganze Stunde hatte der Großfürst auf der Station gewartet, daß der Generalgouverneur ihm die Aufwartung machen werde. Aber dieser hatte gemeint, ein Großfürst, damals zurückgesetzt, ohne Aussicht auf den Thron, müsse sich dem Generalgouverneur vorstellen, der höher im militärischen Range stehe. Jetzt hörte der Kaiser auf seiner ersten Rundreise durch seine Staaten, mit geneigtem Ohre die Klagen an, die gegen den übermüthigen Generalgouverneur vorgebracht wurden. Der Baron begleitete den jungen Kaiser als Postcavalier, soweit Se. Majestät durch sein Gebiet fuhr; als er sich an der Gränze verabschieden wollte, weil er sie dem Befehle des Generalgouverneurs gemäß nicht überschreiten durfte, frug der Kaiser nach dem Grunde des Befehls, und hob ihn augenblicklich auf. Der Baron war frei. Er eilte nach Deutschland — und erfuhr hier erst, daß seine Braut längst einem Andern angehöre. — Dies war der letzte Schlag auf seine Hoffnungen. Von nun an begann ein anderes Leben, ein wildes, wüstes Treiben, ein tolles Berauschen, das nicht nach dem andern Tage frug. Der Vater starb bald darauf. Flüchtig und ohne Ueberlegung ordnete der Baron die reiche Erbschaft, sicherte sich regelmäßige Uebermachung von Geldern, und stürmte wieder hinaus, planlos und ziellos. Jahre lang trieb er sich auf einem Schiffe im Griechischen Ar=

chipel umher, nahm bald in Konstantinopel, bald in Smyrna, bald in Venedig Reisegefährten auf Monate in sein Schiff, um sie wieder heim zu schicken, wenn er ihrer satt war. Eines Tages überfiel ihn ein Sturm; das Schiff verlor seine Masten. Um den Schiffseigner zu trösten, gab ihm der edle Freiherr eine Anweisung auf seine Wälder in Estland. — Aber die Lebensgefahr hatte die Lust am Schiffsleben abgekühlt. Der Baron suchte das feste Land auf, studirte in Venedig, in Florenz, in Rom, die Incarnation auf der Leinwand und unter der Leinwand; taumelte in das Leben von Paris; durchwachte Nächte in London, liebelte in den Bädern Deutschlands, und als es ihm einfiel, daß er die Madrilenen noch nicht kenne, zog er nach Madrid. Man glaube jedoch nicht, daß der Baron Genuß in diesem Jagen nach Sinnenaufregung fand. Ihm ging es wie Göthe, der auf dem Rücken seiner Römerin „des Hexameters Maaß leise mit fingernder Hand" zählen konnte. Mitten im Rausche fing der Baron an zu vernünfteln, übersetzte die Wirklichkeit in Abstraction, speculirte über die Centripetalkraft des Genießenden, der am Busen des Weibes, im Schaume des Champagners ebensowohl nach dem Unendlichen experimentiren könne, wie der einsame Philosoph an seinem Schreibtische. „Der Fatalismus hinge ihm an," so redete er sich ein, „die Elasticität der Sinnlichkeit in allen Nationen zu untersuchen," und er glaubte schließlich im Ernst an seine Mission.

Indessen waren manche Nachrichten aus der

Heimath eingetroffen, die nicht angenehm lauteten. Der Pächter klagte über schlechte Ernten, über Verluste, die contractmäßig dem Besitzer zur Last fielen; erklärte bei Geldsendungen im Vorschusse zu sein; erinnerte an die Nothwendigkeit, Ersparnisse zu machen; berichtete vom Eintreffen des Schiffscapitäns, der, um Masten aus den Wäldern zu holen, übel gehaus't habe, u. s. w. Der Baron achtete dessen nicht, gab gleichgültig die geforderte Einwilligung zur Aufnahme von Kapitalien — und fand eines schönes Morgens die Nachricht auf seinem Tische, daß sein Pächter bankerott sei, daß sein Allodialvermögen vergeudet, das reiche Inventar seines Majorats von den Gläubigern mit Beschlag belegt. Seine Gegenwart in Estland ward dringend gefordert, und da die Geldquelle abgeschnitten war, so blieb nichts weiter übrig, als den Weg zur Heimath einzuschlagen.

Die Nachrichten waren nicht übertrieben. Der Baron fand einen Wirrwarr in seinen Geschäften, der ihn anekelte. Seine Bauern waren elendiglich ruinirt, die Wirthschaftsgebäude in Verfall, der Viehbestand erbärmlich, die Felder durch den übertriebenen Flachsbau der letzten Jahre ausgesogen; das Schloß, seit Jahren unbewohnt, starrte den Herrn an mit seinen öden Gemächern, seinen scheibenlosen Fenstern, der Park war eine Wüstenei! Dabei fehlten alle Mittel, um nur den Betrieb wieder anzufangen, geschweige eine behagliche Existenz auf dem darniederliegenden Majorate zu begründen. Der Philosoph schreckte zurück vor dieser Realität; der Odysseus der Pariser

Circen fühlte nicht mehr die Kraft in sich, den Bogen zu spannen und die Herrenrechte in seinem Eigenthume geltend zu machen. Gegenüber dem Drange des Augenblicks fühlte er sich erschöpft, seine funfzig Jahre lasteten plötzlich auf ihm, als es darauf ankam thätig zu sein. Und überdies, für wen wollte er arbeiten? Sein ältester Bruder war sein Erbe, oder wahrscheinlicher dessen ältester Sohn, den er einmal auf der Durchreise durch Berlin gesehen hatte! — Auf einmal fiel ihm ein, daß es das Beste sein würde, das Majorat gleich abzutreten, und dafür eine Summe sich auszubedingen, die ihn in Stand setzte, sorgenfrei bis an sein Ende zu leben. Eilig suchte er seinen lange nicht gesehenen Bruder auf, und rückte gleich in der Stunde des Wiedersehens mit dem Antrage heraus, gegen eine Summe von 100,000 Rubel Silber das Majorat bei Lebzeiten übergeben zu wollen. Der Bruder war reich, aber geizig. Er rechnete, daß es noch einmal 100,000 Rubel Silber kosten könne, um einen vernünftigen Betrieb der Güter wieder aufzunehmen; daß am Ende der geschwächte, entnervte Majoratsherr nicht lange mehr leben könne, und der Besitz nothwendig seiner Familie anheimfalle. So bot er 50,000 Rubel Abstandsgeld. Das Handeln ärgerte den Baron. „100,000 Rubel," rief er, „oder ich bleibe im Besitz!" — Der Bruder ging auf 60,000 Rubel. „Noch einmal," hieß es, „100,000 — oder. —" Er vollendete nicht. „Nun, sprich," antwortete der Bruder, „was ist deine Alternative?"

— „Oder ich heirathe, und dir und deinem Sohne entgeht der ganze Plunder.“ — Der Bruder lachte. „Versuch's,“ sagte er höhnend, „nimm dir eine Frau; und die dich heirathet, wird sich auch verbindlich machen, für Kinder zu sorgen.“ —

In gereizter Stimmung verließ der Majoratsherr den Bruder, und schlug den Weg nach Reval ein, um dort das Letzte zu versuchen. Unterweges trifft er auf einer Station eine Dame mit ihrer Tochter. Man spricht mit einander; der Baron wird gefesselt durch die würdevolle Erscheinung des jungen Mädchens, durch die ruhige, klare Lebensanschauung, die jedes ihrer Worte verräth — und als die Reisenden sich trennen, die Damen nach dem Süden, der Baron nach dem Norden eilen will, — da besinnt er sich einen Augenblick, läßt umlenken, und folgt jenen nach dem Süden.

Acht Tage darauf zeigte der Baron seiner Familie seine Verlobung mit Fräulein Klara ..... an, und drei Wochen später seine Heirath. Der Bruder war wüthend, doppelt wüthend, weil Klara eine Bürgerliche war, und weil er die Erbschaft für verloren ansehen mußte.

Die junge Frau brachte nur eben soviel Vermögen mit, um das Schloß wohnlich zu machen, und den Wirthschaftsbetrieb wieder beginnen zu können. Dafür erheirathete der Baron ein reiches Gemüth, das ihn fesselte, eine Characterstärke, die ihm fehlte, eine ewig gleiche, ruhige Heiterkeit, die

ihn selbst beruhigte. Freilich hatte Klara schwere Stunden. Sie war fromm erzogen, und mußte oft vom Baron Worte hören, die ihr als Gotteslästerung erschienen; sie hatte Vertrauen zu den Menschen, und ihr Mann wußte mit seiner scharfen Dialectik jede Handlung zu zersetzen, bis sie entweder zur unbewußten That ward, oder zur absichtsvollen Gemeinheit. Sie wollte durch Sparsamkeit ebensowohl als durch einsichtige Wirthschaft die Schäden der früheren Verwaltung heilen; und der Majoratsherr durchkreuzte ihre Pläne oft durch thörichte Ausgaben oder durch unkluge Anordnungen. Ueberdies schmerzte sie der Riß, der durch ihre Heirath in die Familie des Barons gekommen zu sein schien, und vergeblich erklärte dieser, daß es ihm gleichgültig sei, mit seinen Verwandten in Eintracht zu leben oder nicht. Aber allmählig gestaltete sich das Leben günstiger. Die Schulden wurden bezahlt, der alte Glanz des Schlosses erneut. Der Majoratsherr schien sich als Landwirth zu gefallen, weil er Erfolge seiner Thätigkeit sah. Seine Ländereien kamen wieder zu Kräften, die Bauern erholten sich, und was Klara für sie that — der Baron nannte sie scherzend seinen Geheimrath — das erneute das alte Band, das sie an die Familie knüpfte. Nun brachte man die Winter in Reval zu, wo der Baron als Majoratsherr ein Haus besaß. Dort näherte sich die Familie des Barons wieder, und Klara erlebte Triumphe in der unverholen ausgesprochenen Achtung der Verwandten. Man konnte ihr die Bewun-

derung nicht versagen, indem man ihren wohlthätigen Einfluß auf den greisen Mann sah, und da die Furcht verschwunden war, die Erbschaft werde durch Kinder den Verwandten entzogen, so fand bald eine völlige Aussöhnung statt. Ja, Klara ward in der Familie bald die Lieblingsschwägerin der Brüder; an ihre Einsicht, ihre Autorität wandte man sich, und wenn auch bei den Frauen ein alter Rest von Hochmuth gegen die Bürgerliche blieb, so huldigten ihr doch die Männer unbedingt. Aber bei alledem fühlte sich der Baron nicht glücklich. Zwar hatte das schnell hereinbrechende Greisenalter manches in ihm gesänftigt. Es schien sogar eine Zeit lang, als schwiege die Philosophie in ihm, und als sei unter Klaras mildem Gesetze der Glaube eingezogen. Aber es war nur Schein. Ihn plagte häufig eine Unruhe, deren Quelle Klara nicht erkannte. Sie wähnte es sei die Ungeduld, schnellere und größere Erfolge seiner Thätigkeit zu sehen. Aber in bösen Augenblicken spottete der Baron darüber, und nannte die Unternehmungen zur Hebung des Bauernvolks nur Spielerei und Egoismus. Sie glaubte, es sei die Beschämung über die Niederlagen auf dem Landtage, die er zu wiederholten Malen erlebte. Seine Landsleute kannten ihn zu wenig, und die Art, wie er sich ihnen vorgestellt hatte, war nicht empfehlend gewesen. Seine geistige Ueberlegenheit erschien als Stolz, den man überhaupt seiner Familie nachredete. Die lange Entfernung von der Heimath schien ihm nicht das Recht zu geben, in

landständischen Interessen mitzusprechen, und was er als Erfahrung in fremden Landen eingesammelt hatte, paßte nicht auf die Verhältnisse. — Aber der Baron besuchte schließlich den Landtag nicht mehr, und überließ gleichgültig seinem Neffen die Vertretung seiner Stimme. Dieser war mit der Zeit der Lieblingsumgang des Barons geworden. Er nannte ihn zuweilen seinen Schüler und Zögling, obwohl Bernhard vom Onkel nichts gelernt hatte, als daß man es nicht machen müsse wie er es gemacht hatte. Aber der junge Mann war ebenso geistvoll, als praktisch, ebenso energisch, als wohlwollend. Er konnte mit dem Onkel philosophiren und mit der Tante rechnen — und manche trübe Stunde war durch Bernhard, der auf einem Gute in der Nähe wohnte, und häufig nach dem Schlosse hinüber kam, glücklich überwunden worden. In der letzten Zeit, als Bernhards Vater, um seine gefährdete Gesundheit zu retten, nach dem Auslande gegangen war, als der junge Mann die Güter der Familie verwalten mußte, war er ein immer seltenerer Gast in dem Schlosse gewesen, und gerade in dieser Zeit war die Unruhe und Unstätigkeit des Onkels gewachsen. Klara hatte längst gefürchtet, daß ihr Mann auf den Gedanken kommen werde, wieder fortzuziehen. Vergeblich hatte sie ihn zu beschäftigen, zu zerstreuen gesucht, hatte, um seiner Langenweile zuvorzukommen, ihn heute erst veranlaßt, einen Besuch im Seminar zu machen. Die Worte ihres Mannes setzten sie in Bestürzung — sie erkannte,

daß der Gedanke einer Abreise schon in ihm feste Wurzeln gefaßt habe.

III.

„Tantchen,“ sagte der Neffe, „wir lassen den Onkel nicht fort. Ich kenne das Mittel, ihn zu bannen. Er ist ehrgeizig geworden, will eine Rolle spielen; da sorgen wir dafür, daß er auf dem nächsten Landtage zum Landrathe gewählt werde.“

Die Tante lächelte durch die Thränen dem Neffen zu. Ihr Mann war verlegen geworden; er nahm das schwarze, seidene Käppchen ab, und die kahle, glänzende Platte machte zu der flüchtigen Röthe seines Gesichtes einen komischen Eindruck. Lachend fiel seine Frau ihm um den Hals. „Ist es wahr, Boris,“ rief sie, „mein großes Kind, plagt dich der Ehrgeiz? Wir wollen alles aufbieten, damit du gewählt wirst. Wir gehen im Januar zum Landtage; ich putze dich auf, daß du jung und hübsch aussiehst; eine neue Perrücke sollst du tragen, Zähne lasse ich dir einsetzen —“

„Zum Ueberfluß bedien' ich mich — wie mancher junge Mann“ fiel der Baron ein, und schob seine Frau leise zurück. „Nein, Klara, daraus wird nichts. Laß dir nicht einbilden, daß ich noch auf meine alten Tage mich dazu dränge, eine eitle Repräsentation zu übernehmen. Ich habe genug in der Welt gelebt, um über solche Dinge hinaus zu

sein. Wider meinen Willen ist mir der Wunsch nach dem Auslande zu gehen, vorhin entschlüpft. Du solltest nicht davon hören, bis mein Plänchen reif war; aber mir altem Schwätzer geht es einmal so, ich kann nichts verschweigen. Die Gedanken laufen mir davon, und am schnellsten, wenn ich dich sehe, mein Herzblatt! — Jetzt bist du wieder traurig — Klara, bitte, bleibe, und laß dir auseinandersetzen!“....

Aber die junge Frau war aufgestanden, und hatte das Zimmer verlassen. Sie schämte sich ihrer Schwäche vor dem Neffen, dem sie eben noch Muthlosigkeit vorgeworfen hatte. Die Männer blieben im Salon zurück, beide sichtlich verstimmt. Der alte Baron ging zum Piano, öffnete es, und schlug einige Accorde an. Seine Finger verloren sich unwillkürlich in die Arie Agathens „Und ob die Wolke sie verhülle,“ und variirten nach einem leisen Vortrage des Themas die Melodie Webers. Je länger er spielte, desto lebendiger wurden die Variationen, desto kräftiger durchdrang die Melodie die Musik. Das Auge des alten Mannes blitzte, jugendliche Kraft hauchte aus den Tönen. Bernhard, der eine Weile am Fenster in der Tiefe des Salons gestanden hatte, hinausschauend in den alten Park, war leise zum Piano getreten, und las auf dem Gesichte des Oheims, das durch die innere Aufregung vergeistigt wurde. Die Töne mußten hinüber gedrungen sein in das Kabinet Klaras, denn leise wurde eine Seitenthüre des Salons geöffnet, damit die

Lauscherin in der Ferne besser hören könne. Der alte Herr achtete nicht auf das, was um ihn her vorging; er folgte der Bewegung seiner Hände, die nicht schnell genug seinem musikalischen Gedanken Ausdruck geben zu können schienen. Jetzt verließ er das ursprüngliche Thema, von dem er in die neue, originelle Melodie, die unter seinen Händen erwuchs, nur das Feierliche, Elegische mitnahm. Immer mächtiger quoll die Musik empor. Es klang wie Gebet, tiefes, inbrünstiges Gebet um Kraft, um Klarheit, um Offenbarung. In diesen Accorden rang eine Seele, welche die irdischen Bande abzustreifen suchte, um Hülfe nach Oben schrie. Und ob sie gleich flehte in ihrer Angst, und klagte in ihrer Verzweiflung, so durchbrach doch die Sonne den Wolkenschleier nicht, und in den letzten rauhen, schrillen Tönen, mit denen der Baron plötzlich schloß, schien die höhnische Antwort zu erklingen — „es waltet dort kein heil'ger Wille!" —

Der Baron riß bei den letzten Tönen die Hände heftig von der Klaviatur, und kreuzte sie fast krampfhaft hinter der Stuhllehne, als wolle er sie zurückhalten, noch einen Ton anzuschlagen. Sein Auge starrte auf die Tasten; sein Blick, der anfangs lebendig, aufgeregt gewesen war, war schon während des Schlusses der Tonträumerei hart und trübe geworden. Bernhard wollte seinen Onkel nicht stören in seiner Stimmung; er hielt es für das Beste, daß der alte Herr den Dämon allein niederkämpfe in seiner Brust. Unbeachtet entfernte sich der junge

Mann, um die Tante aufzusuchen, und mit ihr zu berathen.

Er fand sie in ihrem Kabinette. Sie hatte sich auf die Couchette gestreckt, und stützte den Kopf auf die Hand. Schweigend deutete sie auf einen Sessel zu ihren Füßen, und der junge Mann setzte sich ihr gegenüber.

„Halten Sie mich nicht für schwach," sagte sie in leisem Tone. „Ich habe zu viel von den Launen meines Mannes ertragen müssen, um nicht auf Alles gefaßt zu sein. Es wird mir freilich schwer, von hier zu scheiden, wo mich jedes Zimmer anheimelt, wo jeder Blick durch die Fenster mir lieb gewordene Gegenstände vor die Augen führt. Was ich hier erblicke, ist ja mein Werk, meine Schöpfung. Und doch würde ich es verlassen, wenn das meinem Manne zum Heile diente. Aber daß dem nicht so ist, das ist nur zu klar. Sie haben es ja in seinem Spiele gehört, was ihn bewegt! Ach es ist traurig! Mir ist so viel gelungen, ich habe so manche Freude erlebt, und nur in Einem, in dem Wichtigsten, Theuersten, habe ich umsonst gestritten."

„Wie kömmt er aber heute gerade auf solche Gedanken?"

„Ich kann es mir wohl denken. Er war in dem Seminare. Statt sich zu freuen über die Fortschritte der Zöglinge, hat er sicher wieder an die geringen Erfolge seiner Reformversuche gedacht, hat sich erbos't über die Theilnahmlosigkeit des Adels an der Erziehung und Bildung der Esten. In sol-

chen Augenblicken braucht dann nur ein unrechter Ton zu erklingen, so ist er verstimmt. Vielleicht eine religiöse Aeußerung — die er dann Pietismus, Frömmelei nennt" —

„Es ist der sonderbarste Kauz, den ich kenne," rief Bernhard. „Entschuldigen Sie, Tantchen, die scheinbare Unehrerbietigkeit."

Die Tante winkte mit der Hand, zum Zeichen, daß sie den Ausruf nicht übel deute.

„Der Onkel," fuhr Bernhard fort, „provocirt Gespräche über Religion, mit einer Miene, als sei er der gläubigste Christ. Er kann klagen über den Mangel an Christenthum in unserer Zeit, er kann gläubig bekennen, daß nur in Einem Heil ist — und im nächsten Augenblicke schlägt ihm der Teufel in den Nacken, und er setzt mit Eifer auseinander, „das Christenthum sei todt, ein neuer Geist müsse herniedersteigen und die Völker beleben, wenn sie nicht vermodern sollten im Aberglauben und Unglauben."

„Leider," sagte Klara, „es sind zwei Naturen in ihm; ich glaubte eine Zeitlang, ich sei sein guter Genius gewesen und habe ihn gerettet aus dem Zweifel — aber ich täuschte mich. Ihm fehlt die Brücke, um zum Glauben zu gelangen — die Menschenliebe. Die haben sie in seiner Jugend ertödtet. Er versucht es, aus dem Unglauben hinüberzuspringen in den Glauben, aber er springt zu kurz, und nachdem er sich abgequält mit den Händen das Ufer festzuhalten, gleitet sein Geist ermattet

wieder zurück in den Schlamm. Oh, man hat viel an ihm gesündigt — seine Mutter zuerst" —

„Tantchen, schmähen Sie die Großmama nicht!"

„Bernhard, Sie kennen sie nur, wie sie jetzt ist, in ihrem achtzigsten Jahre; aber nicht wie sie war; Ihr Auge dringt nicht in die Vergangenheit der Hochgefeierten. Sie hat niemals auf das Gemüth der Kinder gewirkt, hat ihnen das Elternhaus, die Familie nicht lieb gemacht."

„Wir liebten unsere Familie nicht," rief Bernhard voller Verwunderung.

„Sie lieben Ihren Namen, Sie sind stolz auf das Alter Ihres Hauses, aber vom Familienleben weiß keiner der Ihrigen etwas. — Nachher hat meinen armen Boris der Krieg verdorben; statt ihn zu stählen, hat er ihm die Illusionen der Jugend geraubt. Nach dem Kriege die unselige Philosophie, die er nur halb verdaut hat, — und dann — Aber Sie wissen selbst. Verbrechen auf Verbrechen ist an ihm begangen worden! Wer kann sie sühnen!"

„Sie, Tantchen, Sie allein, mit Ihrer sanften lieben Hand. Verlassen Sie ihn nicht. Ich will Alles aufbieten, um Ihnen die Last zu erleichtern."

„Ich vermag nichts mehr," sagte die junge Frau kopfschüttelnd. „Zehn Jahre habe ich an ihm gearbeitet, — und heute, eben haben Sie die Antwort aus seinem Innern vernommen. Wie sollte ich es auch über ihn vermocht haben. Er liebt mich ja nicht."

„Tantchen, da thun Sie ihm Unrecht. Er betet Sie an!"

Klara hatte ihr Tuch an die Augen geführt, um ihre Thränen zu trocknen. Nach einer Weile, als sie ihr Antlitz wieder zeigte, erschien sie heiter, ja, es spielte ein Lächeln um ihren Mund.

„Was wissen Sie von Liebe, von Anbetung, Sie Weiberfeind, der im funfzigsten Jahre heirathen will. Denken Sie, es glimme noch ein Fünkchen in dem Herzen Ihres Onkels, nachdem es geflammt hat für Odalisken und Magdalenen! Denken Sie, ich wisse nicht, daß er mich aus Aerger geheirathet hat, die einzige Empfindung, deren er noch fähig war! Sie sind komisch, Bernhard, nur einen Augenblick Ihren Onkel darin vertheidigen zu wollen. Oder glauben Sie wirklich, ich habe mir Illusionen gemacht?"

Bernhard schlug die Augen nieder. So vertraut er mit seiner Tante war, so hatte er doch nie dies Thema mit ihr berührt, und der heitere Ton, mit dem sie jetzt darüber sprach, machte ihn verlegen. Er wußte nicht, war diese Heiterkeit erkünstelt, oder war es ihr ernst damit. Die Situation hatte für ihn etwas Peinliches, und trotz seiner Gewandtheit, trotz der Zartheit, mit welcher er vorzugsweise seiner Tante gegenüber auftrat, entschlüpfte ihm in der Verlegenheit die Frage:

„Aber warum haben Sie denn den Onkel geheirathet?"

Die Frage war heraus, — es war zu spät, die Ungeschicktheit wieder gut zu machen, deren Größe der Neffe augenblicklich fühlte. Er erröthete lebhaft, und als die Tante ihn mit ihren klaren Augen forschend anblickte, hätte er vor ihr niederfallen mögen, um sie um Verzeihung zu bitten. Sie fühlte seine Scham, sie erkannte in der Angst des jungen Mannes, daß kein böser Gedanke ihm die Frage eingegeben habe, und verzieh ihm schweigend. Sie richtete sich auf und sagte nach kurzem Besinnen in entschlossenem Tone:

„Ich sollte Ihnen zürnen, Bernhard; aber ich weiß, Sie meinen es gut mit mir. Auch trage ich selbst die Schuld, daß Sie mich nach dem Geheimnisse meines Herzens fragen konnten. Warum sprach ich zu Ihnen von meinem Manne! Es ist geschehen, und besser ist es am Ende, wir reden offen und frei, statt mit einer Räthselfrage auf den Lippen auseinanderzugehen."

„Tantchen, Sie sind das edelste Wesen," rief Bernhard, „das ist mir Antwort genug!"

„Nein," sagte sie ruhig, „überschätzen Sie mich nicht; ich mag auf kein Piedestal gestellt werden, mir genügt die Wirklichkeit. — Sie wissen, daß ich meinen Vater früh verloren hatte; er war Major in der Linie gewesen, hatte ein kleines Vermögen hinterlassen, dessen Zinsen, sammt einer Pension, ausreichten, um unsere Familie zu ernähren. Meine Mutter ist gut, aber eitel. Sie will durchaus gnä-

dige Frau genannt werden, und behauptet, durch den Majorsrang ihres Mannes geadelt zu sein! Einer meiner Onkel ist Professor; die Mutter wollte nichts von ihm wissen, obgleich er berühmt geworden war; erst von dem Augenblicke an, wo er sich den Adel erdient hatte, wurde er wieder zu Gnaden aufgenommen. Mein anderer Onkel ist Pastor; er ist der geachtetste Geistliche Livlands, designirter General-Superintendent; seine Stimme beherrscht die Synode — aber bei meiner Mutter steht er in Ungnaden. Mir ward fortwährend vorgesungen, daß ich unter den edelsten Familien des Landes wählen müsse, und meine Mutter bot Alles auf, mich ehrgeizig zu machen. Sie erreichte das Gegentheil. Ich war nicht blind für die Demüthigungen, die meine Mutter erfuhr; ich mußte oft die harten Urtheile hören, die über ihre kindische Eitelkeit gefällt wurden. Was lachte man nicht, wenn sie sagte, „mein seliger Mann, der Major von .....," oder „mein Schwager der Herr von ....," jetzt gar, wo der Onkel Exellenz geworden ist, heißt er stets, sogar in Briefen an mich „dein Onkel die Excellenz." Und bei alledem liebten wir die Mutter zu sehr, um sie auf ihre Schwäche aufmerksam zu machen; nur fühlten wir uns beschämt, wenn absichtliche Verletzungen ihrer Adelsprätensionen sie bis zu Thränen erbitterten. Ich war kaum confirmirt, mein guter Onkel hatte eben die Demuth in meiner Seele gefestigt, als die Mutter anfing, auf die Jagd nach einem Manne für mich auszugehen. Sie schleppte

mich nach Reval, nach Riga, nach Mitau, nach Hapsal, nach Neubad, überallhin, wo der Adel sich zu Geschäften oder zu Vergnügungen versammelt, und wollte mir ein Wappenschild aussuchen. Ein betitelter Edelmann mußte es sein; das Alter der Familie war ihr gleichgültig; ebenso wie das Alter meines Zukünftigen. Ich war so tief beschämt, wie eine Marktwaare von Ort zu Ort geschleppt zu werden, daß ich oft in Gesellschaften die Augen nicht aufzuschlagen wagte. Dann schalt mich die Mutter, wenn wir nach Hause kamen, nannte mich ein ungehorsames, widerspenstiges Kind, das seiner Mutter keine Freude machen wolle, und wenn die ruhige Ergebung, mit der ich ihre Vorwürfe anhörte, sie entwaffnet hatte, dann wollte sie mich wieder trösten, daß an diesem und jenem, der in der Gesellschaft gewesen war, nicht viel verloren sei; daß er ein Lüderlich sei, ein Spieler, ein roher Jäger, ein Bauerntyrann, u. s. w., und bat mich, ich solle bei besserer Gelegenheit meinen Fehler nur wieder gut machen. Ich erkannte wohl, daß ich mir helfen könne, wenn ich die Männer, die sie mir in Vorschlag brachte, selbst beobachtete, und ward allmählig aufmerksamer, umsichtiger, kritischer. Kam sie dann und wollte mir zu einer Eroberung Rathschläge geben, so konnte ich Aufschlüsse über die Charactere geben, und verstand es, durch Enthüllung der Wahrheit sie zurückzuschrecken. Freilich lernte ich in dieser Weise die Menschen beurtheilen, aber nicht gerade achten. Am meisten schreckte mich die Gewöhnlichkeit, die

Gemeinheit, die Niedrigkeit der Mehrzahl zurück. Ueberall sah ich die Plattheit, die Alltäglichkeit der Charactere; nirgends Selbständigkeit, nirgends eigene Gedanken; nicht einmal Leidenschaften, die sich über das Gewöhnliche erhoben. So kamen wir eines Tags von Reval zurück; die Mutter hatte wieder vergebliche Anstrengungen gemacht, mich zur Gräfin zu machen. Sie war verstimmt, schmollte mit mir, weil ich dem Manne, dem sie mich hatte zuführen wollen, nichts weiter vorzuwerfen habe, als Geiz — als ob dieses schmutzige Laster nicht das ganze Leben beflecke und ungenießbar mache. Auf einer Station trafen wir Ihren Onkel. Er sprach mit mir; ich war ohne Arg, denn ich glaubte, der alte Mann sei verheirathet und längst Großvater. Erst bei der Trennung erfuhren wir seinen Namen, und da hatte denn die Mutter unterweges viel zu erzählen. Ihn sollte ich nach ihrer Ansicht sicher nicht heirathen, denn der Mann habe alle Fehler und Laster. Er sei ein Freidenker, ein Phantast, ein Verschwender, zu Grunde gerichtet an Leib und Seele, an Ehre und Vermögen; verstoßen vom Adel, von seiner Familie; er hätte bleiben können, wo er war, statt die Pest der Neuerungen in's Land zu bringen; er habe nie heirathen wollen, seit ihm die Tochter eines verrückten Professors untreu geworden. Ich dachte mir, der Baron könne so schlimm nicht sein, als die Mutter ihn schildere, und es müsse wohl eine ungewöhnliche Natur sein, die in so große Fehler und Verirrungen gefallen wäre. Ach ich wußte nicht,

welche Verwüstungen der Unglaube in dem reichsten Gemüthe anstiften könne!"

Die Baronin schwieg einen Augenblick; die Erinnerung an den entscheidenden Wendepunkt ihres Lebens erweckte einen Sturm von Gefühlen in ihr, die niedergekämpft werden mußten. Die aufrichtige Theilnahme, mit welcher ihr Neffe zuhörte, that ihr wohl, ermahnte sie aber zugleich, daß sie nicht zu weit gehen dürfe in ihrem Geständnisse, wenn sie dem jungen Manne nicht leicht zu mißdeutende Rechte einräumen wollte.

„Während die Mutter redete und eine Menge Widersprechendes über den Baron berichtete, träumte ich von der Verdienstlichkeit, diesen geschmähten, verlorenen Mann zu retten. Ich dachte es mir so schön, ein Schutzgeist des Tiefgesunkenen zu werden, ich glaubte so zuversichtlich an die Möglichkeit, ihn heraufzuziehen aus seiner Noth, ihn zu erlösen aus seiner Verlassenheit, daß ich im Stillen bedauerte, nur seine flüchtige Bekanntschaft gemacht zu haben. Denken Sie meine Ueberraschung, als auf einmal sein Wagen an uns vorüberfuhr und wir ihn auf der nächsten Station wiederfanden. Mir schien es ein Wink des Himmels zu sein, eine Zusage von oben, daß ich zur Rettung des Armen berufen sei, und als der Baron in ungeduldiger Hast, ohne weitere Werbung, um meine Hand bat, da war ich überzeugt, daß ich sein Schutzgeist sein solle. Die Mutter begriff mich im Anfange nicht; sie wollte gar nichts davon wissen, daß ich diesen Mann hei=

rathe. Sie hatte auf einmal vergessen, daß er der ältesten Familie des Landes angehöre, daß er das schönste Majorat sein nannte; sie dachte nur an seine Vergangenheit, an den Ruin seiner Zukunft; sie traute mir nicht den Muth zu, auszuhalten an der Seite des Geächteten! Die gute Mutter! Ich hörte nicht auf sie, weil ich an meine Mission glaubte. — So gab ich ihrem Onkel meine Zusage. Oh, man hat wohl viel darüber gesprochen, ich weiß es. Man hat mich ehrgeizig genannt; man hat gelacht über die junge Frau an der Seite des Greisen! Ihre Familie hat mich am meisten geschmäht. — Ich habe es getragen in Demuth und Geduld, denn mich hob die Hoffnung, meinen Mann dem Himmel zuführen zu können. — Begreifen Sie nun, Bernhard, meinen Schmerz, wenn ich nach jahrelangen Kämpfen erkennen muß, daß mein Mann nicht geheilt ist, daß seine Seele immer noch vergeblich um Erleuchtung und Offenbarung fleht?"

Bernhard ergriff die Hand seiner Tante und küßte sie ehrfurchtsvoll. Die junge Frau hatte ihn in ihr Inneres schauen lassen, aber das Allerheiligste hatte sie ihm züchtig verhüllt — den Quell jener Lust zur Aufopferung, den Schatz an Kraft, den sie besaß, und wovon sie spendete an alle, die ihr nahten. Klara hatte unter dem Einflusse ihres Onkels, des würdigen Pastors, die Weihe zum Leben und Leiden empfangen, den freudigen Glauben an den Alliebenden. Nicht in eitler, äußerlicher Religiosität, nicht in öffentlichem Zurschautragen von Buße übte

sie ihr Christenthum. Aber es durchwehte jedes ihrer Worte der Geist der Milde und der Liebe; all' ihr Thun war eine Uebung im Glauben. Gerade im Gegensatze zu ihrem Manne, dem es Vergnügen machte über Religion zu vernünfteln, seine Dialectik in der Frage nach Unsterblichkeit, nach den Mysterien der Offenbarung an den Tag zu legen, schwieg Klara, sobald von Religion die Rede war. Man fühlte jedoch, wie reich der Glaube in ihr quille, und daß es nicht etwa Schwäche des Bekenntnisses sei, wenn es nicht laut rede, sondern jene echt weibliche Zartheit, jenes demüthige sich Bescheiden, das der Frau am allerwenigsten gestattet, „mitzureden in der Kirche." So war sie jetzt auch schnell darüber hinweggegangen über jene Zeit, wo sie auf dem Pastorate des Onkels vorbereitet wurde zur Confirmation, obgleich es die süßesten und reichsten Erinnerungen ihres Lebens waren, Erinnerungen, die manche Livländerin mit ihr theilte, denn der Pastor hatte mehrere Jahrzehnte hindurch im Winter die Saat des Christenthums unter die weibliche Jugend des Adels ausgestreut, — die aber nirgends so reiche Früchte getragen hatte, als in Klaras Gemüthe. *) —

*) Jener würdige Pastor hat seitdem die oberste geistliche Stelle in Livland angetreten. Wie es nun aber geht im Menschenleben, so hat er, nachdem ihn die allgemeine Achtung fast zwingen mußte, die Generalsuperintendentur anzunehmen, nachmals eine Menge Feinde gefunden, die seine Amtsthätigkeit erschweren. Der krankhafte Pietismus hat auch Livland erreicht; Dorpat ist angesteckt worden, und die

Während Klara geredet hatte, war Bernhard ruhiger geworden, und hatte vollkommen die Herrschaft über sich erlangt. Er sagte kein Wort über Klaras Geständnisse, aber in dem Klange seiner Worte sprach sich die gesteigerte Hochachtung aus, die er für seine junge Tante hegte.

„Der Onkel hat sich sehr geändert seit seiner Rückkehr nach Livland," sagte er. „Ich sah ihn nur flüchtig, als er damals aus Paris zurückkehrte. Er suchte mich auf der Durchreise in Berlin auf, wo ich studirte. Die wenigen Stunden, die ich mit ihm verlebte, genügten jedoch, um mir die Zerrissenheit seines Gemüthes zu zeigen. Ihn überfiel die

---

Universität ist unter dem Einflusse des jetzigen, einige Monate vor dem Tode Nikolais ernannten Curators wohl dressirt worden in christlichen Phrasen, in Heuchelei und Scheinheiligkeit. Der Generalsuperintendent ist offen gegen Dorpat aufgetreten, und hat jener kleinen, aber mächtigen Partei die Wahrheit gesagt; und weil sich, wie immer beim Pietismus, die Weiber breit hineinmengten, so hat er diesen in schlichten Worten von der Kanzel zugerufen: „Das Weib soll das Maul halten in der Kirche." Das nahm man ihm nun gewaltig übel, und fing an, gegen ihn zu schreien. Neider fanden sich auch dazu, und die Stellung ward dem würdigen Manne wohl fast verleidet — aber er hat noch seine treuen Anhänger in allen Familien, deren Kinder durch ihn in das Christenthum eingeführt worden sind, und wir erklären zur Ehre der Livländerinnen, daß mit Ausnahme jener wenigen eifernden, geifernden Weiber in Dorpat, viel wahre Religiosität bei ihnen gefunden wird, Dank dem Verdienste von Klaras Onkel.

Erinnerung an seine Studienzeit, und das Auftauchen seiner jugendlichen Bestrebungen im Gegensatze zu der Erniedrigung, die er erlebt hatte, gab ihm eine Bitterkeit, eine Häßlichkeit in Ton und Wesen, die mich fast anekelte. Und jetzt! Von Zeit zu Zeit nur überfällt ihn der alte Geist, und auch dann selbst strebt er ihn zu überwinden, ringt nach Fassung und Kraft — das ist doch ein Beweis von Besserung! Nein, Tantchen, geben Sie ihn nicht auf! Und wenn es auch wahr sein mag, daß sein altes Herz nicht mehr der Liebe fähig ist, so hat er doch die aufrichtigste Achtung vor Ihnen, und hat durch Sie wieder an die Menschheit glauben lernen! Ist das nicht schon viel gewonnen? Er, der ehedem Alles zu verkleinern suchte, jeden Adel herunter demonstrirte, — er erkennt jetzt sittliche Auszeichnung an! — Tantchen, seien Sie muthig, wie es sich einem Schutzgeiste geziemt, dessen Schützling in Gefahr ist!"

Bernhards Stimme war schmeichelnd und sanft geworden, er lächelte der jungen Frau freundlich zu; sein wenig hübsches Gesicht gewann einen sonnigen Ausdruck unter dem Einflusse seiner besänftigenden Worte. Auch die Tante war auf einen Augenblick heiterer — aber plötzlich verschwand wieder der Glanz von ihrem Antlitze, und sie rief, aufstehend, aus:

„Sie meinen, er habe Achtung vor mir, und hat doch kein Vertrauen zu mir! Wissen Sie, daß es Dinge giebt, die er gegen mich verschweigt? Ich

will kein Geständniß über Vorgänge seines Lebens, die ihn beschämen können; aber jeder Kummer, der ihn drückt, ist mein Eigenthum, ich will ihn theilen — und ich habe das Recht dazu — warum verbirgt er ihn mir? Oh, ich halte mich nicht für sein Weib, geschweige für seinen Schutzgeist, so lange er sich in Geheimnisse hüllt vor mir. Er empfängt Briefe, die ihn tief betrüben, und verläugnet sie, während er sonst alle Briefe von Freunden und Bekannten mir zu lesen giebt. Er sendet Geldsummen weg, über die er mir keine Rechenschaft giebt, und doch holt er sonst für die kleinsten Ausgaben meinen Rath ein. Können Sie auch das beschönigen?"

Bernhard hatte noch nicht geantwortet, als die Thüre des Kabinets leise geöffnet wurde, und der Majoratsherr eintrat. Er war noch immer ernst, aber nicht mehr finster, wie vorhin, als ihn Bernhard an dem Pianoforte verlassen hatte. Seine Erscheinung überraschte die Beiden, und forschend blickten sie ihm in's Auge, ob er wohl die Worte Klaras gehört haben möchte. Aber der Baron hatte zuviel Herrschaft über sich, um seine Gedanken zu verrathen. Mit der ihm eigenen chevaleresken Höflichkeit, die er freilich zuweilen bis zur Komik übertreiben konnte, kündigte er an, die Tafel sei gedeckt und bot seiner Frau den Arm. An der Thüre stand der Haushofmeister mit der Serviette und ging dem Paare voran, während Bernhard langsam folgte. Es verstand sich von selbst, daß bei Tische, in Ge-

genwart der Diener, kein aufregendes Gespräch geführt wurde, und obgleich französisch gesprochen ward, das die Diener nicht verstehen konnten, war nur von gleichgültigen Dingen die Rede.

Als Bernhard am Abend Abschied nahm von Onkel und Tante, weil er in der Nacht zurückfahren wollte, so sagte ihm der Baron leise: „Ich verlasse mich auf dich; wenn ich nach dem Auslande gehe, so übernimmst du die Verwaltung des Majorats; du bist das dir und mir schuldig. Meine Bedingungen sollen so günstig sein, daß du sie nicht abschlagen wirst!“ —

Der Neffe wollte protestiren — der Onkel verschloß ihm den Mund. „Keine Widerrede!“ rief er. „Du hörst bald von mir, denn ich will noch im Herbste reisen — ich muß reisen! Verstehst du? — Was dir heute meine Frau gesagt hat, zwingt mich, auch gegen dich offen zu sein, wie ich es gegen sie sein werde. Seiner Zeit sollst du Alles erfahren. Und nun leb' wohl, und Gott erhalte dir deinen Vater.“ —

„So hat denn doch der Onkel an der Thüre gelauscht, als ich bei der Tante war,“ dachte Bernhard. „Nun, hoffentlich wird ihm das die Augen geöffnet haben.“ —

IV.

Der Baron war kurz nachdem Bernhard am Vormittage den Saal verlassen hatte, vom Pianoforte aufgestanden, und nach dem Zimmer seiner Frau gegangen. Im Begriffe, die Thüre zu öffnen, hörte er, daß von ihm die Rede sei, und blieb hinter der Thüre stehen. So ward er Zeuge der Unterredung Klaras mit seinem Neffen. Es war ihm freilich nicht neu, was Klara sagte, aber ihre Klage rührte ihn, und sein Entschluß war schon gefaßt, als der Diener in das Vorzimmer Klaras trat, um anzuzeigen, daß servirt sei. Nach Tische fand sich keine Gelegenheit zum Alleinsein, und so mußte die beschlossene Beichte auf den Abend verschoben werden.

Der alte Herr war an das Fenster getreten, sah wie sein Neffe in den Wagen stieg, wie die vier Pferde, kräftige estnische Hengste, breit gespannt, ungeduldig scharrten, und als der Kutscher die Zügel schießen ließ, im Fluge davon eilten. Die Brücke dröhnte, als die Rosse darüber hinstoben — dann verschwanden Wagen und Pferde in den neuen Parkanlagen, die jenseits des Flusses angelegt waren. Der volle Mond beleuchtete die Landschaft, auf der jetzt das Auge des Barons ruhte — der kleine Teich in der Mitte des Rasenplatzes vor dem Schlosse schimmerte lustig herauf, — aber das Herz des alten Mannes ward nicht freudiger bewegt beim Anblicke der Scene. Langsam näherte er sich

jetzt dem Tische, an welchem Klara saß; sie blickte zu ihm auf, und als sie sein wehmüthiges Antlitz sah, reichte sie ihm die Hand.

„Klara," sagte der Greis, indem er sich an die Seite seiner Frau setzte. „Ich habe dich heute belauscht."

Die junge Frau sah ihn mit großen Augen an.

„Ich habe ein Unrecht begangen, daß ich das gethan," fuhr er fort. „Aber du hattest auch nicht Recht, einen Dritten in die Geheimnisse unseres Lebens einzuweihen, und wenn dieser Dritte mein Neffe ist. — Längst weiß ich, daß ich dich nicht glücklich gemacht habe. Ich habe mir oft Vorwürfe gemacht, wenn ich deine Geduld, deine Aufopferung, dein Leiden um mich sah, daß ich dich armes Kind an mich gefesselt habe. Du hast mir deine Jugend geopfert, ohne Klagen, ja mit Freuden; du hast meine Launen getragen und hast mich gebessert."

„Boris," unterbrach ihn die junge Frau, „ich bin ja glücklich, wenn du es bist."

„Kind," sagte er, „ich bin ein alter Mann, und verdiene das Glück nicht. Was du für mich gethan hast, erkenne ich dankbar an, und erst heute habe ich es ausgesprochen, daß ich ohne dich längst verfault wäre. Ich schäme mich nicht, es laut zu bekennen, denn es ist die Wahrheit. Daß ich dich nicht liebe, wie du heute sagtest, ist auch wahr. Es würde vergeblich sein, dich darüber täuschen zu wollen; mein Alter und mehr noch meine wüste Ver-

gangenheit würden mich Lügen strafen. Ich war längst abgestorben, als ich dich kennen lernte, — und vielleicht habe ich niemals lieben können."

„Doch, doch, lieber Mann," rief Klara. „Du kannst ja so gut sein, du hast die edelsten Regungen, die zartesten Rücksichten — wenn du nur immer der Stimme deines Herzens folgen wolltest. Aber dein häßliches Philosophiren hat dich verdorben."

„Auch das habe ich heute gehört," sagte der Baron lächelnd. „Sag' mir, Kind, weißt du denn, was das heißt, Herz haben? Hat denn dieser Fleischklumpen, durch den unser Blut aus- und einströmt, eine Bedeutung für das Sittliche im Menschen? Freilich, der Lebenssaft in uns fließt frischer oder träger, stürmischer oder sanfter, je nachdem wir gesünder oder kränker sind. Der Arzt kann das abmessen an den Schlägen unseres Pulses, an der Wärme unserer Haut — aber das sittliche Princip wird dadurch nicht in uns afficirt. Es ist wahr, wir sind rascher zur That, wenn das Blut schneller in unseren Adern rollt; das ist aber nichts, als ein Zeichen des Gehorsams, den der Geist über unsern Körper hat, und den dieser in gesundem Zustande besser leisten kann, als im kranken. Je kräftiger der Geist ist, desto sicherer muß, und desto williger wird ihm der gesunde Körper folgen — und der Geist ist es denn auch, mit dessen Erschöpfung unsere Thatkraft abnimmt. Nun wird der Geist erschöpft durch das Denken, denn das ist Geistesarbeit, und wenn auch unser Inneres dadurch reicher wird, so

wird es doch um so schwerfälliger, je voller es von Gedanken ist. Setze eine Idee, aber nur eine, in den Geist des Menschen, so hast du den Mächtigsten der Sterblichen — setze alle Wissenschaft in den Kopf des Staubgebornen, so wird sein Träger der unbehülflichste, kindischste unter allen. Mir wenigstens ist es so gegangen. Je mehr ich dachte, desto mehr verlor ich die Kraft zum Handeln, desto willenloser wurde ich, und in meiner Willenlosigkeit konnte ich die schlechtesten, niedrigsten Streiche begehen. Nach der That kam das Bewußtsein darüber und ich konnte genau angeben, was mich bewegt hatte zum Thun, welche Empfindungen in mir dabei rege geworden waren, welche Früchte mein Ich aus der That empfangen habe — und wenn ich das herausgedacht hatte, so war ich noch schwächer als zuvor, und handelte noch thörichter. Ich sage dir das, damit du wissest, was du von mir zu denken hast, wenn ich dir ein Geheimniß erzähle, das ich bis jetzt allein getragen habe, und auf das du ein Recht hast als meine Frau und mein Schutzgeist."

Der Baron betonte diese Worte, dieselben, die Klara heute gesagt hatte, und diese erröthete über die Mahnung an ihre Klagen gegen Bernhard.

„Vor zwanzig Jahren," sagte der Baron nach einem tiefen Seufzer, „trieb ich mich, wie du weißt, im griechischen Archipel herum. Ich besaß damals ein Weib, das ich von Smyrna entführt hatte — weil, — nun, weil es mich an den einzigen

Traum meiner Jugend erinnert hatte. Die Unglückliche hing an mir mit aller Leidenschaft, deren ihre feurige Natur fähig war; sie folgte mir auf jedem Tritte', sie fügte sich in alle meine Launen, sie war heiter, wenn ich lachen wollte, und ward ernst, sobald mich die Melancholie überfiel. Mich langweilte diese Anhänglichkeit bald, und eines Tages, als ich auf dem Verdecke lag, mich von den Wellen schaukeln ließ, an vergangene Zeiten dachte, an meine verschwundenen Illusionen, an mein verlorenes Glück — da fielen meine Blicke auf die arme Olympia, die mich mit ihren großen schwarzen Augen ansah, um in meinem Innern zu lesen. In dem Augenblicke schien mir dieses gespenstische Anstarren wie eine Anklage; mich packte die Reue über mein elendes Treiben, und ohne Besinnung lief ich hinunter zum Kapitän, und befahl ihm nach Smyrna zu steuern. Während der Ueberfahrt verschloß ich mich vor Olympien, die vergeblich um Einlaß bat, an der Thür meiner Kajüte lagerte, mich mit den süßesten Namen rief — ich blieb taub. Als sie vom Kapitän erfuhr, wohin es ginge, erfaßte sie die Ahnung, daß sie verstoßen sei, und überließ sich dem wildesten Schmerze. Ich war gezwungen, sie vor mich zu lassen, um sie zu beruhigen; ich erklärte ihr, daß ich mich von ihr trennen wolle, und daß ich den einmal gefaßten Entschluß nicht aufgeben würde. Ihre Verzweiflung war unbeschreiblich; sie schrie, raufte die Haare, dann wieder klagte sie in den weichsten Tönen, schwur die Rache auf mein Haupt herab,

drohte, sich das Leben zu nehmen — und rief mir endlich unter Thränen zu, daß sie Mutter werden würde — und daß ich mit ihr mein Kind verstoße. — Willst du glauben, liebe Klara, daß ich während der ganzen Scene nur die Ausbrüche des Schmerzes studirte, daß ich mich frug, welche Fibern wohl in Bewegung gesetzt seien, um diese Uebergänge von Zorn und Klage, von Wuth zur Verzweiflung hervorzurufen? Ihre Schwangerschaft hielt ich für eine Erfindung und ließ mich dadurch nicht irre machen in meinem Entschlusse — nachdem Olympia ausgetobt, gab ich ruhig den Befehl, sie sobald wir Smyrna erreicht hätten, an's Land zu setzen, und schrieb einen Brief an unsern dortigen General-Consul, worin ich ihn ersuchte für die Bedürfnisse des jungen Weibes zu sorgen. Eine Wiederholung jener Scene vermied ich, und Olympia, erschöpft durch ihre Klagen, überzeugt, daß ich unbeugsam sei, verließ mit stummer Ergebung das Schiff." —

„Ich eilte fort von Smyrna, steuerte nach dem Süden. Monate lang kreuzte ich an der Küste von Palästina, ging dann und wann an das Land, um auf den Trümmern Askalons, auf den Ruinen von Tyrus, in dem Hafen von Gaza mich auszuruhen. Unter den mächtigen Eindrücken der Geschichte, die dort in jedem Felsen predigt, hatte ich Olympien längst vergessen, als ein Brief des Consuls von Smyrna, den ich in Akra vorfand, mich wieder an sie erinnerte. Man schrieb mir, sie sei unmittelbar nach der Geburt eines Mädchens erkrankt, und man

zweifle an ihrem Aufkommen. Mir fiel auf einmal ein, daß ich die Empfindung, Vater zu sein, noch nicht kenne, und ich gab den Befehl, nach Smyrna das Steuer zu lenken. Als ich ankam, erfuhr ich Olympiens Herstellung, vernahm, daß sie nur für ihr Kind lebe, und stolz jede Unterstützung zurückgewiesen habe, als sie gehört, sie komme von mir. Ich hatte für sie kein Interesse; ich wollte das Kind, und weil ich es als mein Eigenthum ansah, so ließ ich es rauben — ohne zu denken, daß ich der Mutter dadurch den Todesstoß gab —"

Der alte Mann hatte die letzten Worte leise gesprochen, und schwieg erschöpft, das Gesicht in seinen Händen verbergend. Klara hatte kein Wort für ihn. Sie begriff nicht, daß ihr Mann wirklich so gehandelt haben könne. Sie hielt die Selbstanklage für eine Ausgeburt seiner kranken Phantasie; sie glaubte zu träumen.

„Ich war ihr Mörder," sagte der Baron heftig. Klara fuhr erschreckt zusammen — der Alte achtete nicht darauf; er redete wie im Fieber. „Ich habe sie umgebracht. Sie sank nach dem Raube zusammen, und starb, einen Fluch für mich auf den Lippen."

Wieder schwieg er. Ueber Klaras Antlitz rannen Thränen.

„Ja, ja," fuhr der Baron fort. „Verbrechen reihte sich an Verbrechen, und ich blieb kalt und gleichgültig für das, was ich zurückließ. Erst nach

Jahren erfuhr ich ihren Tod, denn mit meinem Raube fuhr ich davon, spielte die Wärterin, Monate lang, studirte die Empfindungen, die der Anblick des Kindes in mir erweckte, und beobachtete seine Entwicklung, die Entfaltung des Menschlichen in dem kleinen Wesen, bis ich auch das überdrüssig wurde, bis auch das Kind mir fremd geworden war, weil sich meine Gedanken an ihm erschöpft hatten. Dann brachte ich es nach Europa, ließ es taufen, gab es zur Erziehung an eine Familie in der Schweiz, und glaubte genug gethan zu haben, wenn ich die Pension bezahlte. Aber es dauerte nicht lange, so fing ich an, mir einzureden, daß es mein Kind nicht sei; ich bezweifelte die Treue Olympias, des armen Geschöpfes, und es fehlte nicht viel, so hätte ich meine Hand abgezogen von dem Kinde, dem ich die Mutter getödtet, das ich unter fremdem Himmel, in fremden Händen, ungeliebt aufwachsen ließ."

„Meine Tochter ist jetzt herangewachsen," sagte der Baron — in ruhigerem Tone; „sie trägt meinen Namen, und weiß, daß ich ihr Vater bin. Von ihrer Mutter hat sie nie gehört, mich hat sie seit 19 Jahren nicht gesehen. — Aber ich bin ein Anderer geworden, und daß ich es bin, danke ich dir, meinem Engel. Du hast mich mit leiser Hand zurückgeleitet, nicht mit Ermahnungen, mit Predigen und Einreden, sondern durch dein Beispiel, durch deine Liebe. — Längst ist die Reue in mir erwacht und wühlt in mir, und treibt mich immer mächtiger an,

gut zu machen, was ich noch gut machen kann. Hier habe ich geschaffen, so gut es ging; habe meine Pflicht erfüllt an meinen Unterthanen, sie glücklich gemacht, so weit es in meinen Kräften stand; auch für ihre Zukunft gesorgt, so daß ich ruhig von ihnen scheiden kann. An meiner Tochter muß ich jetzt gut machen, was ich an ihr verbrochen. — Begreifst du nun, warum es mich nach dem Auslande drängt? Weißt du nun, was mich nach der Schweiz zieht? — Mein Kind ist es, Klara, das verstoßene Kind meines Opfers!" —

Der Baron hielt inne, und sah zu Klara empor, über deren Wangen noch immer Thränen flossen. Der alte Mann wartete auf Antwort, auf Entscheidung von den Lippen seines Richters.

„Wir reisen," sagte Klara in feierlichem Tone. „Wir wollen unsere Pflicht an unserem Kinde erfüllen." —

„Klara, mein Schutzgeist!" weinte der Baron, und fiel nieder vor seinem Weibe. —

Es war im Winter. Bernhard war auf einen Tag herübergekommen nach dem Majorate, das er seit der Abreise des Barons verwaltete. Der junge Mann war in Trauerkleidern — der Tod seines Vaters hatte die Last, die auf ihm ruhte, vermehrt. Er hatte schwere Tage zu überstehen gehabt; die Uebernahme der Güter, die Erbschaftsregelung des väterlichen Nachlasses — und das mitten in einer Zeit, die immer drohender wurde; denn der Friedensbruch zwischen Rußland und den Westmächten war

unzweifelhaft, und Bernhard, dessen Güter an der Küste lagen, mußte Alles aufbieten, um künftigen Gefahren vorzubeugen, Verluste zu verhüten, seine Mutter, die hart an der Küste wohnte, in Sicherheit zu bringen, seine Unterthanen zu beruhigen und auf die Möglichkeit feindlicher Invasionen vorzubereiten. Wer wußte damals, was der Krieg bringen würde! Furcht und Bangigkeit durchzog das Land; der Feind konnte überall landen, und die Küsten waren schutzlos.

Auf dem Schlosse fand der Neffe Briefe seines Onkels in die Heimath. Auch Klara schrieb und wir theilen ein Bruchstück ihres Briefes an Bernhard mit:

„Mein Mann ist nicht wiederzuerkennen,“ schrieb sie, „seit wir hier in der Schweiz sind. Er blüht auf, wird stärker und kräftiger, macht täglich lange Spaziergänge, auf denen ich und unsere Tochter ihn begleiten. Sein Gemüth ist besänftigt, Dank dem Einflusse, den Olympia auf ihn ausübt. Es ist ein prächtiges Wesen, voller Leben und Kraft, schön wie eine griechische Göttin, und brav und bieder wie eine Schweizermaid. Boris hat Glück gehabt in der Wahl ihrer Pflegeeltern; es ist mir jedoch unbegreiflich, daß er mit seinen damaligen Gesinnungen die Erziehung Olympiens einem Geistlichen anvertrauen konnte. Ich will nicht zu viel von meiner Tochter sagen, am Ende kämen Sie hierher aus Neugierde und würden beim Anblicke der Smyrniotin Ihrer Absicht untreu, bis in das

funfzigste Jahr ein Hagestolz zu bleiben. Aber das sage ich Ihnen, wenn wir im Frühling zurückkommen sollten, so dürfen Sie mir nicht auf das Schloß, ohne eine Binde vor den Augen!"

Bernhard seufzte beim Lesen dieser Zeilen. „Warum habe ich diese Binde nicht längst angelegt!" rief er aus. „Jetzt ist es zu spät, Klara! Dein Neffe — ja dein Neffe ist ein Narr, daß er sich die Gedanken an dich nicht schon längst aus dem Sinne geschlagen hat!" —

Fünfte Episode.

Ungebräuchlich.

I.

„Mesalliancen, zu deutsch Mißheirathen, das heißt, Verbindungen zwischen zwei Personen ungleichen Standes, sind heutzutage etwas ganz Gewöhnliches, oder richtiger gesagt, sie sind so häufig geworden, daß sie aufhören, eine besondere Kategorie der ehelichen Verbindungen zu sein. Es wäre an der Zeit, dieses Wort aus dem Lexicon, respective Fremdwörterbuche zu streichen, und nöthigen Falls bei der Academie der belles lettres auf Unterdrückung desselben anzutragen. Denn warum? Der Ständeunterschied existirt nicht mehr, wenigstens in dem Codex vieler Staaten nicht mehr, und noch weniger in der vox populi. Es giebt auch kein reprobirtes Gewerbe mehr, mithin kann höchstens von reprobirten Personen die Rede sein, und wenn einer eine solche heirathet, so constatirt das nicht den Begriff einer Mißheirath, weil man unbedingt annehmen kann, daß der Mann ebenfalls reprobirt ist, mithin

beide Contrahenten gleich. Was sprichst du mir also da von Mißheirath des Professors?"

Diese Worte wurden im Zimmer der Conditorei zu Dorpat von einem jungen Manne mit magistralem Tone gesprochen, der im Bewußtsein, etwas sehr Kluges, überaus Logisches docirt zu haben, seine Kehle durch einen Schluck Sekt stärkte, dann mit äußerster Vorsicht die Champagnerflasche aus dem Eisbecher erhob, das Glas von neuem füllte, und dem Aufsteigen der Perlen im Glase zärtliche Blicke zuwarf. Sein Gefährte, an den jene Worte gerichtet waren, demonstrirte unterdessen heftig mit Händen und Füßen.

„So!" sagte er, „jetzt hast du mich geschlagen, meinst du, weil du eine Menge undeutscher Worte in deine Rede gepackt hast. Wenn du dir nur das abgewöhnen wolltest, Magister, diese Sucht, unverständlich zu sein. Aber das nebenher! Die Sache ist einfach die. Der Professor heirathet ein ungebildetes Bauernmädchen, der wirkliche Staatsrath eine Ladenmamsell, der alte fünfundfunfzigjährige Mann eine achtzehnjährige Person, der Deutsche eine Estin, der abgelebte Greis eine vollsaftige Dirne — und nun sage mir Einer, daß das keine Mißheirath ist! Gesetzt den Fall, es handle sich bei einer Mißheirath um Standesunterschiede, so mache ich geltend, daß wir in einem Lande leben, wo der Standes- und Rangunterschied streng aufrecht erhalten wird!"

„Falsch," unterbrach ihn der Magister. „Als Russe weiß ich das besser. Das jus connubii wird staatsrechtlich in Rußland keinem Stande verweigert. Wenn der Fürst eine Bäurin heirathet, so sind seine Kinder legitime Fürsten, und wenn der Bauer eine Fürstin heirathet, so sind seine Kinder Bauern. Der Swod Zakonow (Gesetzsammlung) sagt, daß die Kinder dem Stande des Vaters folgen, aber er verbietet Verbindungen verschiedener Stände nicht."

„I, so laß doch deine überflüssige Gelehrsamkeit," sagte der Andere gereizt. „Ich weiß längst, daß du genug vom russischen Staatsrechte verstehst, um dein Examen darin aushalten zu können. Hier kommt es wohl viel auf die Rechte der Kinder an, da Kinder nicht in Aussicht stehen. Es handelt sich um das Ungleiche in Alter, Rang und Stand, in Neigung, in Erziehung, mit einem Worte in Allem, was Mann und Frau zu Einzelnpersonen —"

„Sag' Individuen," fiel der Magister ein.

„Meinetwegen zu Individuen macht. Wenn diese Ungleichheit in einer Heirath existirt, so ist sie eine Mißheirath."

„Fehlgeschossen. Eine gewisse Ungleichheit ist die Basis jeder gesunden Ehe, so wie denn überhaupt eine Gleichheit gar nicht möglich ist, sintemalen Mann und Frau —"

„Nun willst du mir am Ende gar einreden," fuhr der Andere auf — ein Glas Champagner hatte seine Redefertigkeit wieder belebt — „daß ich

verlange, eine Ehe solle von Individuen gleichen Geschlechtes geschlossen werden? Es versteht sich von selbst, daß bei einer Heirath sogar die verschiedenen Entwicklungen beider Geschlechter in Rechnung gebracht werden, daß mithin der Mann um fünf bis acht Jahre älter sein kann als die Frau; ebenso da eine Ueberlegenheit des Weibes in sittlicher Beziehung immer vorhanden ist, —"

„Quod est demonstrandum," sagte der Magister und nippte an seinem Glase.

„Ich sage, daß eine Ueberlegenheit immer vorhanden ist."

„Und ich sage, quod est demonstrandum," antwortete der Magister, „was erst zu beweisen ist. Du kannst mir doch nicht verdenken, eine solche Behauptung nicht für baare Münze nehmen zu wollen. Wenn du auf Grund verschiedener haltungsloser Sätze einen Schluß bauest, und mich zwingen willst, zuzunicken, so ist keine Diskussion möglich."

„Aber so auch nicht, wenn du überall dazwischen redest. Dann bleibe bei deiner Meinung und ich bleibe bei der meinigen!"

Die Worte waren in lautem, heftigem Tone gesprochen, und die Gegner sahen sich mit funkelnden Augen an. Noch ein Wort, und die Flamme, die der Champagner geschürt hatte, brach aus. Zum Glück öffnete sich die Thüre, und ein dicker, feister Student, den wir schon auf dem Marktplatze in Dorpat kennen gelernt haben, trat herein.

„Hurrah! Bist du auch wieder da!" hieß es. „Lur, ein Glas."

„Pätz ist wieder da," antwortete der Dicke. „Komme so eben von Reval. Habe Vatern geleimt. Mir scheint, Euer Wechsel ist auf dem Strumpfe, daß Ihr mit Champagner libirt."

Der Wirth brachte ein Glas, und der dicke Tischlersohn schenkte sich ein. Die Drei stießen an.

„Was schrieet Ihr denn, als ich kam?" frug der Neueingetretene. „Man hörte Eure Stimme schon vorn im Laden."

„Entscheide du," antwortete der Magister. „Ist die Heirath des alten ..... eine Mißheirath oder nicht?"

„Mensch, wie kann da die Frage sein; Mißheirath! — Krüppelheirath ist sie, eine Ausgeburt von einer Heirath. Nimmt der alte Kerl das Mädchen hinter dem Ladentische weg, und legt sie in sein Bett, damit sich das arme Kind die Knochen an seinen Schindelbeinen wund stößt. Es war für jeden ein unbegreiflicher Wahnsinn, dies Mädchen zu ehelichen, und wird nur erklärlich durch den Geiz und die weitschauende Klugheit des Professors. Er sah voraus, daß wir Krieg bekommen, daß die Garden aus Petersburg marschiren, mithin die Geweihe in der Hauptstadt theuer werden würden. Dahin übernimmt er jetzt Lieferungen."

„Da hast du's, Magister!" rief der junge Mann. „Jetzt disputire noch gegen diese Autorität."

„Du bist ein Kind," sagte der Magister. „Wer streitet denn darüber, daß die Frau ihren Mann glücklich machen wird? Sie ist sogar im Stande, und verschafft ihm Vaterfreuden. Aber es ist keine Mißheirath."

„Das möchte ich doch bewiesen hören," lachte der Dicke.

„Gut," sagte der Magister, „aber unterbrecht mich nicht. Trinkt unterdessen. Daß es überhaupt keine Mesalliancen giebt, habe ich schon früher gesagt, und will es nicht wiederholen. Nehmen wir die Sache wie sie ist. Kömmt da aus Deutschland ein Mann herüber, dessen Vater Gott weiß welcher ehrbarer Schuster in irgend einem Krähwinkel ist. Dieser Mann trägt baumwollene Hemden, ungestärkt, wechselt die Wäsche aller acht Tage; seine Hosen sind ewig zu kurz, sein Frack zu lang, die Binde zu hoch, die Weste zu weit und die Stiefeln zu breit. Im Winter trägt er Fausthandschuhe, im Sommer bloße Hände; wenn er in Uniform geht, stolpert er über den Degen, und wenn er grüßt, so dreht sich der ganze Leib herum. Dieser Mann hat dürre Beine und große Gelehrsamkeit, wird Professor ordinarius und avancirt nach dem Dienstalter, bis er es soweit gebracht hat, daß er nicht weiter kommen kann. Inzwischen hat er verschiedene Bekanntschaften gemacht mit verschiedenen unanständigen Frauenzimmern, ist sittlich so tief gesunken, als einer sinken kann, der nie auf hoher Stufe gestanden hat, und hat vor dem Weibe das Bischen Achtung ver-

schwitzt, das er in seiner Jugend vielleicht gehabt hat — ich sage vielleicht, denn wer weiß, ob er mit der Muttermilch Achtung vor dem andern Geschlechte eingesogen hat. Dieser würdige Mann sieht auf der Treppe die Ladenmamsell seines Wirthes, beobachtet sie auch vielleicht im Hofe, im Schlafzimmer, oder sonst wo; verliebt sich in sie, macht ihr Anträge — sie will nichts von ihm hören, außer wenn der Priester den glücklichen Bund segnet — und er heirathet sie. Ist er zu ihr herabgestiegen? Frage! Hat dieser Mann sich etwas vergeben durch die Heirath? Frage! Nein, und zehntausendmal nein! — Hat sie, diese estnische Dulcinea, etwas Anderes erreicht, als den leeren Titel Frau, oder meinetwegen „gnädige Frau?" Ist sie gewachsen an Ehre und Würde, an Anerkennung und Achtung? Nein, und wieder nein! Der Mann, der früher in keiner anständigen Familie Zutritt hatte, hat ihn auch jetzt nicht; das Weib, dem früher jeder Student den Hof machte, läßt sich auch jetzt courtisiren! Keiner hat gewonnen noch verloren — außer daß ihm das Leben versüßt wird für die Untreuen, die sie begeht, und daß sie mehr Sicherheit hat bei dem Umgange mit Liebhabern — Ergo, ist da von Mèsalliance nicht die Rede."

Und er trank einmal, und schaute seine Zuhörer triumphirend an. Der Dicke nickte ihm zu.

„Radical curirt," rief er. „Concedo, consentio. Jetzt frage ich Euch aber, wie kommt Ihr auf das Thema? Laßt dem alten Kerle seinen Spaß und

dem Weibe seiner Wahl ihr Vergnügen. Was geht das Euch an?"

Der Magister lächelte verlegen, sein jüngerer Kamerad schlug die Augen nieder, und drehte sein Champagnerglas hin und her. Der Dicke sah sie an, und begriff nicht, was das heißen solle. Auf einmal schlug er ein ungeheures Gelächter auf, sein feistes Gesicht ward blauroth und ein Husten, der bei der gewaltigen Erschütterung seines schweren Körpers hervorbrach, endete die Entladung der Heiterkeit. Als er wieder zu sich gekommen, meckerte nur noch ein kleines Lachen hinterdrein, und indem er bald den einen, bald den andern spöttisch anblickte, sagte er:

„Euch beide drückt der Schuh; dich alter Knabe der Pantoffel, den er anziehen will, und dich blonder Jüngling mit dem zarten Teint und dem wässerigen Blute der Schlafschuh, den du seit deiner Kindheit zu Hause tragen mußt. Laßt gut sein," fuhr er abwehrend fort, als die beiden Miene machten sich zu vertheidigen, „ich brauche keine Somnambüle zu Rathe zu ziehen, noch den Tisch zu fragen, um zu wissen wie Euer Gespräch angefangen hat. Ihr habt Euch hier zufällig getroffen, der Magister hat die Veuve Cliquot ponirt" —

„Das ist wahr," sagte dieser.

„Und macht deinem Geschmacke sowie deinen diplomatischen Studien viele Ehre. Dabei habt Ihr, wie gebührend, von Politik geschwatzt," —

„Natürlich," rief Reinhold, „wovon soll man reden seit der Kriegserklärung?"

Dabei war denn von Alliance die Rede, und von Alliancen kamet Ihr auf Mésalliancen, und da ging es denn durch Dick und Dünn, weil keiner das rechte Wort aussprechen wollte, bis Ihr in das Sumpfloch kamet, in welchem ich Euch herumtappend fand. Nun aber heraus mit der Sprache, denn umsonst läßt der Magister keinen Wein auffahren — und lös't die erste Flasche nicht die Zunge — Lux," brüllte er und klapperte mit den Gläsern und scharrte mit den Füßen, und als der Wirth den Kopf durch die Thüre des Kabinets hereinsteckte — „eine zweite, aber frappée à la glace — wir müssen nebenbei sorgen, daß die Franzosen den Keller leer finden."

„Was treibt man denn in Reval?" frug der Magister ablenkend.

„Das will ich aus strategischen Rücksichten verrathen," antwortete der Dicke. „Braucht aber nicht zu denken, daß ich Euch loslasse von wegen „heraus mit der Sprache!" In Reval heißt's: rettet, rennet, flüchtet. Die Vorstädte werden niedergerissen, die Hafenwerke geflickt, Strandbatterien aufgebaut, die Keller bombenfest gemacht, die Dächer abgedeckt und mit Rasen geschützt. — Man bietet Alles auf, um den Leuten Angst zu machen und ihnen aufzubinden, daß Napier das alte Nest zusammenschießen wird. Die Bauern aus der Umgegend wollen nicht mehr zur Stadt, sie hören schon

alle Tage fürchterliche Bombardements, und doch ist die Schifffahrt noch nicht losgegangen, und sie können noch lange dastehen auf dem Domberge und ausschauen, ob nicht ein Segel schwillt, ob nicht ein Wimpel flattert, so recht des Schreckens Bild! Zum Ueberflusse hat man die Schulen geschlossen, damit die Jungens das ganze Land mit Furcht anstecken. Da habt Ihr, was Ihr wissen wollt, und jetzt zu den hochwichtigen Fragen, die Eure Seele bedrücken."

Der Wirth brachte die bestellten Flaschen, und auf die Frage, ob sein Vorrath groß wäre, erwiderte er: „Habe mich vorgesehen, meine Herren, ich halte den Krieg aus. Wenn's nur recht viele Siege zu feiern giebt."

„Ganz egal," meinte der Dicke, „es wird fortgetrunken."

„Hübsch wäre es doch, meine Herren," sagte der Wirth im Weggehen, „wenn wir solche Gelegenheiten hätten, wie im December nach der Schlacht bei Sinope."

„Wird sich gewaltig schneiden, der gute Lux," lachte der Revalenser, als der Wirth hinausgegangen war. „Der kranke Mann hat keine zweite Flotte zu versenden, und gegen Engländer und Franzosen werden unsere Seehelden nicht „frevelnd sich erkühnen." Doch genug, „die Zeiten sind jetzt schwer, d'rum muß der Mensch die Freude leicht ergreifen. Hier wird gefreit und anderswo begraben!"

Der Magister seufzte.

„Laß dir das nicht zu Herzen gehen! Angestoßen, auf baldige Heirath!"

„Unsinn!" antwortete der Magister mit einem Seitenblicke auf Reinhold. „Wie kannst du nur darüber scherzen, und an diesem Orte!"

„Aha," erwiderte der Dicke; „du hast den Wein traurig. Dann zu dir, Reinhold. Kannst du mir nicht sagen, in welchem Monate man am besten die Hengste zahm macht?"

„Höre, reize mich nicht!"

„Hahaha," lachte der lustige Spötter. „Der hat den Wein hitzig."

„Was ist denn das wieder für ein Witz?" frug der Magister neugierig.

„Etwas ganz altes Neues! Hab's eben erst erfahren! Reinhold, du erlaubst doch?"

„Meinetwegen," antwortete dieser. „Obgleich ich nicht zugeben sollte, daß in meiner Gegenwart von meinen Eltern solche Geschichten erzählt werden. Aber um dir zu beweisen, daß ich über falsche Scham hinaus bin! Nur schneide nicht auf, bring's ordentlich vor; sonst unterbreche ich!"

„Relata refero! Ich hab's von meiner Großmutter in den Kauf gekriegt zu guten Lehren und einem Fünfundzwanzig-Rubelschein; die hatte es vor Jahren ausgewechselt al pari von einer Nachbarin, die wußt' es von einer Kammerfrau, die es

gehört hatte, als sie an der Thüre horchte, wie es von einer Kaffeeschwester vorgetragen wurde, welche ganz genau davon unterrichtet sein wollte durch...."

„So fang' an," rief der Magister ungeduldig, „und laß die Einleitung."

„Und bleib' bei der Wahrheit," drohte Reinhold.

„Also," begann der Dicke, nachdem er sein Glas geleert; „wir alle wissen, und Reinhold am allerbesten, daß ein bedauernswerthes Zerwürfniß seit Jahren ein edles Paar getrennt hat. Er, das Männlein, hat sich nur die Mühe genommen, eine Anzahl Kinder mit seiner Gemahlin zu erzeugen, von denen eines eben hier aus seinem Glase nippt, ein anderes dem edlen Magister viel Thränen und Seufzer entlockt."

„Weiter, ohne Umschweife!"

„Die Welt staunte ob dieser Scheidung von Tisch und Bett, und die academische Jugend, die seit funfzehn Jahren in Dorpat auf und nieder gefluthet ist, angezogen von dem mattglänzenden Trabanten deutscher Wissenschaft, den wir unsere alma mater nennen —"

„Ein hübsches Bild," bemerkte der Magister. „Wie theuer verkaufst du das?"

„Kannst es haben zu Dutzendpreisen — aber jetzt hast du mich unterbrochen und mußt es verantworten, daß ich aus der Figur falle. Demnach die academische Jugend strengte ihre dura mater

vergeblich an, um das fragliche Zerwürfniß zu begreifen, sintemalen er, das Männlein, ein gutmüthiger, harmloser Mann ist, mit dem einen Fehler behaftet, Poet sein zu wollen; während sie, das Weiblein, nicht weniger eine liebenswürdige, gebildete, angenehme Dame ist, die mit heiteren Scherzen das Leben zu würzen weiß. — Ist es so recht, Reinhold?"

„Nur vorwärts. Ich werde schon einfallen, wenn du ausschlägst!"

„Man conjecturirte, daß der Stolz in der Mutter die Schuld trage, weil bekanntermaßen sie die Tochter einer der ältesten Adelsfamilien ist, die sich rühmt, mit dem alten schwedischen Königshause verwandt zu sein, während er seinen Adel dem Dienstrang verdankt — aber man mußte diesen Anklagepunkt verwerfen, denn der Stolz hätte lauter reden müssen in der Jugend, wo der Rang dem Gemahle noch nicht gestattete, ein adeliges Wappen zu führen. Man sprach von plötzlichen Enthüllungen, die der Gemahl gemacht haben sollte —"

„Nimm dich in Acht!" unterbrach Reinhold.

„Sei ruhig, Sohn einer unglücklichen Ehe," antwortete der Dicke. „An meiner Wiege, die mein Vater höchsteigenhändig gehobelt hat, standen die Charitinnen und lehrten mich mit Anstand die Schwächen bekleiden, die Caritas an den Menschen mir zeigte. Und auch dessen bedurfte es hier nicht. Deine Mutter ist die achtbarste Frau, der niemand eine Schwäche vorwerfen wird, und keiner dachte

im Ernst daran, daß aus solchen Gründen die Trennung stattgefunden habe. Uebrigens wußte alle Welt, daß deine Eltern sich zwar mieden, aber doch sich gegenseitig achteten; daß mit der Zeit der Riß zwar immer unheilbarer geworden war, Dank den geschäftigen Bemühungen unbeschäftigter Zwischenträger, daß aber nichts destoweniger eine Art von liebevoller Scheu in ihren Beziehungen herrschte. Ihre Söhne mußten den Vater zu Fest- und Namenstagen gratuliren, und du hast auch wohl sonst den Weg zu seiner Wohnung gefunden, wenn auf der Schule das Taschengeld ausging, auf der Universität der Wechsel früher alle ward, als das Semester. Schließlich war denn aber die Trennung eine alte Geschichte geworden, und ohne die beiden Ereignisse der letzten Zeit hätte kein Mensch wieder davon geredet."

„Die laß aus dem Spiele," fiel der Magister ein, der aufmerksam zuhörte, „und komm zur Sache!"

„Gleich sollst du hören. Demnach denn Reinholds älterer Bruder plötzlich auf und davon gerannt ist, und demnach die Mutter sich geweigert hat, in die Ehe ihres Töchterleins mit diesem wohlbestallten Magister zu willigen —"

„Unausstehlicher Schwätzer," brummte der Magister.

„Demnach und in Folge dessen," fuhr der Dicke fort, ohne auf die Wolken zu achten, die sich auf den Stirnen seiner Zuhörer zusammenzogen, „hat das Publikum, des langen Schweigens müde, von

Neuem die alte Frage aufgenommen, weshalb, weswegen, aus welchen Gründen, bei welcher Veranlassung hat sich das glückliche und kindergesegnete Ehepaar auseinander separirt, und hier habt Ihr nun, was mir meine ehrwürdige Ahne anvertraut hat."

„An einem schönen Sommertage, in aller Frühe, als der Thau noch an den Gräsern hing, nahmen Gatte und Gattin zärtlichen Abschied von einander, denn ihn riefen unaufschiebliche Geschäfte nach einem Vorwerke, und sie hatte beschlossen, mit ihrem Töchterlein auf einige Tage ihre Herren Brüder zu besuchen. Als er sein Pferd bestieg, befahl er dem Kutscher die Pferde für die Gemahlin bereit zu halten, und sagte ihm ausdrücklich, welche von den Rossen er vor den leichten Landauer spannen sollte, und daß er auf keinen Fall die vier Hengste nehmen solle, die im Stalle wieherten, weil sie wild und unbändig seien, und das theure Leben der Herrin gefährden könnten. So ritt er hinweg. Nun waren diese vier Hengste die Freude der Herrin, denn sie liebte, schnell dahin zu fahren durch die Wälder und die Auen; sie waren ihr Stolz, denn die muthigen Rosse waren ein Geschenk der Brüder und hervorgegangen aus dem väterlichen Gestüte. Als daher, nach der Entfernung des Gemahls, der Befehl gegeben ward, anzuspannen, da wurden unbedingt die Hengste verlangt. Der Kutscher folgte der Herrin; ihr gehörten ja die Rosse, und ihm machte es mehr Vergnügen, in Dorpat, das man

passiren mußte, mit den glatten Braunen mit kurzen Mähnen und kleinen Hufen zu erscheinen, als mit zottigen, plumpfüßigen Bauerpferden. So rollte die Gebieterin von dannen, aber freilich waren die Pferde wild, und der Roßbändiger hatte Mühe, sie im Zügel zu halten; er mußte sich auf den ersten Wersten gewaltig stemmen, damit sie nicht ausbrachen, und ließ ihnen zuletzt, als vor der Stadt die Straße glatter wurde, ihren Willen, und sie flogen dahin, daß die Frau vor Freuden jauchzte, denn das behagte ihr gerade. So erreichten sie Dorpat, und der Kutscher blickte keck umher, und rasselte die Stadt hinunter, daß die Funken stoben, und hielt endlich stramm vor dem Gasthofe, wo die Pferde sich verschnaufen sollten, während die Frau ausging, um noch einige Geschenke für Neffen und Nichten einzukaufen. — Ist das alles in Ordnung?" wandte sich der Erzähler an Reinhold.

„Alles richtig," antwortete dieser, „nur ist dein Styl blödsinnig. Sprich einfacher, wenn du doch einmal die verjährte Anecdote auftischen willst."

„Das kannst du auch haben. Höre weiter. Unterdessen ist der Hausherr zurückgekommen, frägt nach der Abreise der Frau, erfährt, daß sie mit den Hengsten gefahren sei. Da packt ihn die Angst, daß nicht ein Unglück passire; der Zorn, daß der Kutscher ungehorsam gewesen sei; die Wuth, daß seine Frau ihren Willen durchgesetzt habe, denn auch ihr hatte er empfohlen, nicht diese Pferde zu nehmen. Er ist beleidigt als Gebieter, dessen Be-

fehle man mißachtet; gekränkt als Gatte, auf dessen Rath die Gattin nicht hört; gequält als Vater, dessen Tochter in Gefahr ist —"

„Kurz und gut," fiel Reinhold ein, „— denn dein lächerlicher Pathos ist nicht auszuhalten — mein Vater läßt andere Pferde anschirren, eilt nach Dorpat, wo er meine Mutter noch zu treffen vermuthete, und findet die Hengste, wie sie eben im Begriffe sind, sich zu beißen, zu schlagen, die Stränge zu zerreißen. Er läßt die Pferde wechseln, und als meine Mutter zurückkommt, findet sie elende Bauerpferde vor dem Wagen, mit denen sie sich schämte, durch die Stadt zu fahren. Sie kehrt um, und die Scene, die dann folgte, führte den Bruch herbei."

„O zarte Kindesehrfurcht, o schüchterne Jünglingsscheu," rief der Dicke. „Ueber die Hauptsache gleitet er hinweg, wie der Schiffer bei hoher Fluth über die Klippe! Das Beste fehlt gerade! Als die Mutter nach dem Gute zurückkehrt, — denn sie hatte die Reise zu den Brüdern aufgegeben, — da findet sie weder Gemahl noch Rosse. Ungeduldig klopft ihr Herz; sie häuft schon die Vorwürfe auf, mit denen sie den Tyrannen empfangen will; sie begreift nicht, wo er bleibt, und je länger sie seiner wartet, um so höher thürmen sich die Wolken des Ungewitters auf. Da erscheint er mit den Pferden — Aber was ist geschehen! Das sind die Jünglinge nicht mehr, die sie in Dorpat kaum verlassen! Gesenkten Hauptes ziehen sie einher, schlaff schlägt die Mähne um die jüngst noch stolzen Nacken', die

vormals strammen Sehnen schlottern um die Knochen — und — Weh, o vierfach Weh — vierfache Schandthat ist an allen Vieren feig begangen! Und wo die Zier der Hengste einst gepranget, da gähnen blut'ge Wunden, und schreien laut um Rache! — Der Gemahl in seinem blinden Zorne war stracks zum Thierarzt hingeeilt, der an den Rossen mit kühnem Schnitte schnell vollbracht — was, — auch meine Zunge sträubt sich, das Ungeheuerliche zu sagen — was an Abälard einst Fulbert der Eifersüchtige verbrach!"

„Nun ja," sagte Reinhold ärgerlich, während der Magister lachte und der Dicke trank. „Mein Vater war heftig; er hätte es nicht nöthig gehabt, die Hengste, die überdies nicht sein waren, zu mißhandeln. Was geschehen war, ließ sich nicht mehr ungeschehen machen, und vermehrte am Ende die Gereiztheit meiner Mutter nicht. Es war aber natürlich, daß man sich bei der Gelegenheit manches Wort sagte, was man nachher gern zurückgenommen hätte; aber das einmal ausgesprochene Wort blieb, und dann mischten sich andere Personen hinein, und so war die Trennung fertig. Und jetzt habt Ihr darüber geschwatzt, und seid doch nicht klüger, als zuvor. Es ist wahr, der Tropfen, der damals hinzukam, machte, daß das Gefäß überlief; aber es war eben voll bis an den Rand. Du mit deiner Weisheit konntest du denn nicht einsehen, daß es nur einer zufälligen Veranlassung bedurfte, um den Frieden zu stören, wenn er nach solch' einem

unbedeutenden Nichts gestört werden konnte! Wir Kinder haben wenig darüber nachgedacht, wenigstens wir Jüngern. Wir wußten's nicht anders, und glaubten es müsse so sein, daß der Vater auf dem einen Ende der Stadt wohne, und die Mutter auf dem andern. Aber so viel begriffen wir doch — aber was rede ich da von Familienangelegenheiten, die für Fremde ein Geheimniß bleiben müssen," unterbrach er sich. „Laßt uns trinken und lustig sein — wie sagtest du vorhin, Dicker?"

„Nicht ich, Schiller war es:

Die Zeiten sind jetzt schwer,
Drum muß der Mensch die Freude leicht ergreifen." —

„Hier wird gefreit," fiel der Magister ein, der ungern das Gespräch abgebrochen sah, das ihn vorzugsweise interessirt hatte.

„Und anderswo begraben," schloß Reinhold. „Gebe Gott, daß das nicht auf meinen Bruder geht! Er hat sein Regiment in der Walachei eingeholt. Mit Nächstem wird wohl der Tanz losgehen dort unten. Sie achten ja nicht in Petersburg auf den Rath des alten Paskewitsch, der den Oestreichern mißtraut, und eine Defensivstellung in den Fürstenthümern behaupten will. So lange der Fürst in Petersburg war, blieb der Kaiser unter seinem Einflusse; aber kaum hat er den Rücken gewendet, und ist nach Warschau zurückgegangen, da thun sich die Lievens und die Bergs und alle die weisen Helden der Manöver hervor, und nennen den alten

Feldmarschall einen Gespenstenseher, und schwören auf die Treue Oestreichs, und hetzen so lange, bis der Kaiser nachgeben und an Gortschakoff den Befehl schicken wird, die Offensive energisch zu ergreifen."

„Hahaha!" lachte der Dicke. „Du redest ja als habest du im Kriegsrathe gesessen."

„Ja," meinte der Magister, „du glaubst, man sei in Dorpat so geblendet von der Furcht, wie in Reval. Hier haben wir den Kopf oben behalten, und sehen klar, wo der Wind herbläs't."

II.

Der junge Russe, den wir dem Leser im vorigen Abschnitte vorführten, war der Sohn eines Petersburger Protopopen. Man hat in Rußland eben keine große Achtung vor Popenkindern, und Popensohn wird häufig als ein Schimpfwort gebraucht. Begreiflicherweise fehlt es auch den Familien der Popen auf dem Lande und in den kleinen Städten an jeder Bildung; die Söhne werden gewöhnlich wieder zu Geistlichen erzogen, die Töchter heirathen Geistliche, und man kann fast die russische Geistlichkeit eine abgeschlossene, erbliche Kaste nennen. Anders aber ist es mit der höheren, reichen Geistlichkeit der Hauptstadt, welche sich oft durch gediegene theologische Kenntnisse auszeichnet, und ihre Kinder

in den besten Anstalten erziehen läßt. Diese streben dann auch weiter, suchen sich durch solidere Bildung eine schnellere Laufbahn im Staatsdienste zu sichern, die fehlende Gönnerschaft durch den erarbeiteten wissenschaftlichen Rang zu ersetzen. Dorpat hatte sonst für sie Anziehungskraft, als eine wissenschaftlichere und freiere Studien begünstigende Universität. Hier bestand früher ein sogenanntes Professoreninstitut, d. h. Studenten anderer Universitäten wurden nach absolvirtem Cursus herübergesandt, um sich durch weitere Arbeiten zu Docenten auszubilden. Dies Institut ist eingegangen, weil sich wenige Russen geneigt fanden, sich dem Lehrfach zu widmen, weil Dorpat nicht mehr die andern Russischen Universitäten überragt, und diese selbst wenigstens in dem Glauben stehen, genügende Bildungsmittel für ihre Zöglinge zu besitzen. Aber immer werden noch jährlich einige Exstudenten von dem früheren Rufe Dorpats angelockt, kommen, ihr zweites Examen dort zu absolviren, wobei sie gleichzeitig die beste Gelegenheit haben, in der deutschen Sprache sich zu vervollkommnen. In diesem Falle befand sich unser Magister. Er hatte sein zweites Examen glücklich bestanden, und eine große Gewandtheit in der deutschen Sprache erworben, bis auf die Leidenschaft, Fremdwörter in seine Rede zu mischen. In den letzteren Wochen war er häufiger zu Gesellschaften zugezogen worden, und hatte die Schwester Reinholds kennen gelernt. Ihr munteres, heiteres Wesen gefiel ihm; sie schien häuslich erzo-

gen, nicht verwöhnt durch das Schicksal, und besaß doch viel Eleganz in ihrer Erscheinung. Der Magister verliebte sich in sie. Rasch wie er war, hielt er um sie an, und war ganz verwundert, einen Korb zu erhalten. Nun saß freilich die Leidenschaft nicht tief; er hoffte sich trösten zu können. Aber seine Eigenliebe war gekränkt. Mühsam verbarg er die Wunde, und empfand die Neckereien seiner Kameraden sehr übel. Zugleich war er auf die bis dahin unbeachteten häuslichen Verhältnisse des jungen Mädchen aufmerksam gemacht worden. Er hatte sie für eine vaterlose Waise gehalten, und erfuhr jetzt mit Verwunderung, daß ein Collegienrath, den er zuweilen an öffentlichen Orten gesehen hatte, ihr Vater sei, der seit Jahren von seiner Frau getrennt lebte. Die Rückkehr des Magisters nach Petersburg stand bevor. Aber ihn fesselte die Neugier; er wollte das räthselhafte Verhältniß aufklären, in welchem das junge Mädchen, das er geliebt hatte, aufgewachsen war. Es dünkte ihn, darin eine Genugthuung für seine verletzte Eigenliebe zu finden. Bei der Begegnung mit Reinhold hatte er absichtlich das Gespräch auf Mißheirathen gelenkt, und wenigstens durch die Dazwischenkunft des Revalensers etwas erfahren. Jetzt suchte er absichtlich den Vater auf, ließ sich ihm vorstellen, und ward von ihm aufgefordert zu einem Besuche. Einige Tage nach jenem Gespräche in der Conditorei machte er sich auf den Weg, um den Collegienrath aufzusuchen.

Am östlichen Ende Dorpats, auf der Seite der

Altstadt, verliert sich eine Straße in sumpfige Wiesen, die nur vom Vieh durchirrt werden. Die letzten Häuser dieser Straße stehen weit von einander getrennt durch Gemüsegärten. Breite Gräben durchschneiden die Gärten, um das Herbst- und Frühlingswasser abzuleiten; manchmal, wenn der Embach über seine flachen Ufer tritt, verwandelt sich das ganze Gebiet in einen weiten See, und die Häuser werden auf Tage unzugänglich. In allen Jahreszeiten sind die Wohnungen dort feucht und ungesund, stehen oft leer, oder werden um geringen Preis an Leute vermiethet, die sich wenig zu Hause aufhalten. In dem äußersten, großen Garten, den eine morsche Bretterwand von der Straße scheidet, liegt ein ziemlich großes, zweistöckiges Haus, alt und verfallen. Vor dem Thorwege in der Bretterwand stand der Magister, und hatte schon zwei Mal die Klingelschnur, oder richtiger gesagt den Strick gezogen. Durch die leblose Gegend hallte der Klang einer Glocke herüber, dumpf und klagend, als schwänge er sich durch große, öde Räume. Nach einigen Augenblicken hörte er einen schweren, schleppenden Tritt, und die Frage nach dem Begehr. Die Stimme des Dieners war dünn und freundlich. Höflich wurde der Gast eingelassen, als er nach dem Herrn frug, der zu Hause war. Er betrat den Garten. Die traurige Umgebung schreckte ihn fast zurück; aber die Aufmerksamkeit ward von den schlammigen, unwirthsamen Gartenbeeten, von den dürftigen Sträuchern und Bäumen abgelenkt auf den Men-

schen, der die Thüre geöffnet hatte. Eine kleine Figur auf dünnen Beinchen, mit verwachsenem Rücken; der große Kopf mit übermäßig dicker Stirn, knochigen Backen, lag auf der Brust, aber eine ungeheure Räderbrille hing auf der Nase, und zwang den Kopf, sich beim Aufblicken auf den Buckel zurückzuwerfen, und dann mußten noch die Augen verdreht werden. Eine schwarze Jacke, oder vielmehr ein abgetragener, verkürzter Rock, bedeckte Rücken und Leib, war aber weder auf den Buckel, nach auf die unförmlich langen Arme berechnet; er schlug vorn weit zurück und ließ die knochigen Arme zum guten Theile nackt. Der Weste darunter war wahrscheinlich durch einen Einschnitt auf dem Rücken Luft gemacht worden, denn sie konnte von oben bis unten zugeknöpft werden; grobe, tuchene, graue Beinkleider, an den Knieen glatt, schlotterten um die Beinchen, und die Füße staken in schwarzen Schuhen mit Holzsohlen, welche den kleinen Mann um einen Zoll erhöhten. Indem er jetzt vor dem Besucher her arbeitete, so schwangen sich die Arme hin und her, als suchten sie das Gleichgewicht des Körperchens zu erhalten, und die mageren Finger zuckten in der Luft so sonderbar, daß der Magister sich schwer des Lachens erwehren konnte. So näherten sie sich dem Hause, an dessen vorderer Seite eine große Glasthüre Einlaß zu geben schien. Aber der Kleine schwenkte links ab und führte um das Haus herum. Auf allen Seiten waren die Läden des oberen Stockwerks verschlossen; ihre schmutzigbraune

Farbe war seit Jahren von Regengüssen abgewaschen und zum Theil auf die einst weißen Felder der Mauern herabgeflossen. An vielen Stellen war der Putz abgefallen und das Fachwerk gähnte hervor. Unten zog sich ein grünlicher Streifen um die Mauern, als Zeugniß der Flußübertritte. So gelangten sie auf einem schmutzigen Wege zur Hinterthüre, und durch einen Corridor mit aufgewühltem Pflaster in einen großen Saal, der die ganze Tiefe des Hauses einnahm. Ein ungastlicher, lüderlicher Raum! Die Wände waren seit Jahrzehnten nicht geweißt, die Dielen nicht gewaschen; der große Kachelofen war abgestoßen, beschmiert; Holz in großen Stücken lag davor, ein Paar Kochtöpfe standen daneben. An der einen Wand standen eine Reihe einfacher Tische, mit Acten, Rollen, Karten, Büchern, bedeckt; vor den vorderen Fenstern und der verschlossenen Thüre war der eigentliche Wohnraum des Bewohners. Da war ein altes Sopha mit zerrissenem Ueberzuge, ein runder Tisch, der bei jeder Berührung knarrte, ein Paar Stühle mit Wäsche und Kleidern beworfen. Vorhänge waren nicht an den Fenstern, aber lange Fetzen Leinwand, durchlöchert und beschmutzt, hingen an einigen Fenstern herunter, und mochten zurückgeschlagen oder heruntergelassen werden, jenachdem die Sonne incommodirte.

Der Hausherr kam aus einem Nebenzimmer hervor, das der Magister bei der Oeffnung der Thüre für ein Schlafgemach erkannte.

„Verzeihen Sie die Junggesellenwirthschaft, lieber Herr,“ sagte er in höflichem Tone. „Nehmen Sie Platz auf dem Sopha. Sie finden bei mir keine Eleganz, aber das Haus ist warm im Winter und im Sommer ist es gar hübsch, denn ich habe Schatten und Kühlung zu allen Zeiten. Sehen Sie, ich habe viel zu thun“ — er zeigte auf die Arbeitstische — „da brauche ich vor allem freie Hand für meine Karten und Pläne. Und dann wohne ich hier so still und ruhig. Kein Mensch stört mich, und wer sich ja einmal hieher verirrt, das ist ein lieber Besuch.“ — Dabei haschte er nach der Hand des jungen Mannes und schüttelte sie. „Sie haben sich doch nicht entsetzt über meinen Gnom,“ frug er. „Der kleine Mann ist mein Alles, mein Koch, meine Wäscherin, mein Stubenmädchen, mein Diener, mein Gärtner, mein Hund sogar — denn wachsam ist er, er hört im Schlafe jede Fliege summen.“

„Wo haben Sie diesen Schatz gefunden, Herr Collegienrath?“ frug der Magister.

„Das ist ein Este,“ antwortete der Hausherr und seine Stimme klang mitleidig; „seine Mutter war eine arme, halbblinde Person, der die Gemeinde eine Strohhütte an einer Flurverzäunung aufgebaut hatte, damit sie für die Durchfahrenden die Pforte öffne und schließe. Das Weib kroch immer elendiglich aus dem Loche hervor, wenn sie einen Wagen oder Schlitten hörte, und ihr Gehör war so scharf, daß man zu jeder Tageszeit die Thüre offen fand, sie daneben stehend, demüthig auf eine kleine Gabe wartend. Gott weiß,

wer sich an der elenden Person versündigt hatte, vielleicht ein betrunkener Bauer auf der Heimkehr vom Markte. — Genug, sie gab diesem Krüppel das Leben, und das Kind wuchs in der Hütte auf; es hatte von der Mutter die Kurzsichtigkeit und das feine Gehör geerbt. Als das Weib starb, habe ich das Kind zu mir genommen und erzogen. Habe mehr Dank von ihm, als von meinen Kindern," setzte er seufzend hinzu.

„Ich wundere mich, ihn nie auf der Straße gesehen zu haben."

„Natürlich, mein guter Herr," rief der Collegienrath; „er verläßt das Haus nicht. Die Einkäufe besorgt eine Aufwärterin, die alle Morgen kömmt. Sie ist die einzige Person in Dorpat, die ihn kennt. Wenn ich auf Tage verreise, so lebt er hier ganz allein, und ist doch dabei heiter und guter Dinge. Ja die Esten! Das ist ein curioses Volk. Viel Gemüth, lieber Herr, viel Gefühl! sie träumen und schwärmen den ganzen Tag, — aber wenig Verstand!"

„Sie kommen viel mit den Bauern zusammen, Herr Collegienrath?"

„Versteht sich," lautete die Antwort, „ich habe ja die Verwaltung der livländischen Kronsbauern unter mir."

„Nun, deren Zahl ist doch nicht groß!"

„An die 20,000 männliche Seelen. Die Regierung hat im vorigen Jahrhundert viel verschenkt."

„Und den Leuten geht es sicherlich gut?"

„Ach ganz vortrefflich, lieber Herr. Sie haben Kronsländereien in Pacht, zu billigen Preisen, die Regierung giebt ihnen Bau- und Nutzholz, baut Schulen und Kirchen für sie — die Bauern würden vortrefflich leben — wenn ...."

„Nun, wenn?" frug der Magister lächelnd.

„Ja, wenn sie nur Vernunft annehmen wollten. Aber dieses Mißtrauen gegen die Deutschen macht sie scheu. Sehen Sie, mein guter Herr, Ihre Russen sind anstellig und gelehrig, folgsam und lenkbar; ich will nicht sagen, daß sie kriechend sind, aber demüthig und ergeben muß ich sie nennen. Der Este aber ist verschlossen, ungeschickt, träge, schwer zu lenken. Er geht seinen Weg ohne aufzublicken, ohne zu sehen, wie es die andern machen. Der Haß gegen die Deutschen ist so groß, daß Alles, was von ihnen kömmt, als eine Falle angesehen wird."

„Aber die Kronsbauern haben doch nichts mit den Deutschen zu thun?" frug der Magister, der begierig die Gelegenheit benutzte, sich über die livländischen Verhältnisse aufzuklären.

„Oh doch! Deutsche haben ja die Kronshöfe in Pacht, und Deutsche sind überall die Beamten. Wir stehen zunächst unter dem Vicegouverneur von Livland, der die Rapporte direct an das Ministerium der Reichsdomänen schickt. Nun ist der Vicegouverneur ein Deutscher, und so alle Beamten in seinem Ressort. Es dienen ja in den Ostseeprovinzen über-

haupt wenig Russen, mit Ausnahme der Kanzleibeamten des General-Gouverneuers. Das ist noch ein Vorzug, den wir haben, denn der Russische Beamte — Sie nehmen mir das nicht übel, lieber Herr, Sie sind ja ein gebildeter Russe und sprechen Deutsch wie unsereiner — der Russische Beamte ist der Bestechlichkeit leichter zugänglich, als der Deutsche."

Der Magister lächelte — das Vorurtheil der Deutschen gegen die Russen trat ihm in alter Form entgegen. „Ich will meine Landsleute nicht vertheidigen," sagte er. „Aber in dem Jahre, das ich hier zugebracht habe, um mein zweites Examen zu absolviren, habe ich genug erlebt, um zu wissen, was ich von der Ehrlichkeit Ihrer Beamten zu halten habe. In gewissen Ressorts — im Zolldepartement z. B., in der Polizeiverwaltung, weiß man hier so gut wie dort zu nehmen. In andern ist man überall unbestechlich."

„Aber Sie vergessen die Justiz, lieber Herr."

„Freilich," antwortete der Magister, „Sie haben hier ein schönes Recht. Nur Schade, daß Niemand daraus klug wird. Da ist alles zusammengewürfelt, Römisches Recht, gemeines Deutsches Recht, Schwedisches Recht, und wo das Alles nicht ausreichte, hat man das Russische Recht zu Hilfe genommen. Sie haben ferner das deutsche Proceßverfahren mit aller Umständlichkeit der Actenanlegerei, und Ihre Advocaten — die wir in Rußland gar nicht kennen — lassen es sich angelegen sein, die Repliken und Dupliken und Tripliken und die Production der

Argumente und die Reproduction und die Recognition Jahre lang hinzuschleppen. Bei uns nimmt der Richter Geld für die Entscheidung, bei Ihnen für die Ausdehnung des Processes. Besser noch bezahltes Urtheil, als Ihre bezahlten Weitläufigkeiten."

„Und der Criminalproceß, mein guter Herr!" —

„Davon lassen Sie mich schweigen. Da geschehen überall Menschlichkeiten. Ihre Richter sind eben so bestechlich durch Rang und Stand, wie die unsrigen, und wenn es sich um Bürger und Bauer handelt, so heißt es hier wie dort: sie hängen keinen, sie hätten ihn denn zuvor."

„Bei alledem lasse ich mir es nicht nehmen, wir sind besser daran mit unseren Beamten, als die Russen. Sehen Sie 'mal, lieber Herr, was gehen nicht allein für Menschlichkeiten vor in Rußland bei den Rekrutenaushebungen, bei denen Beamte mehrerer Ressorts neben den Officieren betheiligt sind."

„Und hier!" rief der Magister eifrig. „Ich bin wochenlang vorüber gegangen an den Menschenhaufen, die sich vor dem Hause der Commission versammelt hatten, und habe jedesmal meine Bemerkungen gemacht über die mageren, dürftigen, schwindsüchtigen Gestalten, die man als Rekruten abgab, und die Ihre Commission ruhig annahm. Wer erklärte sie für gesund, wer garantirte ihre Fähigkeit zum anstrengenden Kriegsdienst? Kaum waren die Ausgehobenen einquartiert in dem großen,

öden Hause mit zerbrochenen Fensterscheiben, rauchenden Oefen, zugicht und kalt, so brachen Krankheiten aus; alle Tage begrub man, und ehe noch die Leute auf den Marsch kamen, waren sie decimirt. Es unterlag keinem Zweifel, man hatte Leute mit unheilbaren Krankheiten abgegeben — der Patriotismus Ihrer Gutsbesitzer dachte: die Kerle müssen doch für das Vaterland sterben, da ist es gleichgültig, ob sie noch im Krankenhause vor dem Abmarsche crepiren, oder auf dem Schlachtfelde ihren Tod finden."

„Ich wußte gar nicht," sagte der Collegienrath verlegen, „daß Sie auf Alles achten, mein lieber Herr. Ich dachte, Sie lebten nur der Wissenschaft."

„Es bleibt immer noch ein wenig Zeit zu anderen Sachen übrig, und auf der Straße kann man zuletzt der Wahrheit nicht aus dem Wege gehen. Meine Ansicht ist mithin, daß Ihre Beamten um nichts besser sind, als die unsrigen. Sagen Sie aufrichtig, Herr Collegienrath, glauben Sie wirklich, daß das Volk hier glücklicher sei, als bei uns — vom Besitzenden, Angesehenen ist natürlich nicht die Rede, der hat in ganz Rußland eine exceptionelle Lage. Aber die Hand auf das Herz, — Sie sind selbst Gutsbesitzer und verkehren in Ihrer amtlichen Stellung viel mit dem Volke — glauben Sie, daß Ihr Landvolk, Esten und Letten, in vortheilhafterer Lage sei, als die leibeigenen Russen?"

Der Collegienrath rückte auf seinem alten Stuhle hin und her, kramte in der Tasche seines Schlafrockes

herum, zog eine Schnupftabaksdose heraus, an deren Inhalt er roch, schob dann die Perrücke zurecht, die locker auf seinem Kopfe saß, blinzelte mit den Augen, und fing endlich stotternd an:

„Lieber Herr, wenn man, versteht sich, abgesehen von den höheren Lebenszwecken, natürlich nur auf das materielle Wohl der Menschen Rücksicht nimmt, was aber doch zuletzt nicht gut geht, denn der Mensch hat einen höheren Beruf, und übrigens schmeckt die eigene Kartoffel besser als die fremde Ananas, und bei alledem ist die Selbstbestimmung doch auch etwas werth, so wie es denn auch gar zu komisch ist, daß ein erwachsener Mann selbst in den gewöhnlichsten Dingen als unmündig behandelt wird — da möchte ich doch meinen — aber Sie dürfen mich nicht mißverstehen" —

„Das heißt, ich verstehe Sie gar nicht," antwortete lachend der Magister, „nur soviel ist mir klar, daß meine Frage undelicat war, weil Sie in eigener Sache nicht Richter sein wollen."

„Durchaus nicht, mein guter Herr," rief schnell der Collegienrath, dem auf einmal die Sprache gekommen zu sein schien. „Ich bin nicht Partei, was will dem mein Gütchen sagen, das übrigens lange Zeit nicht einmal mir gehörte, sondern meiner Frau, auf deren Namen es gekauft war. Ich konnte damals, als wir es erwarben, nicht Besitzer sein; denn ich war Bürgerlicher; aber meine Frau, die durch die Heirath ihre Adelsrechte nicht verlor, konnte Rittergutsbesitzerin sein. So kaufte sie es, versteht

sich, mit meinem Gelde. Sehen Sie, lieber Herr, das war auch ein Grund zum Zerwürfniß zwischen meiner Frau und mir. Ich mußte mich eigentlich als der Pächter auf dem Gute meiner Frau ansehen, und doch war sie meine Schuldnerin, denn ich war ihr erster und einziger Hypothekengläubiger. — Aber das nebenher. Sie mögen daraus nur entnehmen, daß ich keine Vorurtheile als livländischer Grundbesitzer habe. Meine Ansicht ist diese. Der Ukas vom Jahre 1817, wodurch Kaiser Alexander die Leibeigenschaft in Livland aufhob, wurde zunächst als ein Fortschritt ausposaunt, obgleich sich weder die Ablösung der Frohnden daran knüpfte, noch den Bauern mit der sogenannten Freiheit Land gegeben wurde. Der Ukas lief eben auf nichts weiter hinaus, als auf die Gemeindeordnung vom Jahre 1819, durch welche die Rechtsverhältnisse der Gemeinden gegenüber dem Grundherrn geordnet werden sollten. Das wäre recht gut gewesen, denn bis dahin waren sie vollkommen rechtlos gewesen. Aber leider giebt es bei uns keinen eigentlichen Gemeindeverband in Bezug auf sociales Leben, Besitz, Wirthschaft oder dergleichen. Wir haben wenig eigentliche Dörfer, in denen die Bauern unter einem Vorstande neben einander wohnen, inmitten der Felder, die sie bebauen, vereinigt zu gegenseitiger Aushülfe, zur Anlage von gemeinnützigen Anstalten. Was wir unter Gemeinde verstehen, ist nichts als der Complex einer Menge zerstreut wohnender Bauern, welche zur Bearbeitung von einer Anzahl Haken beitragen. Jeder

einzeln gelegene Bauernhof hat eine gewisse Anzahl Arbeitstage zu Pferde und zu Fuß zu leisten, neben einigen Reallasten, und dafür hat er den Nießbrauch von einigen seinem Hofe zugewiesenen Ländereien. Sogar diese Arbeitstage leisten die Bauern nicht gemeinsam, so daß auch die Arbeit sie nicht verbindet; denn gewöhnlich sind die Arbeitstage eines Bauern bestimmten Hofsfeldern zugetheilt, wodurch sich der Rittergutsbesitzer die Aufsicht erleichtert und den Fleiß der Fröhnder in etwas wenigstens gesichert hat. Statt zu sagen: du leistest mir 100 Tage zu Pferd, und 200 zu Fuß, heißt es: hier sind eine Anzahl Felder, die du düngen, pflügen, bestellen und abärnten sollst — bist du fleißig, so wirst du schneller fertig, und ersparst an deinem Frohndienst — umgekehrt, kannst du längere Zeit arbeiten, als du ursprünglich für die Nießnutzung deiner Ländereien verpflichtet warst. Sie sehen, daß dabei nirgends von Gemeindeleben die Rede ist, und der eigentliche Verband der Gemeinde nur im Gutsbesitzer zu suchen ist, für den die Kräfte aller thätig sind. Die Bauerverordnung wollte diesen Mangel an Gemeindeleben nicht ergänzen, und somit blieb ihre Einwirkung unbedeutend."

„Aber was bezweckte sie denn eigentlich?"

„Schließlich nur die Ordnung des Rechtsverhältnisses zwischen Bauern und Herrn, wie ich schon sagte. Sie gab dem Complexe von Hörigen auf einem Rittergute, Richter aus ihrer Mitte, und nur mit Zuziehung dieser Richter sollte der Gutsherr

Strafen an den Bauern vollziehen, außergewöhnliche Lasten ihnen auflegen, und die Exmission untauglicher Wirthe, sowie die Aufnahme neuer vornehmen können. Das war das eigentliche Ziel der Bauernemancipation. Nun waren aber die Richter auch eben nur Frohndienst leistende Wirthe, und durchaus abhängig vom Herrn; sie standen den Gemeindegliedern fern, mit denen kein freundschaftlicher, regelmäßiger Verkehr stattfand. Und hätten sie auch ihre Gemeindegenossen gegen die Herren vertheidigen wollen, — wie konnten sie auf Beistand rechnen bei Hakenrichtern, Kirchspielsrichtern, Kreisrichtern, die auch Gutsbesitzer waren, und für die Ihrigen Partei nahmen. Es brauchte sich nur einmal ein Bauer über ungerechte Strafe zu beschweren, so erhielt er alle Instanzen hindurch Unrecht und verschärftes Urtheil."

„Half denn das Recht der Freizügigkeit nicht?" frug der Magister, der aus den Mittheilungen des Collegienrathes wenig Tröstliches ersah.

„Im Gegentheil, lieber Herr!" rief dieser. „Diese Umzüge, dieses Wandern, lösten noch den letzten Rest von Gemeindeverband, der sich durch Verwandtschaften der Nahewohnenden gebildet hatte. Sehen Sie," fuhr er in gemüthlichem Tone fort; „ich scheute mich vorhin, meine Ansicht auszusprechen. Man schreit gleich über Mangel an Philanthropie, an Erkenntniß des Zeitgeistes, wenn man nicht mit voller Kehle in das Lob der Aufhebung der Leibeigenschaft einstimmt. Aber Sie sind ein vernünf-

tiger Mann, Sie werden mich nicht mißverstehen, wenn ich sage, daß seit jener Zeit Manches bei uns schlimmer geworden ist. Der Este ist unsociabel von Natur; mag sein, daß er vor der Unterjochung durch die Deutschen mehr Brudersinn besaß; mag sein, daß durch das Trennen der alten Gemeinden der Eroberer sich das Herrschen erleichterte — aber heute haben wir eine Horde, ohne Band, ohne Halt, und durch die Gemeindeordnung ist die Ungeselligkeit, das gegenseitige Mißtrauen, der gegenseitige Haß noch vermehrt worden. Ein Wirth geht dem andern aus dem Wege; ein jeder fürchtet, der Nachbar könne dem Gutsherrn bessere Garantieen für die Leistung der Frohnden bieten, und ihn vom Hofe vertreiben. Nun gar die Richter, gefügige Werkzeuge in den Händen der Herren, — sie, die Beschützer der Bauern sein sollen, und ihre Zuchtmeister geworden sind, sie sind gehaßt und verachtet. Gehen Sie nur auf das Land, betrachten Sie eine estnische Wirthschaft! Das Gehöft liegt seitwärts von der Straße; ein verzäunter Weg führt dahin, durch Pforten geschlossen, verbarricadirt förmlich; im Hofe fährt ein böser Hund auf Sie los, und Niemand ruft ihn zurück; ein alter, frühzeitig ergrauter Mann sitzt am Hause, gedankenlos, stumpf; neben ihm schreit ein Kind, um das sich kein Mensch bekümmert; Sie vernehmen kein menschliches Wort; Alles ist unwirsch, ungastlich, bis auf Thiere, die sich im Kothe wälzen. Der Schmutz des Hofes wiederholt sich im Hause, und kaum wird man

Ihnen das Haus öffnen. So lebt der Este, Jahr aus Jahr ein, allein, flieht den Umgang, und wenn er zur Schenke geht, so ist Besoffenheit und Prügelei sein Vergnügen!" —

„Sie sehen aber zu schwarz, Herr Collegienrath; man muß das Volk nehmen wie es ist. Wenn es wirklich zum Nationalcharacter der heutigen Esten gehört, sich zu isoliren, die Gesellschaft zu fliehen, so könnte man daraus Vortheil ziehen; man könnte eine Menge kleiner Bauergüter anlegen, auf denen ein kräftiges Landvolk gedeihen würde."

„Man könnte, lieber Herr, aber man thut es nicht. Und dann wird aus solcher Auflösung der Gemeinde nur da Heil entstehen, wo schon die Elemente der Kraft und Bildung mitgenommen werden. Ich weiß wohl, es ist in manchen Ländern die Frage, ob die Landwirthschaft nicht besser gedeihe, wenn die Bauerndörfer aufgelös't werden, und jeder Hof inmitten seiner Felder gelegt wird. Das ist ein Experiment, welches in den Ländern nicht gefährlich ist, wo der Bauer Bildung hat, und das Bedürfniß fühlt, seine Familie unaufhörlich theilnehmen zu lassen an den geistigen und materiellen Fortschritten des Volkes. Ein anderes aber ist der Urzustand der Gesellschaft, in welchem wir uns gewissermaßen noch befinden. Da ist nur Segen möglich, wenn zuvor in den Individuen das Bewußtsein erweckt wird, daß sie zu einem Ziele wirken, wenn ihre Kräfte durch Vereinigung gestärkt werden, wenn sie den Egoismus wegwerfen, der sie trennt und spaltet.

Nein, nein, lieber Herr, ich liebe dieses Land, als mein Heimathland; es ist mir theuer, obgleich ich manchen Schmerz durch seine Sitten und Vorurtheile erfahren habe — aber meine Anklagen sind gerecht — die Aufhebung der Leibeigenschaft, in der Art, wie sie geschah, hat uns nicht vorwärts gebracht!"

„Erkennen Sie denn aber gar keine Besserung in der Lage der Bauern an?"

„Ich will das nicht behaupten, mein guter Herr; aber diese Verbesserung ist nur eine zufällige, nicht gründliche. Sie ist die Folge der allgemeiner gewordenen Bildung und Humanität des Adels, aber nicht die des Gesetzes. Heute wie sonst sind die Bauern abhängig von der Willkür des Herrn, und Sie finden auf zwei nebeneinanderliegenden Gütern die Bauernwirthe arm und wohlhabend, faul und arbeitsam, grob und höflich, roh und friedlich — soweit Esten es sein können."

„Die Summe Ihrer Meinung wäre also?" sagte der Magister, der gern ein bestimmtes Resultat aus jedem Gespräche zog.

„Das Volk unserer Provinzen ist nicht besser daran, als der leibeigene Russe!" sagte nach einer kurzen Zögerung der Collegienrath.

Der Magister saß eine Weile sinnend. „Und doch hat man viel daran gedacht," meinte er nach einer Pause, während welcher der Collegienrath zur Stärkung seiner Nerven am Tabak gerochen hatte; „Ihre Bauernverhältnisse zum Muster für Rußland zu nehmen."

„Das kann man nicht, lieber Herr," antwortete der Collegienrath. „Die Verhältnisse sind so sehr verschieden, daß sie nicht in gleicher Weise behandelt werden können. Ihre Bauerndörfer mit seit Jahrhunderten verschwiegerten und verbrüderten Muschiks, mit Gemeindebesitz an Ländereien, an Flüssen und Seen, — die bieten eine ganz andere Grundlage bäuerlichen Lebens, als unsere Einzelnhöfe. Bei Ihnen lebt und duldet Alles gemeinsam. Die Obschtschina (Gemeinde) macht sich in allen Lebensbeziehungen geltend, und ist die eigentliche Kraft der russischen Nation. Ueberdies ist die Empfänglichkeit des Russen größer, als die des Esten. Ein geringer Anstoß wird ihn vorwärts treiben, und seine Bewegung wird um so schneller sein, als seine Kraft durch die Verbrüderung stärker ist. Eine solche Halbheit, wie man sie hier einzuführen versucht hat, — nominelle Aufhebung der Leibeigenschaft mit Beibehaltung der Frohnden, — sie würde binnen Kurzem gewaltsam in Rußland überschritten werden. Aber Sie können den Russen nicht einmal sagen wollen, daß sie Haus und Hof, Feld und Wald zur Pacht besitzen sollen — denn sie halten sich jetzt schon für die Eigner, und sind es auch gewesen seit Jahrhunderten. Der Russische Adel ist gleichen Stammes mit dem Volke. Wie er aus ihm hervorgegangen ist, ob durch Wahl der alten Waffenbrüderschaften, ob durch fürstliche Auszeichnung, ist gleichgültig. Nachmals ward er nur der Vermittler zwischen Volk und Czar, da-

zwischen geschoben durch letztern zur Aufrechterhaltung der Autorität, zur Sicherung der Kroneinkünfte*). Betrachten Sie die alten Documente des

*) Die oben ausgesprochene Ansicht ist nicht etwa neu, so befremdend sie auch klingen mag. Es ist längst hervorgehoben worden, daß zu manchem traditionellen Mißbrauche, wie dem Verkaufe, der Verpflanzung, der Vermiethung der Seelen jede gesetzliche Begründung fehle. Das gegenseitige Verhältniß der Stände in Rußland hatte sich überhaupt in Folge der Mongolenherrschaft so abnorm gestaltet, daß nachmals, als die Gesetze der Czaren die Beziehungen zwischen den einzelnen Elementen des Volkes zu regeln suchten, von den ursprünglichen slavischen Instituten nichts mehr vorhanden war, als die „Gemeinde." Die Mongolen hatten die Kopfsteuer eingeführt. Für ihre richtige Entrichtung haftete ihnen der Großfürst, dessen Treue durch Commissäre in ähnlicher Weise bewacht wurde, wie die Treue der Rajahs durch englische Commissäre bewacht wird. Aber neben den Commissären am Hofe des Großfürsten hatten die Mongolenchane ihre Agenten, meist Juden, an den Sitzen der Theilfürsten, in den Gebieten und Bezirken. Die Theilfürsten schwanden allmählig und ihre Besitzungen wurden zum schließlich untheilbaren Erbe der Großfürsten geschlagen. Damit verschwanden auch die Agenten, deren unbequeme Gegenwart vielfache Klagen hervorgerufen hatte. Aber die Kopfsteuer ward fort erhoben, nur daß an die Stelle der fremden Steuereintreiber einheimische traten, aus der Umgebung des Großfürsten hervorgegangene Bojaren und Edle. So blieb es, als endlich Iwan III. Wassiljewitsch das Mongolenjoch abwarf und als alleiniger Gebieter von Ostrußland als Gemahl der Tochter der Paläologen den Cäsarentitel annahm. In dem fortan unabhängigen, sich consolidirenden Staate gewann jedoch der Adel, der seine Existenz, seine Reichthümer der großfürstlichen Huld verdankte, bald eine

14. und 15. Jahrhunderts, und Sie werden diese Ansicht bestätigt finden. Der Bauer war und blieb frei, bis man seiner Freizügigkeit, seiner Wanderlust, welche die Verwaltung, die Besteuerung erschwerte, dadurch ein Ende machte, daß man ihn fest siedelte. Nachmals kam durch Volkszählungen,

---

größere Machtstellung, wozu die lange Minorennität Iwans IV., die Schwäche seines Nachfolgers, die zweifelhafte Stellung von Boris Godunow wesentlich beitrug. Es gab auch — so wie es deren noch heute giebt, — Familien, die ihren Ursprung auf einstmals regierende Fürstenfamilien zurückführten, und von Ruriks Stamme zu sein behaupteten. Wären die Besitzverhältnisse schärfer geregelt gewesen; wäre das Vorrecht der Erstgeburt in gleicher Weise beim Adel eingeführt worden, wie es in der großfürstlichen Familie seit dem 14. Jahrhundert galt, so hätte sich die Adelsherrschaft erhalten können. Aber außer der Erschöpfung der Nation durch die Polnisch-schwedischen Kriege im Anfange des 17. Jahrhunderts, wirkte auch die Zersplitterung der Kräfte des Adels, um die junge Macht der Romanoffs groß zu machen. Freilich kostetete es manchen Kampf, um die Velleitäten des Adels zurückzuweisen, aber schließlich wurden seine Privilegien vernichtet, während ihm nur eine staatliche Stellung erhalten blieb — die einer Mittelsperson zwischen Czar und Volk in Bezug auf Realleistungen des letzteren an das Staatsoberhaupt. Diese Stellung ward unter Peter dem Großen sogar consolidirt, während der Reformator Rußlands sonst schonungslos mit den Traditionen slavischer Sitte verfuhr. In dem Neustaate Rußland ward also gerade das beibehalten, was am allerwenigsten national war, was sich nur auf Substituirung bevorzugter Hofdiener des Großfürsten an die Stelle mongolischer Agenten bezog — und begreiflicher Weise hat das Volk, das seine Erinnerungen als unnahbares Hei-

Vermessungen u. s. w. eine genaue Abgränzung der Landbewohner und des ihnen zugewiesenen Landes hinzu, und regelte die Gebiete, welche die einzelnen Adligen kraft czarischer Autorität beherrschten, von denen sie ihre, ihnen von der Krone verliehenen Einkünfte zogen, und ihrerseits wieder eine gewisse Abgabe an die Krone gaben. Wenn heute der Kaiser die Privatbauern in Kronbauern wiederum zu verwandeln sucht, so thut er nichts anderes, als er entfernt die alte, rohen Staatseinrichtungen entsprechende Autorität, und setzt an ihre Stelle moderne, civilisirten Staaten zukommende Beamten. Ebenso wie jede Verleihung von Kronsbauern an Privaten, — sowie sie noch häufig unter Alexander, selten und immer seltener unter Nikolai vorgekommen ist, ein Rückschritt in barbarische Zeiten war, indem von neuem eine unregelmäßige, vergeblich durch das Gesetz bedingte Gewalt an die Stelle der gesetzmäßigen Beamtengewalt trat. Der Bauer selbst

---

ligthum pflegt, noch heute die Ueberzeugung, daß der freie Besitz der Ländereien ihm gehöre, daß der Adel nur zum Schutze, nur zur Vermittlung und Vertretung seines Rechtes da sei. Die unglücklichen, halben Maßregeln Alexanders I. haben in den Ostseeprovinzen ein Proletariat geschaffen, und dem herzlosen Adel — der eben so wohl mit Loyalität kokettirt, wie mit Deutschthum — die Mittel zu den schauderhaftesten Bedrückungen rechtlich gesichert — sollte dasselbe in altrussischen Provinzen versucht werden, was man in den Ostseeprovinzen gethan hat, so würde eine Revolution unvermeidlich sein. —

in Rußland sieht in dem Adel nur ein Mittelwort der Herrschaft, aber er kann sich nicht denken, daß das Land, das er bebaut, nicht sein eigen sei. Was sollte nun werden, wenn man bei Ihnen verfahren wollte, wie hier, wo alles Recht sich auf Eroberung stützt?"

„Aber wie ist denn zu helfen?" rief der Magister wie verzweifelnd. „Wo soll man anfangen, wo niederreißen und wo aufbauen?"

Der Collegienrath lächelte, und hielt dem jungen Manne die Tabaksdose hin. „Schnupfen Sie?" frug er.

„Nein!" antwortete der Magister kurz.

„Ich rieche nur zuweilen an Tabak, lieber Herr; aber das klärt die Augen. Obgleich Sie mir vorhin vorgeworfen haben, ich sähe zu schwarz, so doch nicht so sehr, wie Sie. Das mag nun freilich nicht am Schnupftabak liegen, aber doch daran, daß ich genug gelebt habe, um zu wissen, daß die Menschen, trotz dem sie sich gegen den Fortschritt anstemmen, ihn nicht aufhalten können. Wissen Sie, lieber Herr, wie mir Rußland vorkommt? Wie ein ungeheurer Eisenbahnzug, an dem vorn eine Locomotive zieht, — das ist der Kaiser; und hinten eine andere von gleicher Kraft, die statt zu schieben, in entgegengesetzter Richtung zieht — das ist der Adel. Die Schaffner — die Beamten, sehen mit dem Gesichte nach der vorderen Locomotive, aber ihre Arme hängen an Drähten, die von der hinteren kommen. Nun würde der Zug nicht vor-

wärts kommen, wenn nicht die Bahn abschüssig wäre; und so arbeitet die zweite Locomotive vergeblich, und überbietet ihre Kräfte, und das wird sie so lange thun, bis der Kessel springt, — dann rollt der Zug unaufhaltsam weiter, und nur die Schaffner werden mit heruntergerissen und von den Wagen zermalmt werden. Das Bild ist trivial, aber tröstlich."

„Ich sehe darin wenig Trost," meinte der junge Mann; „warten zu müssen bis die wichtigste Klasse des Volkes vernichtet ist, bevor es weiter geht! Und nehmen Sie einmal an, daß die Bahn bergan geht, zum Beispiele zur Kriegszeit! Da haben Sie eine Fahrt mit Hindernissen, der Zug rollt rückwärts, und der Adel zieht, die monarchische Gewalt folgt."

„Das ist auch schon vorgekommen in der Russischen Geschichte, und ist sicher zu erwarten, wenn der jetzige Monarch, dieser Koloß an Kraft, von seinem Throne in das Grab steigt. Nun, wissen Sie, was dann passirt? — In früheren Zeiten haben sich einige der Schaffner ermannt, und eine neue Locomotive vorgelegt — das würde sich jetzt nicht wiederholen, wenn ein schwacher Monarch, trotz des besten Willens, rückwärts gezogen wird. Aber die Passagiere könnten ungeduldig werden; sie könnten — und wenn es mit Lebensgefahr verbunden wäre, und wenn die Schaffner noch so sorgfältig aufpaßten — sie könnten die hintere Locomotive abschneiden und ihr den Laufpaß geben."

„Hu, hu," antwortete der Magister. „Sie machen mir förmlich bange. Sie als Edelmann, als Beamter, führen eine solche Sprache!"

„Meine Edelmannschaft ist nicht weit her," meinte der Collegienrath ruhig, „und mein Beamtenthum läßt mir Einsicht genug, um zu sehen, wo es hinaus läuft. Lieber Herr," fuhr der alte Mann seufzend fort, „ich habe traurige Erfahrungen gemacht, und in meiner Familie zu allermeist. Aber — lassen wir das — ich mag nicht davon sprechen, und ohne den Fall, der vor Kurzem wieder vorgekommen ist, wäre mir nicht unwillkürlich das Herz übergeflossen."

Aber der Magister wollte gerade, daß dies Thema, der eigentliche Zweck seines Besuches, nicht verlassen würde. Er sagte daher, um den Collegienrath zur Offenheit zu bewegen, in gutmüthigem Tone: „Ihr Sohn macht Ihnen Kummer?"

III.

Er hatte kaum ausgesprochen, als der alte Mann vom Stuhle aufsprang, mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die Platte fast abgebrochen wäre, und mit leidenschaftlicher Heftigkeit ausrief: „Herr, Kummer sagen Sie! Schande macht er mir, er beschimpft meinen Namen, er entehrt mein Alter!"

Der Magister fuhr erschrocken vor der Heftig-

keit seines Wirthes zurück, wollte reden, seine unvorsichtige Aeußerung entschuldigen; aber der Mann hatte ihm den Rücken zugewendet, schritt heftig im Saale auf und ab, mit den Händen gesticulirend. Endlich blieb er wieder vor dem Gaste stehen, und dieser rief: „Verzeihen Sie, Herr Collegienrath, ich wollte nicht“ . . . .

Der Alte unterbrach ihn, ohne auf die Entschuldigung zu achten. „Sie haben um meine Tochter angehalten, ich weiß das,“ sagte er in kurzen, abgebrochenen Sätzen. „Wollten sich die Mutter sichern; dachten wohl gar nicht an den Vater. Haben einen Korb bekommen. Mir wären Sie recht gewesen. Bin ohne Vorurtheil. Jeder gilt, was er werth ist. Aber meine Frau hat Schrollen. Die sucht den Adel im Blute; die denkt an Vorzüge der Raçen und Geschlechter. Nun hören Sie mich an, und dann entscheiden Sie, ob es ein Glück oder ein Unglück ist, in unsere deutsche Familie nicht aufgenommen worden zu sein.“

Er setzte sich wieder, und fuhr dann ruhiger fort:

„Mein ältester Sohn ist in Petersburg; mein zweiter hat plötzlich die Verwaltung meines Gutes aufgegeben, und ist als Junker in die Armee getreten. Ich lebe seit Jahren von der Mutter meiner Kinder getrennt; — und wie ich lebe, das sehen Sie,“ setzte er in bitterem Tone hinzu. „Das ist Alles bekannt, aber wie das gekommen ist, das weiß keiner, und kann es nicht wissen, denn die tausend

Kleinigkeiten, die sich Tag für Tag, Stunde für Stunde aneinanderreihen, bleiben Geheimniß für die Welt. Hier häufen sie sich an" — er deutete auf sein Herz — „hier wurmen und nagen sie, bis die Liebe herausgefressen ist aus dem Herzen, bis die Gleichgültigkeit, der Haß, — schlimmer noch, bis der Ekel hineinzieht."

„Meine Frau war die einzige Tochter, vom Vater und von den Brüdern verwöhnt. Sie commandirte nach dem frühen Tode der Mutter das Haus, und jede ihrer Launen ward geachtet. Ihre Familie war nicht reich — erst später ward sie durch einige günstige Conjuncturen und Speculationen wohlhabend. Ich verliebte mich in das schöne, leidenschaftliche Mädchen; sie war mir auch gut, denn ich bin nicht immer solch alter vertrockneter Knabe gewesen, wie heute; und obgleich ich bürgerlicher Herkunft war, so gab mir der Vater doch sein Kind, weil sie es wollte. Ich besaß etwas Vermögen, hatte studirt, und konnte mithin auf eine gute Carrière rechnen. Für eine schlechte Parthie brauchte man mich daher nicht anzusehen. In den ersten Jahren unserer Ehe ging es gut; nur fand sich meine Frau getäuscht, wenn sie glaubte, ihren Willen durchsetzen zu können, wie früher. Ich hatte auch Character, und widerstand, wo ich glaubte im Rechte zu sein. So lange die Liebe noch frisch war, glich sich das aus; es gab dann und wann etwas Verstimmung, aber die Sonne schien wieder nach dem Regen. Mit der Zeit ward das schlimmer.

Am meisten gab es Streit wegen der Bauern. Meine Frau war von Kindheit an gewöhnt, sie streng behandelt zu sehen, und obgleich sie gutmüthig war, so begriff sie nicht, daß der Este ein Recht auf Menschlichkeit habe. Das sonderbare Verhältniß, daß meine Frau eigentliche Besitzerin des Gutes war, ich nur als ihr Verwalter angesehen ward, führte eine Menge Conflicte herbei. Da ich nicht nachgab, so konnte natürlich in meiner Gegenwart keine Ungerechtigkeit geschehen; aber kaum wandte ich den Rücken, so ließ meine Frau strafen und prügeln, und gerade um so strenger, je mehr sie sich vorher hatte zurückhalten müssen. Es halfen nicht Bitten, nicht Vorstellungen — suchen Sie einmal einer Frau etwas aus dem Kopfe zu bringen, was sich festgenistet hat. Sie thut, als höre sie hin, und bleibt doch bei ihrem Vorurtheile. Nach ihrer Ansicht verstand ich nichts von Wirthschaft, noch vom Character der Bauern. Sie, auf dem Lande verzogen, aus gutsherrlicher Familie, müsse das besser wissen; so hättens ihre Ahnen gehalten, wie sie es hielt, und so sei es vernünftig. — Ebenso bot die Kindererziehung Veranlassung zum Streite. Sie verwöhnte die Knaben, redete ihnen Gott weiß was für adelige Begriffe ein, und worauf sie keinen Werth gelegt zu haben schien, als sie mich heirathete, das lehrte sie die Knaben hochschätzen. Zuweilen bemitleidete sie die Kinder, daß sie einen bürgerlichen Namen trugen; dann wieder tröstete sie, daß durch sie, die Mutter, adeliges Blut in ihren

Adern flösse, das sich nicht verläugnen könnte. Sie freute sich, daß mein ältester Sohn seinem Großvater mütterlicher Seits ähnlich sah, sie fand alle Tage, daß der zweite an seinen Onkel in Benehmen, in Manieren, in Sprache, in Ansichten erinnere. Den dritten nannte sie zuweilen untergeschoben, — weil er mir ähnlich sah. Sie begreifen, wie die Einbildung der Kinder verwirrt werden mußte! Dabei entfremdete sie die Knaben mir, dem Vater, der ihre tollen Junkerstreiche streng rügte, hart bestrafte, während sie alles belobte, belachte, und als untrüglichen Beweis adeligen Blutes ansah. Als ich in die Domänenverwaltung trat, der ich jetzt noch angehöre, führten mich Geschäfte oft von Hause. Wenn ich dann zurückkehrte, hatte ich immer wieder gut zu machen, was meine Frau angerichtet, die Wunden zu heilen, die sie geschlagen. Bei den Bauern gelang das wohl, bei den Kindern nicht. Nun suchte ich diese ihrem Einflusse zu entziehen und gab sie in Pension. Aber ich gewann dadurch nur, daß meine Frau, die bei der Lebendigkeit ihrer Natur der Thätigkeit bedurfte, sich um so eifriger um die Gutsverwaltung bekümmerte, und den Streit darüber bis zum Unerträglichen steigerte. Ich konnte nicht nachgeben, weil es die Menschlichkeit nicht gestattete. Am liebsten hätte ich das Gut verkauft, — wie hätte aber das meine Frau zugegeben, welche die Besitztitel in Händen hatte. Was mußte ich da nicht Alles erleben! Wenn sie die Mägde strafen wollte, und ich dazwischen trat, so ließ sie die

Küche unbesorgt, fuhr aus, und ließ mich allein. Wenn der Kutscher gezüchtigt werden sollte, und ich es nicht zugab, so verdarb sie mir den Tag durch Maulen und Muckschen, bis ich ein Pferd bestieg, und nach der Stadt ritt. Schalt sie mit den Bauern, die auf dem Felde arbeiteten, und ich ermahnte zur Geduld, so hieß sie die Bauern nach Hause gehen, indeß die ganze Arbeit unterblieb. So lebten wir bald wie Hund und Katze, und bis auf die geringsten Kleinigkeiten erstreckte sich Streiten und Hadern. Sie beobachtete mich in meinen Eigenheiten, um ihnen störend entgegenzutreten; meine kleinen Neigungen machte sie lächerlich, und gefiel sich, auf das Widersprechendste Werth zu legen. Vor der Welt ging es noch erträglich — aber im Stillen — ach, lieber Herr, was habe ich für Stunden ausgestanden. Am glücklichsten war ich, wenn meine Frau sich gar nicht um mich bekümmerte. Aber ihre unruhige Natur bedurfte der Aufregung, und so schalt und keifte sie am liebsten mit mir. Die Liebe war längst todt. Immer mehr haßte ich meine Häuslichkeit, fühlte mich glücklich auf Reisen. Und auch meine Frau war zufriedener in meiner Abwesenheit, dann schaltete sie nach Herzenslust, commandirte und regierte, und holte nach, was sie versäumt hatte. — Wir waren siebzehn Jahre verheirathet, als der Bruch stattfand. Die Veranlassung war lächerlich. Meine Frau hatte ihren Willen wieder einmal durchsetzen wollen, hatte die wildesten Pferde im Stalle anspannen lassen, junge Thiere,

welche eine lange Tour nicht machen durften. Ich wollte und mußte einschreiten, denn ich hatte ausdrücklich andere Befehle gegeben. Da kam es denn zur Trennung. Ich verließ noch an demselben Tage das Gut und siedelte hieher in dies Haus. Ja, lieber Herr, fünfzehn Jahre wohne ich hier; dies alte Zimmer hat meinen Schmerz, meine Verlassenheit fünfzehn lange Jahre hindurch gesehen."

„Einmal getrennt, konnte keine Versöhnung wieder stattfinden; das litt weder der Stolz meiner Frau, noch der meinige. Ich sorgte für sie und die Kinder, wie ich konnte. Sie sehen ja, wie es hier aussieht; ich brauche wenig. Alles überließ ich meiner Frau; aber damit sie die Bauern nicht mißhandele, verlangte ich, daß das Gut verpachtet werde. Sie sollte wenigstens darin nicht ihren Willen haben. Ich setzte das durch, denn mit meinem Kapitale war das Gut erkauft, und es dauerte überdies nicht lange, so erreichte ich durch den Dienstrang den russischen Erbadel, war also berechtigt, in Livland ein Ritterschaftsgut eigen zu besitzen. Das wußte meine Frau, und gab nach, unter der einzigen Bedingung, daß mein zweiter Sohn, der Landwirth werden wollte, das Gut nach seiner Mündigkeit in Pacht nehme. — Des Friedens halber willigte ich ein."

„Als mein Sohn das Gut übernahm, mußte er sich natürlich verpflichten, seiner Mutter Pacht zu zahlen. Sie konnte recht gut auskommen mit diesen Einkünften; denn ich zahlte von meinem Ge-

halte die Pensionen meiner anderen Kinder. Aber die Früchte der mütterlichen Erziehung zeigten sich bald. Der Junge wollte den zweifelhaften Adel seines Namens durch unzweifelhafte adelige Aufführung verdecken. Man erzählte von ihm, er habe sich Visitenkarten stechen lassen mit dem angehängten Namen seines Großvaters. Ich glaube das nicht, aber das weiß ich, daß er bei jeder Gelegenheit die Namen seines Großvaters im Munde führte. Er hielt sich eine Meute Hunde, Renner, veranstaltete Hetzjagden, richtete sich auf dem kleinen Gute vornehm ein, umgab sich mit Inspectoren, Gutsschreibern u. s. w., ließ seine Leute Livree tragen, mit Wappenknöpfen, und schloß sich zum Ueberfluß an die aristokratische Partei an, die ihn auslachte, aber duldete, weil er eine Stimme auf dem Landtage zu vertreten hatte. — Sie mögen denken, mein lieber Herr, wie das Gut durch diese Wirthschaft litt, wie die Bauern herunterkamen. Ich wollte und konnte nicht dazu schweigen; aber meine Vorstellungen halfen nichts; er lachte mich aus, wollte es besser verstehen, und gerieth dabei in immer größere Noth. Die Nähe der Stadt, welche den Absatz aller Producte so sehr erleichterte, wußte er nicht zu nützen; und wenn er etwas zum Verkaufe hereinschickte, so ward er betrogen durch ungetreue Verwalter — denn Liebe hatte er bei seinen Leuten nicht. Als nun im vorigen Jahre seine Partei neue Wahlen auf dem Landtage veranlaßte, ließ sich der Narr zum Kirchspielsrichter wählen, ein Aemtchen,

das allerdings 600 Rubel Silber einbringt, aber wieder eine Menge Ausgaben herbeiführt. Man muß dabei einen Secretär besolden, muß unaufhörliche Reisen machen, und vernachlässigt nothwendig die eigenen Angelegenheiten. Es ist mein Sohn, aber doch muß ich sagen, schlechter konnte man nicht wählen. Wie konnten die Bauern Gerechtigkeit von ihm verlangen, der doch nur seiner Partei zu gefallen strebte; wie verstand er Wege und Straßen zu beaufsichtigen, der das eigne Gütchen nicht übersehen konnte. Es war erbärmlich. Aber so sind diese Aristokraten; reiche, angesehene, unabhängige Männer wollen sie nicht zu Wahlbeamten haben; solche, die sie beherrschen, die sich demüthig in die Anforderungen der Großen schicken, sind ihnen angenehm. Das ging so, — bis er am Rande war. Seiner Mutter hatte er längst keine Pacht mehr bezahlt; er hatte längst mehr ausgegeben, als er einnahm — was blieb ihm zuletzt übrig, als — aber ich will darüber schweigen. Jetzt ist es drei Monate her, daß er sich gezwungen sah, sich mir zu entdecken, bei mir Hülfe zu suchen. Mein Herz war ihm längst entfremdet — und doch konnte ich ihn nicht sinken lassen. Ich riß ihn heraus — und dann habe ich ihm den Weg gezeigt, auf dem er sich bessern könnte. Er ging nach Petersburg, um Armeedienst zu nehmen — vielleicht giebt ihm Gott Gelegenheit, wieder gut zu machen, — vielleicht macht eine Kugel —"

Der alte Mann endete nicht; sein Kopf sank

nieder und die Augen starrten den Boden an. Seine Erzählung klang allerdings anders, als die des dicken Revalensers, und die Andeutungen des jüngern Sohnes zeugten auch von Parteilichkeit gegen den Vater. Aber wer hatte Recht unter den Hadernden? Der Collegienrath hatte zu wiederholten Malen auf die Dürftigkeit seiner Lebensweise angespielt. Seine Umgebung bezeugte seine Noth, aber doch war der Schmutz und die Unordnung um ihn her nicht gerechtfertigt. Seine ganze Erscheinung trug die Spuren eines fast gesuchten Cynismus an sich. Der Schlafrock war schmierig; die Füße steckten in alten zerrissenen Schuhen; ein schwarzes Halstuch war unordentlich um den Hals geschlungen; Wäsche sah man nicht, außer daß zuweilen ein Zipfel des Hemdsärmels hervorgezogen wurde, um die Nase abzuwischen, die nach dem Einsaugen des scharfen Spaniolgeruches unsauber wurde. Die Perrücke, von braunem, kurzen Haare, bedeckte den Kopf nur zum Theil, saß nicht fest, und ward hin- und hergeschoben, so daß bald rechts, bald links ein breiterer oder schmälerer Streifen grauen Haares zum Vorschein kam. Dabei hatte die vielfache Berührung sie zerzaust und beschmutzt. Das Gesicht hatte freilich einen gutmüthigen Ausdruck, und ein gewisses Wohlwollen sprach sich auch in der Lieblingsanrede des Collegienraths aus „lieber Herr, mein guter Herr.“ Aber die ofte Wiederholung dieser Anrede hatte etwas Gezwungenes und klang wie eine Mahnung zur Sanftmuth, die sich der Redende

selbst zurief. Er bezeichnete sich selber als energisch, unnachgiebig, zähe in der Behauptung seines Rechtes. Wie leicht mochte das zur Rechthaberei ausgeartet sein, welche durch keine gefällige Form abgestumpft ward. Und wenn sich diese Energie in Kleinigkeiten geltend machen wollte, wie mußte sie da die Ungeduld einer jungen Frau gereizt haben, welche die Liebe im Elternhause verwöhnt hatte! —

Daran hatte der Magister gedacht, während der Collegienrath sprach, und war am Ende der Ansicht geworden, daß das Recht doch nicht ganz auf Seiten seines Wirthes sein könne. Aber das leuchtete ihm ein, daß er durch den Korb, den er sich bei der Tochter geholt, der Verbindung mit einer Familie entgangen war, welche ihm schwerlich Glück zur Morgengabe gebracht hätte.

„Und haben Sie Nachricht von Ihrem Sohne?“ frug er nach einer Pause.

Der Collegienrath erwachte aus seinem Traume und sah den jungen Mann forschend an. Er schien zu suchen, welchen Eindruck seine Erzählung auf ihn gemacht habe. Es verrieth sich wenig Theilnahme beim Magister. Dieser schien eher verstimmt und unbefriedigt zu sein, und seine Frage nach dem Sohne war im gleichgültigsten Tone vorgebracht worden. Der Collegienrath antwortete ebenfalls in mißmuthigem Tone:

„Es sind ihrer viele in die Armee getreten. Einige dreißig Kurländer auf einmal haben Dienst genommen. Sie wurden nach Petersburg gebracht,

und dem Kaiser feierlich vorgestellt. Kurland kann etwas von Edelleuten entbehren; da giebt es eine Menge jüngerer Söhne, die sich auf Kosten ihrer Verwandten herumtreiben, von Gut zu Gut gehen, jagen, tanzen, spielen, reiten, ohne Zweck und Ziel. Sie zählen auf dem Landtage mit, denn jeder Kurländer hat Stimme, gleichviel, ob er besitzlich ist oder nicht. Für diese Leute ist der Krieg eine glückliche Gelegenheit. Patriotismus werden sie nicht viel mitnehmen, aber tapfer sind sie, und das kann ich auch von meinem Sohne sagen. Er brennt auf eine Gelegenheit zur Auszeichnung, und die wird sich ja finden, da Gortschakoff über die Donau gegangen ist und ein Zusammenstoß unvermeidlich sein wird."

„Viel ist nicht zu hoffen," meinte der Magister. „Der Krieg wird übel gehen. Die Herren in Petersburg schreiben vor, was geschehen soll, und erschweren noch überdies durch ungeschickte Leute, die sie dem Kommandirenden aufdrängen, die Ausführung. Die Nachricht von dem Donauübergange hat ein Adjutant gebracht, den man im Hauptquartier los sein wollte, weil er unbrauchbar war. — Inzwischen behaupten viele, daß der Kommandirende durch seine Zerstreutheit, seine Empfindlichkeit, Gereiztheit, selber der Unbrauchbarste sei."

„Aber der Feldmarschall übernimmt ja bald das Kommando!"

„Freilich," sagte der Magister, „aber er wird ungern in die fremden Pläne eingehen; seine Thä-

tigkeit wird ebenfalls gelähmt werden durch die Menge unnützer Subjecte, die er vorfindet. Es wird ein trauriger Krieg. Geben Sie Acht."

„Ich fürchte mich nicht davor; denn jedenfalls wird das Volk aus seiner trägen Ruhe geweckt werden und vorbereitet zur Aufnahme von nothwendigen Neuerungen. Lassen Sie immerhin den Adel seine Schwäche und Unfähigkeit an den Tag legen, wenn nur der Bauer, die wahre Kraft und Zukunft Rußlands, seines Gewichtes sich bewußt wird."

„Das ist freilich eben nur die Hoffnung der Verzweiflung," sagte der junge Mann aufstehend. „In Petersburg hegt man andere Zuversicht. Sie meinen dort, es sei in allen Russischen Kriegen anfänglich schlecht gegangen, bis die alten, unbrauchbar gewordenen Generäle weggeschafft seien, und eine neue Generation an ihre Stelle getreten! — Woher soll uns eine neue Generation kommen? Wir gehören Alle einer Zeit an — der Zeit Nikolai's!"

„Ich danke Ihnen für Ihren lieben Besuch, mein bester Herr," sagte der Collegienrath, als sein Gast sich zum Abschiede anschickte. „Selten, daß jemand sich bis zu mir verirrt, aber ich sehe Gäste, wie Sie, gern in meiner Einsiedelei.. Nun lassen Sie sich von meinem Gnomen hinausführen. Er hat sicher schon gehört, daß Sie im Begriffe sind fortzugehen." —

Der kleine Bucklige stand draußen bereit, um

den Fremden zum Thore hinaus zu lassen. Er focht wieder mit seinen Händen; die Füßchen drehten sich in den großen Schuhen hin und her, und der Magister lachte laut auf, als das Thor hinter ihm geschlossen war, — so possierlich hatte sich der Kleine gebehrdet, so komisch den Kopf auf dem Rumpfe hin- und hergeworfen, als er mit dem Schlüssel das Schloß aufgeschlossen, die Riegel fortgeschoben, und schließlich die kleine Gabe in Empfang genommen hatte, welche der Magister ihm reichte.

IV.

Einige Tage später traf der dicke Revalenser wieder mit dem Magister in der Conditorei zusammen. Der „Invalide" wanderte unter den Anwesenden von Hand zu Hand, denn die Armeebulletins gewannen täglich mehr an Interesse. Die ersten kleinen Erfolge der Russischen Armee jenseits der Donau waren publicirt worden. Es entspann sich ein Streit über die Wahrscheinlichkeit, ob Silistria belagert werden würde, oder ob Gortschakoff mit Zurücklassung eines Observationskorps den Feind aufsuchen würde. — Unsere Freunde verließen die Streitenden, welche Gründe und Gegengründe anhäuften, und traten in ein entlegenes Zimmer, um ungestört plaudern zu können.

„Denkst du an unser neuliches Gespräch?“ frug der Magister den Kameraden.

„Nun und?“ lautete die Gegenfrage. „Du hast wohl psychologische Studien gemacht?“

„Errathen!“ antwortete der Magister. „Ich weiß jetzt, daß es Mißheirathen giebt. Die Heirath der kleinen Excellenz mit der Ladenmamsell ist zwar regelrecht. Aber Reinholds Eltern haben ein so unpassendes Paar gebildet, daß mir eins unbegreiflich bleibt — wie konnten sie so lange mit einander aushalten!“

„Das ist eben kein Wunder,“ sagte der Dicke. „Die Veranlassung zu einem Losbruche fehlte.“

„Du glaubst nicht,“ fuhr der Magister fort, „wie tief bei Reinholds Mutter die Adelsvorurtheile wurzeln. Sie selbst ist sich dessen unbewußt. Sie ist der leibhaftige Begriff einer bevorrechteten Kaste. Ihre Ehe mit einem Bürgerlichen ist nicht etwa hervorgegangen aus Toleranz; es war eine adelige Laune, die sie sich gestatten konnte, im Gefühle dadurch ihrer adeligen Rechte nicht verlustig zu gehen. Sie hat diese Ehe nie bedauert, denn sie hat sich zu allen Zeiten mit dem Gedanken befriedigt, ihrem Manne überlegen zu sein. Ihre Unnachgiebigkeit gegen die Wünsche und Neigungen ihres Mannes kam nur aus diesem Gedanken her. Sie redete sich ein, sie müsse die Gutsverwaltung besser verstehen, die Bauern besser kommandiren können, als solch ein bürgerliches Blut.“

„Dann sind deine Aussichten auf endliche Erhörung deiner Gefühle schlecht," meinte der Dicke.

„Glaubst du, ich denke noch daran — das ist vergessen. Das junge Mädchen ist hübsch, aber wie die Mutter schroff, hart und launisch. Ich bedaure sie, aber ich fühle keine Liebe mehr für sie!"

„Närrischer Kerl," war die lachende Antwort, „ist denn die Liebe ein Rock, daß man sie so bequem ausziehen kann?"

„Das nicht," rief der Magister, „aber ich habe die Liebe wegdisputirt" —

Die Thüre öffnete sich — der lange Baron Alexander steckte den Kopf herein, und als er die Beiden sah, wollte er sich schon entfernen. Plötzlich schien er sich eines Andern zu besinnen, und kam auf den Magister los. Er kannte ihn oberflächlich, wußte jedoch von seiner Liebesgeschichte.

„Es interessirt Sie vielleicht," sagte er, indem er die Brille hinauf schob, um den Eindruck seiner Nachricht zu beobachten, „die heute eingetroffene Nachricht zu hören, daß der junge ..... — Sie wissen, der Bruder des jungen Mädchens, dem Sie den Hof machten — bei einer Recognoscirung jenseits der Donau gefallen ist. Eine Kugel durch den Kopf hat sein Leben auf der Stelle geendet."

„Die arme Mutter," rief der Magister.

„Ja," sagte der Baron gutmüthig, „für die Mutter ist es ein schwerer Schlag. Sonst werden aber nicht viele Thränen um den Todten fließen. Heute machte schon jemand den alten Witz — dieser

Tod widerlege wenigstens die Feinde des Gefallenen, die immer behauptet hätten, er sei ein kopfloser Mensch."

Die jungen Leute lächelten, und die komische Miene Alexanders sagte deutlich, daß er selber diesen abgetragenen Witz hervorgesucht habe. —

„Du hattest eine böse Ahnung," sagte der Magister zum Dicken, „als du neulich zu uns sagtest, hier wird gefreit, und anderswo begraben."

„Oh," rief der Baron, „disponiren Sie über Ahnungen, so lassen Sie sich jetzt als Orakel gebrauchen. Vielleicht gelingt es Ihnen, den Tischen Concurrenz zu machen, die jetzt überall gedreht werden. Es ist keine vernünftige Gesellschaft mehr möglich, seit man an diese Holzblöcke gebunden wird, wo man auch erscheinen mag!"

Sechste Episode.

Herkömmlich.

I.

Der Embach fließt unterhalb Dorpat durch ein flaches, wiesenreiches Land, zwischen niedrigen, schilfbedeckten Ufern. Der Fall seines Bettes ist so unbedeutend, daß man die Strömung kaum bemerkt. Die Schifffahrt aufwärts, wie abwärts, ist daher sehr beschwerlich; die Winde an den Mündungen sind tagelang so gleichmäßig, daß die Kähne oftmals wochenlang auf die Ausfahrt und Einfahrt warten müssen. Zur Thalfahrt wird gewöhnlich die nördliche Mündung benutzt, zur Bergfahrt die südliche. Selbst das Ziehen der beladenen Kähne ist dadurch erschwert, daß in den sumpfigen Ufern kein Pfad angelegt worden ist. Die aufsegelnden Kähne finden übrigens häufig einige tausend Faden oberhalb der Mündung neuen Windwechsel, und müssen oft von neuem hier liegen, um mit den schwachen Morgenbrisen weiter zu gehen. Vor einigen Jahren hatte ein kleines Dampfschiff nützliche Dienste als Schlepper

geleistet, war jedoch in der Narowa, bis wohin es seine Fahrten ausdehnte, gescheitert, und der Unternehmungsgeist der Dorpatenser war so gering, daß bis jetzt noch kein zweites Dampfschiff sich versucht hatte. Gleichwohl ist der Embach von Dorpat aus zu allen Jahreszeiten schiffbar, und der Verkehr auf dem Strome, sowie auf dem See, ist nicht unbedeutend. Der Peipussee gränzt an vier Gouvernements — Petersburg, Pskow, Livland und Estland; er ergießt sich durch die Narowa in die Ostsee, und wenn auch die Schifffahrt auf diesem Flusse durch den großen Narowafall drei Werst oberhalb Narva unterbrochen wird, so ist sein Stromsystem für den Binnenhandel immer von großer Wichtigkeit. Die Uferbewohner des Sees, fast nur Russen, selbst in den Ostseegouvernements, leben von Schifffahrt und Fischfang. Letzterer hat zwar bedeutend abgenommen, so daß sogar die Regierung sich veranlaßt sah, eine Specialkommission zur Untersuchung dieser ungewöhnlichen Abnahme zu beordern; aber immer ist er noch ein wichtiger Erwerbszweig der Uferbewohner. Diese verkaufen jährlich Tausende von Tonnen jener kleinen getrockneten Fischchen, Snitki. Aus dem Pskowschen Gouvernement wird Korn, Holz und Flachs durch den Peipussee ausgeführt, und als Rückfracht gewöhnlich Materialwaaren, Häringe u. s. w., vorzüglich aber Salz geladen. Der Speditionshandel mit schwedischen Häringen hatte in den letzten Jahren einem Dorpater Kaufmann so bedeutenden Gewinn gebracht, daß man ihn scherzweise Lord Härington nannte.

Die Verschiedenheit der Gouvernementsregierungen am Peipussee hatte manche Mißbräuche zur Folge gehabt, welche durch die exceptionelle Stellung des größeren Theiles der Uferbewohner noch vermehrt wurden. Seit Jahrhunderten haben sich nemlich an mehreren Uferpunkten des Sees Colonieen von Starowerzen angesiedelt, sogenannte Altgläubige, welche der Regierung viel zu schaffen machen. Es sind diese Altgläubigen eine Secte, deren äußerster Vorposten auf dem westlichen Ufer des Sees in Tschernaja Derewnje (Schwarzdorf) zu finden sein dürfte, von wo aus sie sich um die Südküste des Sees herum, durch die Gouvernements Pskow, Twer, Moskau u. s. w. hinziehen. Ihre Anzahl ist schwer zu ermitteln; zwar sollen die Popen über ihre Geburten und Sterbefälle berichten; aber die Russischen Kirchenbücher sind schon schlechte Garantieen für die Bewegung der orthodoxen Gemeindebevölkerung, geschweige für die von einer Volksklasse, welche außerhalb der Gemeinde steht. Die Stellung der Altgläubigen zur Regierung ist im Grunde genommen vollkommen rechtlos. Den leibeigenen Russen vertritt wenigstens der Herr gegenüber den Beamten, und mitunter auch der Beamte gegenüber dem Herrn. Aber den Altgläubigen schützt niemand; auf ihn drängt Alles ein, Beamte wie Geistliche; er kann nicht einmal sagen, daß ihn Gott und der Kaiser schützen, obgleich auch diese nach dem Russischen Sprichwort „fern und hoch" sind; denn trotz der von Katharina II. proclamirten Toleranz wird der

Altgläubige an höchster Stelle mit sehr mißliebigem Auge betrachtet. Und mit Recht. Es liegt in diesen Schismatikern eine Gefahr, deren Drohung man um so unheimlicher empfindet, je weniger man ihre wahre Größe kennt. Diese Volksmasse im Herzen des Reichs, eine eng verbrüderte Schaar — sowie denn die Verbrüderung bei den Slaven viel lebendiger ist als bei den Germanen — von den baltischen Seeen bis an die Gebirge, die Europa von Asien scheiden, die Flüsse entlang, in den Waldungen, meist herrenlose Bauern, überallhin verzweigt, reich, mächtig durch Unabhängigkeitssinn — welche Gefahr kann sie nicht dem Reiche bringen, wenn sie die Rechte erzwingen will, die sie jetzt erschleicht und erkauft. Der bedeutendste und einträglichste Handel Rußlands, der Chinahandel, ruht fast ausschließlich in ihren Händen — und doch kann dem Gesetze nach kein Altgläubiger Mitglied einer Gilde sein. Um dem Gesetze auszuweichen, erfolgt entweder ein scheinbarer Uebertritt zur orthodoxen Kirche, oder man bedient sich eines Strohmannes, oder man findet sich mit Geld ab. Aber natürlich wird diese ewige Schererei, die in den Händen gewissenloser Beamten und habgieriger Popen bis in's Unerträglichste gesteigert werden kann, von den Altgläubigen bitter empfunden. Die großen Summen, welche wesentlich die Kaufmannschaft des Moskauer Gouvernements zum letzten orientalischen Kriege beisteuerte, wurden vorzugsweise von den Altgläubigen rançonnirt. Man erzählte — und Wohlunterrichtete waren die

Quelle — daß im Anfange des Kriegs eine Deputation bei dem Generalgouverneur von Moskau erschienen sei, mit dem Anerbieten funfzig Millionen Rubel Silber gegen ein wahrhaftes Duldungsgesetz zu zahlen. Natürlich wagte der Graf Zakrewski — sonst ein derber, energischer Mann, der ebensowohl dem Kaiser die Wahrheit zu sagen weiß, wie er den renitenten Moskauer Adel zu brutalisiren versteht — er wagte es doch nicht, das Anerbieten dem orthodoxen Czaren zu unterbreiten, und begnügte sich, den Staroworzen einzeln zur Ader zu lassen. — Das Manifest vom 26. August 1856 brachte Duldung für die Juden, Verzeihung für die Empörer — aber der Staroworzen war nicht erwähnt. Das soll die Sekte übel genommen haben, und ihre Unzufriedenheit über die ewige Ausschließung von czarischer Gnade, nach so großen Kriegsopfern, drohend geäußert haben. Als im März 1857 Unruhen im Twerschen ausbrachen, ein Gorodnitschi (Polizeimeister) und einige Popen der Volkswuth zum Opfer fielen, da hielt man diesen Act der Volksgerechtigkeit schon für das Signal zum Losbruche der Staroworzen; der Gouverneur sah Gespenster, rief um Hilfe; von Petersburg sollten eiligst Garderegimenter marschiren — als glücklicherweise die Energie eines abgeschickten Flügeladjutanten, des Obersten Potapoff, dem Aufstande ein Ende machte. — Und wie unbedeutend war die Veranlassung zur Entstehung dieser Sekte. Als im 17. Jahrhundert der Patriarch Nikon neue Kirchenbücher drucken ließ, und für die

bessere Ausstattung der Heiligenbilder zu sorgen anfing, da erregte das Mißfallen. Man wollte bei dem Alten bleiben, man wollte sich nicht an die neue Farbe des Teufels gewöhnen, noch weniger an die neue Aussprache des Namens Jsus statt Jisus. Darüber zerfiel man von Anfang an mit der Geistlichkeit, ward geschmäht und verfolgt, und es steigerte sich immer mehr der Unterschied zwischen der herrschenden Kirche und den Sektirern. Diese übertrugen die Verwaltung des Priesterthums auf Gemeindeälteste, aber auch die Autorität dieser Laienpriester war nicht groß, da sie die Eucharistie nicht zu verwalten haben. Nun kamen Peters des Großen umfassende Sprachreformen; die Russische Sprache trennte sich durch Verwerfung des Rhinesmus um vieles weiter vom Altslavischen. Die Aussprache des Bibeltextes und der liturgischen Formeln modernisirte sich immer mehr; selbst in der orthodoxen Kirche bewahrte nur noch die Moskauer Diöcese die Tradition der Bibellesekunst. Da fanden sich denn die Starowerzen weit getrennt von der neuen Kirche, und der Riß war unheilbar geworden. Kirchen gestattete man ihnen nicht. Die gemeinschaftliche Erbauung flüchtete auf die Kirchhöfe, oder in die Häuser, wo ja jedes Zimmer seinen Heiligenwinkel hat. Auch das Kreuz schlugen sie nach alter Sitte nur mit Zeige- und Mittelfinger, und eingebogenem Daumen, um die doppelte Natur Christi und die Einheit Gottes anzudeuten, während die herrschende Kirche in den zusammengelegten drei Fingern an

die Dreieinigkeit erinnern will. — Uebrigens, so bitter die Starowerzen die Popen hassen, so scheel sie auf die Beamten sehen, so sind sie mit ihren Brüdern, den Bauern, innig befreundet. Ihre Gastfreiheit macht keinen Unterschied im Glauben; sie nehmen in ihren reinlichen, behäbigen Häusern jeden gern auf, — nur mag man sich hüten, Tabak in ihren Zimmern zu rauchen; denn gestützt auf einen falschgedeuteten Bibelvers*) halten sie das Tabakrauchen für Gott mißfällig, wo nicht gar für eine Sünde wider den heiligen Geist.

Unweit des Embachdeltas, da wo sich der Peipussee verengt, und einen zweiten, getrennten See im Süden zu bilden scheint, liegt eine kleine Insel, Pirrisaar (Kräheninsel) von den Esten genannt, von den Russen schlechtweg die Insel geheißen. Die westliche Hälfte dieser Insel gehört zum Gouvernement Livland, die östliche zum Gouvernement Petersburg. In dem Insel-Dorfe, auf der livländischen Seite gelegen, wohnen nur Starowerzen. Die männliche Bevölkerung ist im Sommer selten zu Hause; auf ihren Kähnen fahren sie nach Pskow, nach Narva, nach Dorpat. Ackerbau wird auf der Insel nicht getrieben; das Getreide wird vom festen Lande geholt. Dicht hinter dem Dorfe betritt man in einem Fichtenwalde, der von Krähen allein bevölkert ist, die Gränze des Gouvernements, und

*) Ev. Matth. XV, 17. 18. vorzugsweise vs. 11. „Was zum Munde ausgehet, das verunreiniget den Menschen."

hier wacht lächerlicher Weise eine Steuerwache sorgfältig über die etwaige Ausführung von Spirituosen in die Osthälfte der Insel, dies Asyl zahlloser Krähen. Natürlich soll die Steuerwache die Ausfuhr von livländischem Branntwein aus den Insel-Niederlagen nach den Küstendörfern ausspioniren und verhindern. Aber während die Schiffer ohne Scheu die einträgliche Contrebande betreiben, will die Wache nicht gestatten, daß man mit einem Glase Branntwein in der Hand aus livländischem Gebiete in das Petersburger tritt. Mußten wir es doch erleben, daß nach einem Bade im See, als wir den Waldschatten aufsuchten, um eine Cigarre in freier Luft zu rauchen, und ein Glas kühles Bier zu trinken, der Steueraufseher herantrat, und das Bier zu konfisciren drohte! Er ward nun wohl durch eine derbe Zurechtweisung gehen gemacht, aber diese wörtliche Auslegung des Gesetzes, gegenüber den offenbaren Defraudationen der Inselbewohner, ist im höchsten Grade bezeichnend. — Im Winter, wenn der See in eine glatte Spiegelfläche verwandelt ist, feiern die Bewohner, und ziehen nur selten hinaus, um die Brüder an der Küste zu besuchen. Dann wird wohl ein leichter Kahn auf Kufen gesetzt, und ein Segel treibt mit günstigem Winde die Reisenden über den See. Pferde hält man nicht auf der Insel, und miethet sie zur Noth von dem nahen Festlande, wo eine verwandte Colonie von Starowerzen auf dem äußersten Vorsprunge des livländischen Gouvernements angelegt

ist. Denn Vorgebirge kann man die zwanzig Fuß hoch über dem Seespiegel aufgelagerten Sandhügel kaum nennen, welche die Colonisten als Koniec (Ende) bezeichnen, und danach ihr Dorf „auf dem Ende" heißen. Durchgängig sind die Ufer des Sees flach und niedrig, so daß auch die kleinsten Boote an den meisten Stellen das Land nicht erreichen können und bei ungünstigem Winde in einer Entfernung von 1/8 Meile ausgeladen werden müssen. Und dann wieder, wenn Nordwinde die Wogen über den See peitschen, spritzen die Wellen weithin über die niedrigen Hügel des Südrandes und treiben den beweglichen Ufersand auf die dürftigen Felder hinter den Stranddörfern. An manchen Stellen setzt sich der See bis tief in das Land hinein fort in Teichen und Sümpfen, und dort nisten Millionen von wilden Enten und locken im Juli und August zu Jagdausflüchten, an denen die Strandbewohner gern theilnehmen.

II.

Wir waren auf dem Heimwege nach unserem Standquartiere Pirrisaar, von einer Jagdpartie zurückkehrend, die wir an den schilfreichen Ufern einige Werste südlich von „dem Ende" unternommen hatten. Unser Kahn sah ziemlich bunt aus. Am Steuer stand ein Greis mit schneeweißem Haare und Barte, lang und hager, aber ungebeugt von

den Jahren, gebietend in seiner Haltung, mit so scharfen klaren Augen, daß er in weitester Ferne auf dem ruhigen See die Taucherschwärme erkannte, die beim Aufflattern wie Fliegen erschienen. Neben dem Querholze, in welchem die Segelstange steckte, kauerte ein zweiter Alter, mit freundlichem, gutmüthigen Ausdrucke; er hielt das Seil fest, an welchem das Segelende flatterte, um die leichte Brise vom Lande her einzufangen. Dann lagen ein Paar Hunde da, müde von der Jagd; von Zeit zu Zeit schlugen sie wie im Traume die Augen auf, und schauten, tief Athem holend, auf die Jagdbeute, die neben ihnen ausgebreitet war, — Enten, Rohrdommeln mit langem Halse, die wir aus Uebermuth, nicht des Wohlgeschmacks wegen, geschossen hatten, Duppeln, und der Krone des Tags, einen Fischadler. Dann ein leider leer gewordener Flaschenkorb, — die Jagdgewehre — und endlich im Vordertheile wir drei Jäger, behaglich ausgestreckt, schmauchend, und in den blauen Abendhimmel starrend, oder in die Wogen, die ihn schillernd abspiegelten. Unsere Anzüge waren nichts weniger als elegant, aber um so praktischer. Ein Leinwandrock, dito Beinkleider, die mit Besteln, d. h. Ledersandalen, an den Füßen befestigt waren, ein Strohhut — so hatten wir der Tageshitze getrotzt, waren oft bis an den Gürtel im Wasser gewatet, dicht hinter den Hunden her, um die Entenschwärme aufzutreiben, und die Beute in Empfang zu nehmen.

Ossip Iwanowitsch, der Mann am Steuer, sprach kein Wort. Es schien nicht einmal, als achte er auf unser Gespräch. Seine Augen lugten über den See; sein unbedecktes Haupt strahlte in der Abendröthe, die in Nordwesten aufflammte und für den andern Tag einen Sturm drohte. Desto gesprächiger war der andere, der gar zu gern seine Lebensereignisse mittheilen wollte, und Manches erlebt hatte, was er für denkwürdig hielt.

„Also du hast den Kaiser gesehen, Phoma,“ rief ich ihm zu, als er mit nachdrücklicher Betonung dieses wichtigen Lebensmomentes gedacht hatte.

„Habe ihn gesehen, Herr,“ antwortete er stolz, „und, was noch mehr, habe mit ihm gesprochen.“

„Nun, was hattet Ihr miteinander?“

„Das ist eine lange Geschichte, Herr! Aber ehe wir auf die Insel kommen, kann ich sie Euch erzählen, wenn Ihr so wollt.“

„Erzählt nur immer, wir hören zu.“

„Seht,“ hub Phoma an, der den Segelstrick an einen Pflock gebunden hatte, „es ist schon lange her, Niemand kann sich mehr darauf besinnen, wenn es war, als unsere Väter sich auf der Insel niederließen. Es giebt zwar viele schlechte Kerle in den Dörfern am Strande, Leute, die ihren Herren davon gelaufen sind, und hierherkamen, um Unfug zu treiben, so daß es lange unsicher war auf dem See, bis zuletzt Soldaten ausgeschickt wurden, um das Gesindel aufzufangen, und man eine Garnison in das Dorf nicht weit von der Grenze gelegt hat.

Aber unsere Väter waren nicht solche; das waren ehrliche Leute, niemandem unterthan als dem Czaren. Denen hatte die Insel gefallen, weil sie das Leben führen konnten, wie in der früheren Heimath, jagen und fischen und Gott dienen ohne einen Popen zu sehen. Nun nahmen sie Besitz von der Insel, die niemandes Eigenthum war, und wohnten, und bauten Kähne und fuhren auf dem See, und handthierten mit den Deutschen, blieben aber ihren Brüdern, den Russen, zugethan. Denn als der große Czar Peter Alexejewitsch kam, und mit den Deutschen Krieg führte, da haben unsere Väter den Unsern gute Hülfe bewiesen. Damals, als die Unseren in Pskow lagen, und als die Deutschen herüberkommen wollten auf ihrer Flotte, da sind unsere Väter hingegangen und haben die Unseren herübergeholt, und haben dem General, der sie kommandirte, — Brandt hat er geheißen — die Stelle im Flusse gezeigt, wo er die Deutschen gut überfallen könnte, und da hat sich Brandt mit den Unseren in den Hinterhalt gelegt. Wie nun die Deutschen gekommen sind, ohne daß sie wußten, wer auf sie lauere, haben sie schrecklich gesungen und gelärmt, und ihr Oberster, Löscher, der hat die anderen Officiere zu Gaste geladen auf sein Schiff, und haben sie getrunken, und jedesmal wenn sie sich zutranken, mußten die Trompeter blasen, und mußte mit den Kanonen geschossen werden, so daß man wissen konnte, wie weit sie noch fort waren. Als sie nun an die Stelle kamen, wo die Unseren

sich versteckt hatten, da sind sie zu spät inne geworden, in was für eine Falle sie gerathen seien, und hat es nichts geholfen, sie waren gefangen, ehe sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten; denn so dumm war ihr Oberster gewesen, daß er seinen Soldaten nicht einmal Patronen gegeben hatte, sondern erst vertheilen wollte, wenn er auf dem See wäre. Eilf schöne Schiffe mit 96 Kanonen haben die Unseren gewonnen; das zwölfte aber, Karl XII. geheißen, auf dem der Oberste Löscher kommandirt hat, hat sich in die Luft gesprengt, und liegt noch heute in dem Flusse, und wenn man darüber hinfährt, so kann man es deutlich mit den Rudern fühlen. Einmal sogar lag ich mit meinem Kahne nicht weit davon, der Wind war conträr, ich konnte nicht fort. Da habe ich an dem Orte gebadet, den jeder Schiffer kennt, und tauchte unter, und habe mit meinen Füßen das Schiff betreten, das mit 12 Kanonen da unten begraben liegt, und bin darüber hingegangen, mit Schaudern und Schrecken. — Also dazumal, nach der Schlacht, ist es gewesen, daß unsere Väter sehr gelobt worden sind für ihre Dienste, und hat man ihnen zugesagt, sie sollten keine Steuern bezahlen, nicht sie noch ihre Kinder, und alle die auf der Insel wohnen würden, in ewigen Zeiten nicht, sollten auch keine Rekruten geben, zum Lohne für ihre Treue, weil sie den Unsern zum Siege verholfen hatten, auch ihre Kähne hergegeben hatten, damit die Kanonen an die Stelle geschafft würden, wo Brandt sie gebrauchen konnte. — So

haben denn unsere Väter ruhig gelebt, niemand bekümmerte sich um sie, es kam kein Richter und kein Landrath, um sie zu quälen; sie hatten ihre Aeltesten, die dafür sorgten, daß Alles friedlich zugehe, und die Uebelthäter bestraften. Wie sich aber das Volk mehrte und nicht mehr Raum hatte im Dorfe, und niemand auf der Ostseite anbauen wollte, weil dort die Winde rauher sind, zogen einzelne hinüber und bauten sich Häuser am Ende. Aber es fand sich, daß das Land, auf dem sie bauten, einem Herrn gehörte, und so mußten sie Zins zahlen und auch Rekruten geben. Nun geschah es, daß einer von den Bauern auf „dem Ende" ein Haus von einem auf der Insel erbte, und da es ihm auf der Insel besser gefiel, so wollte er wegziehen vom Lande. Unsere Aeltesten wollten erst nicht, daß er herüberkäme, weil er drüben aufgeschrieben war als Einwohner, und seine Kinder als Rekruten genommen werden konnten. Weil er jedoch bat, und sonst ein guter Mann war, und eigentlich von der Insel stammte, so haben sie ihn aufgenommen. Aber richtig, es geschah, wie die Alten gefürchtet hatten. Die Richter kamen und forderten die Söhne nach der Stadt, damit sie sich stellten. Und es half kein Sträuben, sie mußten hin, und der Edelmann, auf dessen Lande sie früher gewohnt hatten, gab sie ab als Rekruten, weil er doch wußte, daß er nichts von ihnen haben würde, und da wurden sie hinweggeführt und Niemand hat wieder von ihnen gehört. Das wäre nun freilich nicht so schlimm ge-

wesen, aber weil unsere Alten anfangs die Partei für die Männer genommen hatten, da fingen sie an in der Stadt zu fragen, weswegen wir keine Rekruten gäben, und daß es Unrecht wäre, und wir wohnten so gut auf fremdem Boden, wie die „auf dem Ende." Das sagten sie aber, weil wir Russen waren, und sie waren Deutsche. Nun suchten sie alle Bücher hervor, und behaupteten, unsere Insel habe den Deutschen vor Alters gehört, sowie der ganze See. Zuletzt verlangten sie, wir sollten Geld geben statt der Rekruten, und dann sollten wir frei bleiben. Das wollten wir aber nicht, und wir hatten auch Recht. Denn warum? Unsere Insel hatte Niemandem gehört, als unsere Väter sie in Besitz genommen hatten, und sicherlich hatten die Deutschen kein Recht daran, weil jedermann wußte, daß die ersten Deutschen an der Mündung des Flusses gewohnt hatten, wo einst ein Schloß gestanden hatte, von dem man noch die Mauern unter dem Wasser sehen kann. Dies Schloß hatte vor vielen hundert Jahren ein Russischer Czar erobert und zerstört, und die Deutschen selber sagten, daß seit dieser Zeit kein Tschude (Este) und kein Deutscher auf der Insel gewohnt habe, und sie nur Krähen zu Insassen gehabt habe, bis unsere Väter kamen. War also die Insel russisch, denn Russen waren die Eigner; und hätten sie es bleiben müssen, wenn Recht unter der Sonne Recht wäre. Kam aber anders. Wie die in Juriew (Dorpat) verlangten, daß wir zahlen sollten,

da gingen unsere Alten nach Riga, zum Gubernator, um ihr Recht zu suchen. Der Gubernator war aber auch ein Deutscher, den der Kaiser hingesetzt hatte, damit er den Deutschen und Russen gleiches Recht geben sollte, und hielt er es statt dessen mit den Deutschen. Wie er nun frug, ob wir was Schriftliches darüber hätten, daß wir frei seien, und wir nichts hatten, da ließ er die Landkarte holen, und sagte, daß der See nicht einem, sondern mehreren gehörte, den Pskow'schen, den Petersburgischen, und auch den Deutschen, und daß eine Linie gezogen sei, von einer Ecke zur anderen; wenn nun unsere Insel auf der einen Seite läge, so wäre sie Russisch, und hätten die in Juriew nichts an uns zu fordern, läge sie aber auf der andern Seite, so wäre sie Deutsch, und müßten wir uns alsdann fügen in das, was die Juriewschen verlangten. So hieß er uns denn wieder nach Hause gehen, und sagte zu, Leute zu schicken, die nachsehen sollten, wo unsere Insel läge. Es dauerte auch nicht lange, so kamen Leute, und sahen zu, und schauten, und maßen, und hatten allerlei Instrumente, womit sie den Himmel ansahen, und steckten Zeichen auf, und zeichneten sie ab, und fuhren um die Insel herum, und nach dem Lande hinüber, — und wie sie fertig waren, da hatten sie die Insel gezeichnet und den See dazu. Jetzt hieß es auf einmal, die Insel läge in der Mitte, und sei zur Hälfte Deutsch und zur Hälfte Russisch, und wir wohnten auf der deutschen Seite. Nun war doch

das das pure Unrecht; denn wie konnten sie die Insel theilen! Auch wohnte doch Niemand auf der andern Hälfte, weil dort Wald war, und viel kältere Winde, als auf der Abendseite. Aber es half nichts. Sie schrieben, wir lebten auf deutschem Grunde, und müßten darum nach Juriew zahlen. Das war ihnen nicht genug. Sie zeigten auch in Petersburg an, daß jetzt eine Gränze sein solle hinter unserem Dorfe, und da kamen welche von der andern Seite, und sagten, der Wald gehöre ihnen, und sollten wir das Holz kaufen, das unsere Väter gepflanzt und gepflegt hatten. Das konnten wir nicht leiden; denn wenn wir auch zahlen wollten, den Wald zu verlieren hieß unseren Schirm und Schutz verlieren, den Quell unserer Nahrung, das Obdach unseres Leibes. Also beschlossen unsere Alten nach Petersburg zu schicken, und beim Czaren zu klagen, damit wir unser Eigenthum sicherten. Da wählten sie drei, die hingehen sollten, und war ich unter den Dreien. So sind wir denn nach Narwa gefahren mit dem Boote, und von dort machten wir uns zu Fuße auf den Weg. Als wir nun nach Petersburg kamen, wo der Kaiser wohnt, da frugen wir, wie es anzufangen sei, daß wir mit dem Kaiser reden könnten, und fiel uns der Muth, als sie uns sagten, das ginge nicht so leicht, da müsse erst geschrieben werden, und müsse gesagt werden, was wir wollten, und könnten wir lange warten, bis uns Antwort würde, und wenn wir

keinen hätten, der für uns redete, und uns die Sache aufsetzte, so wäre Alles vergebens."

„Aber wann war denn das?" frug ich dazwischen.

„Oh, das ist lange her; ich war damals noch ein junger Kerl und hatte erst vor Kurzem ein Weib genommen."

„Nun und wie alt bist du jetzt, Phoma?"

Der Alte drehte sich herum zu Ossip Iwanowitsch, und frug ihn: „Wie alt werde ich wohl jetzt sein, du mußt es wissen, bist ja der Aeltere von uns Beiden."

„Im siebzigsten," lautete die kurze Antwort.

„Nun, dann ist es wohl unter Kaiser Alexander Paulowitsch gewesen," sagte ich. „Erinnert Ihr Euch nicht, wie der Kaiser hieß?"

„Wie sollt' er heißen," antwortete Phoma, und zog den Segelstrick an. „Väterchen, Czar, nannten wir ihn, aber seinen Namen, Gott mag den wissen! Sie sagen, es sei jetzt ein anderer da. Kann sein! Pawel Petrowitsch war es nicht; denn den haben sie todtgeschlagen, weil er ein Bauernkaiser war*). Ich weiß nur, daß ich den Kaiser gesehen und mit ihm gesprochen habe."

*) Nach Peter dem Großen hat nur Kaiser Paul einen unauslöschlichen Eindruck beim Russischen Volke hinterlassen, und das kurze, energische Verfahren mit dem Adel ließ Paul als volksthümlichen Monarchen erscheinen. Niemals wurden die Mißbräuche so schonungslos in Rußland bestraft,

„Es ist merkwürdig," sagte einer der Kameraden auf deutsch, „daß die Bauern nicht einmal den Namen des Kaisers wissen."

„Was ist da zu verwundern," antwortete der andere. „Der Bauer in Rußland lernt den Namen des Kaisers durch das Kirchengebet kennen, wo er ihn oft zu hören bekommt; aber diese Leute kommen in keine Kirche und ihre alten Gebete wissen nichts vom Czarennamen. Uebrigens hat der Russe einen sonderbaren Begriff von der kaiserlichen Familie. Ich fuhr eines Tags mit einem Iswoschtschik in Petersburg, als uns die jungen Großfürsten Nikolai und Michael Nikolajewitsch begegneten. Als sie vorüber waren, drehte sich mein Iswoschtschik vor Freude strahlend herum, und sagte: Ihr saht, Herr? Das waren unsere Nachfolger. — Es waren des Kaisers Söhne, antwortete ich, aber nicht seine Nachfolger, es ist nur ein Sohn des Kaisers, der Aelteste, welcher sein Nachfolger heißt. — Der Iswoschtschik schüttelte mißtrauisch den Kopf. „Da seht, meinte er, bei uns ist das eine andere Sache; unser Herr auf dem Dorfe hat vier Nachfolger!" —

„Still," rief ich dazwischen. „Erzählt Euch ein ander Mal. Die Leute werden mißtrauisch, wenn wir Deutsch reden. — Nun, Phoma, er-

---

als in den ersten Jahren Pauls. Dieser gewann die Liebe, Nikolai imponirte.

zähle weiter, wie fingt Ihr es an, den Kaiser zu sehen?"

„Die Sache ging uns im Kopfe herum," fuhr Phoma fort, „daß wir so gar viel Umstände machen mußten, und warten sollten, was wir doch nicht konnten, denn viel hatten wir nicht bei uns, und zu Hause gab es zu thun. Also frugen wir nach dem Hause des Kaisers, und dachten uns die Gelegenheit zu besehen, vielleicht daß es uns gelänge, vorzukommen. Und gingen wir denn um das Haus herum, und war es entsetzlich groß, und hatte viele Fenster und Thüren und Kamine, und waren Höfe darin, in denen unser ganzes Dorf Platz gehabt hätte. Es gingen und kamen viele, Officiere und Generäle, mit goldenen Treffen und Federbüschen, und langen Säbeln und hohen Stiefeln, und die Soldaten kamen hervor und präsentirten das Gewehr, und mochte es sein, daß der Kaiser unter denen war, die da kamen. Aber wie hätten wir den Muth gehabt, zu fragen, und wenn wir auch bis in den Hof marschirten, so gingen wir doch wieder still heraus. So traten wir an den Fluß, wo große, schöne Schiffe lagen, viel größer als die Boote auf unserem See, und war ein Schiff da, dicht vor dem Hause des Czaren, auf dem waren Soldaten, und standen Schildwacht, und mochte das wohl des Kaisers Schiff sein. Wir blieben da den ganzen Tag, und schauten bald den Fluß an, und die schönen Häuser, die rings herum standen, und die Boote, die fuhren, und die Schiffe; bald

sahen wir hinüber nach dem Hause des Kaisers und zählten die vielen Fenster, und dachten, hinter welchem wohl der Kaiser sein möchte, — und kein Mensch bekümmerte sich um uns. Abends gingen wir wieder nach unserem Quartier, tiefbetrübt. Als wir erzählten, was wir gemacht hätten, da lachten sie uns aus, und meinten, wir könnten lange lauern und ausschauen, bevor wir angesehen würden, und wenn wir's nicht anders anfingen, so wäre es eben so gut, daß wir wieder nach Hause zurückkehrten. Das wollten auch die Andern thun, weil sie keinen Muth hatten, aber ich dachte, es wäre doch schlimm, den weiten Weg gemacht zu haben, und nun umzukehren, weil es nicht gleich gegangen war, wie wir gehofft hatten. Und so sagte ich, ich woll' es noch einmal versuchen, und ging den Morgen in aller Frühe allein nach dem Hause des Kaisers, und stellte mich an dem Flusse auf, und hatte mir vorgenommen, den ersten von den Generälen, den ich sehen würde, zu fragen, ob er sich nicht unserer annehmen wolle. Und wie ich stand, kam einer gegangen, ein großer Mann, etwas dick, sah sehr freundlich aus, und sahe ich gleich, daß er etwas bedeute, denn die Leute grüßten ihn. Den redete ich an, und sagte: „Entschuldigt Herr, es scheint, Ihr seid einer von den Großen, könnt Ihr mir nicht sagen, wie ich es anfangen muß, um den Kaiser zu sprechen, ich habe eine Sache zu ihm." Er frug mich, was das für eine Sache wäre. So sagt' ich ihm kurz, wir wären selbdritt gekommen von Pirri-

saar, im tschudschen See, von den Starowerzen; wir gehörten Niemandem als dem Kaiser, und hätten Zusage gehabt, von Steuern und Rekruten frei zu sein; da hätten die in Riga die Insel getheilt, und gesagt, sie wäre zur Hälfte deutsch, zur Hälfte Petersburgisch, und wir wohnten auf deutscher Seite und sollten zahlen; darauf hätten die Petersburgischen den Wald genommen und wir könnten nicht leben ohne Wald. Weil nun das ein Unrecht wäre und wir seit langer Zeit die Insel besäßen, ohne daß Jemand ein Recht daran gehabt hätte, so wollten wir den Kaiser bitten, uns unser Recht zu geben. — Wie ich ihm das erzählt hatte, war er nicht gerade freundlicher geworden, und frug zuerst, warum wir es nicht mit der Religion hielten, wie alle Russen, und beteten wie auch der Czar bete. — Da ich ihm aber sagte, wir hätten auch nur Einen Gott und Einen Czaren, und diesen dienten wir, wie wir's verständen, nicht besser und nicht schlechter, da lachte er, und meinte, wir hätten Recht, wir sollten nur eifrig dienen, aus dem Herzen, so würde es uns gut gehen. Und was unseren Streit beträfe, so wolle er ein Wort d'rein reden, und er könne das, denn er sei der Czar. — Wie ich das hörte, verging mir Hören und Sehen, und fiel ich nieder, und küßte seine Füße, und wußte ich nicht, was ich redete. Er aber hieß mich aufstehen, und da merkte ich erst recht, daß es der Czar sei, denn ich mußte gleich thun, was er wollte, und war auf meinen Beinen und zitterte

gewaltig. Er sagte, ich solle nur gehen zu den Meinen, und ihnen seine Zusage bringen. Bezahlen müßten wir, das ginge nicht anders, denn dafür hätten wir Schutz und Frieden; die Gränze würde auch wohl bleiben, weil es Gesetz wäre, den See zu theilen, damit jeder fischen könne auf seiner Seite, und mit dem See müßte auch Alles getheilt werden, was drinnen läge. Aber den Wald solle man uns lassen, weil keiner ein Recht daran habe, als wir. — Damit ging er, und ich war ganz verdutzt; bis ich auf einmal sah, daß er schon eine Strecke weg war. Da lief ich hinterdrein, und rief ihm: Väterchen, Czar, entschuldigt! Aber die Brüder werden nicht glauben, daß ich mit Euch gesprochen, wenn ich nicht ein Zeichen habe! — Er blieb stehen und klopfte mir auf die Backe, und sagte freundlich: „Das ist das Zeichen! Zeig ihnen nur die Backe, so werden sie 's glauben. Und dann werden sie bald von mir hören!" — Nun war ich wieder allein, und dachte, das ist nicht viel, und meine Kameraden werden denken, ich lüge. So kam ich in unser Quartier, und wie mich die Brüder erblickten, schrieen sie mir zu: „Du hast den Czaren gesehen!" — Ich wußte nicht, was ich denken sollte, und frug sie: Woher wißt Ihr, daß ich mit ihm gesprochen habe? — Da antworteten sie: „Wir sehen es deinem Gesichte an!" — Nun ist das wahr gewesen, ich soll ausgesehen haben wie ein anderer Mensch, so glücklich, so selig, daß sie es gleich gemerkt hätten. — Es dauerte auch nicht lange,

so kam ein Officier, und frug, wo der Mann sei, mit dem der Kaiser gesprochen; der schrieb Alles auf, was ich dem Czaren gesagt hatte, und gab uns dann hundert Rubel, die uns der Czar schickte, und hieß uns nach Hause reisen. Was wir denn auch thaten, und selbigen Tags wieder aufbrachen. Unser Wirth aber meinte, ich sei ein Glückskind, und wollte kein Geld nehmen, weil es uns so gut gegangen sei. — Und wie der Czar versprochen hatte, so geschah es. Die Gränze ist geblieben, bis zu dieser Zeit. Wir zahlen unsere Steuern nach Juriew, aber über den Wald hat keiner zu sagen, und schützt er uns im Winter, und giebt uns Holz, mehr als wir brauchen, zu unseren Booten, zu unseren Häusern, und ist er der Schutz unserer Insel, den wir bewachen, als die schönste Gabe Gottes, und als zum zweiten Male geschenkt von unserem Czaren!" —

So hatte Phoma den Kaiser gesehen und gesprochen, und einen Schlag auf die Wange erhalten, der ihm der Weiheschlag für sein Leben gedünkt hatte. Der Alte fühlte sich noch heute selig durch diese Erinnerung, und wie er jetzt das Segel einzog, und zur Ruderstange griff, — denn wir nahten der Insel und das Boot konnte geschoben werden im flachen Wasser — da lächelte er noch immer still vor sich hin, und sein greises Antlitz war verklärt wie damals, als er zu seinen Kameraden zurückgekehrt war. Immer langsamer glitt das Boot über die Untiefe hin, — auf einmal saß es fest.

Ossip Iwanowitsch hob das Steuer aus, und sprang dann in's Wasser, das höchstens zwei Fuß Tiefe am Steuer hatte. Wir wollten seinem Beispiele folgen, aber er hieß uns noch eine Weile warten; nur Phoma ging auch in's Wasser, und so zogen die Beiden das erleichterte Boot ein Streckchen vorwärts. Aber wir schämten uns, die Greise sich abmühen zu lassen, während wir bequem im Boote lagen. So setzten wir über Bord, die Hunde sprangen uns nach; und obgleich die Beiden protestirten, sich sogar erboten, uns auf dem Rücken bis an's Land zu tragen, so halfen wir doch ziehen, bis plötzlich hinter einer Sandbank das Boot von neuem flott ward, und wir bis an den Gürtel in's Wasser geriethen. Das weiche Seewasser war aber gar angenehm, und es ging sich ganz herrlich neben dem Boote her, und die Hunde schwammen lustig an unserer Seite — bis das Boot wieder aufstieß, und wir es in einer Entfernung von einigen hundert Schritt vom Ufer liegen lassen mußten. Während nun unsere Schiffer das Boot befestigten, sich dann mit Segeln und Rudern und Steuer belasteten, nahmen wir Gewehre und Jagdtaschen, und zogen nach dem Strande, wo bald ein gastliches Wirthshaus uns aufnahm, und wir braten und kochen ließen von unserer Beute, so viel nur der Heerd gestattete. Natürlich hatten wir unsere Schiffer zu Gaste geladen, und sie stellten sich denn auch bald ein.

III.

Der Wirth deckte den Tisch, das heißt, er breitete ein leinenes Tuch aus, das an allen Enden zu kurz war, und nicht glatt liegen wollte, trug einen Teller mit grobem grauen Steinsalze auf, eine Schüssel voll kleiner, spannenlanger Fischchen, die so zart waren, daß sie bei der geringsten Berührung zerfielen, dann Enten und Duppeln, und stellte schließlich drei Teller hin. Unterdessen hatte Ossip Iwanowitsch still geschäftig unsere Jagdkleider genommen', nach der Küche getragen, um sie zu trocknen, und nahm jetzt nach langem Nöthigen Platz am Tische. Er wollte durchaus stehend essen, und als er sich setzte, so bediente er uns mehr, als er an sich dachte. Phoma war zutraulicher; er machte keine Umstände, und aß tüchtig darauf los, mit einem Appetit, der einem Neunzehnjährigen Ehre gemacht hätte. Dazwischen plauderte er von vergangenen Zeiten, von seinen Seefahrten, und den Winterstürmen, und den Fischfängen, und von seinen Söhnen und seinen Booten, und Gott weiß was. Ossip blieb ruhig, sah nach dem Fehlenden, kam dienstfertig unseren Wünschen zuvor, und bewahrte doch bei alle dem eine gewisse Würde.

Wir kannten Ossip schon längere Zeit, und lebten mit ihm vertraut; aber von seiner Vergangenheit wußten wir wenig. Er lebte in Dorpat. Sein Häuschen war sicherlich das erbärmlichste der ganzen Stadt. Unweit des Flusses gelegen, war

sein Hofraum von allen Seiten mit einer mannshohen Bretterwand umgeben, in der nirgends eine Lücke zu sehen war. Freilich hatten alle Bretter dort Platz gefunden, die Ossip auftreiben konnte, — alte Kahnwände, Dachsparren, Fragmente von Kisten, Stücken von Fensterläden, zerbrochene Aushängeschilder — das war in einander und nebeneinander und übereinander gefugt und genagelt, eine buntscheckige Mosaik, — aber es hielt fest. Allerdings mußte man befürchten, die ganze Wand werde einmal umsinken, so stark schien sie geneigt. Aber jedes Frühjahr brachte Ossip neue Stützen an, und baute so einen zweiten Zaun, der den ersten sicherte. Das Dach des Hauses ragte kaum über die Wand hinweg. Wenn man in den Hof trat, so schaute die Armuth aus allen Winkeln, und doch sah Alles so reinlich aus, daß es kein abschreckendes Bild darbot. Rechts, durch ein offenes Spalier erblickte man den Garten, voll Gemüse und Sträuchern, mit einer kleinen, im Sommer von Bohnen überwachsenen Laube, in deren Nähe Rosenbäumchen standen. Die festen Wege waren sorgfältig mit Flußsand bestreut. Links stand das Häuschen, halb in die Erde gesunken; das Dach hing schief, die Wände schienen auseinander weichen zu wollen; aber alles war vorsorglich zusammengeschlagen und zusammengehalten. Lauter Flickwerk von Brettern und Balken und Steinen; der Vorrath zu diesen unaufhörlich nothwendigen Ausbesserungen lag sorgfältig aufgeschichtet in einem

Winkel. Im Hintergrunde war ein Wassertümpel, auf dem gewöhnlich im Sommer junge wilde Enten, noch nicht flügge, herumspielten. Am Hause war ein Schuppen angebaut, der einem alten Weibe als Sommerwohnung diente; im Winter fand die Aermste ein Asyl im Zimmer. Durch einen Flur, in welchem Fischergeräth stand, gelangte man in ein Zimmer, in dem zunächst ein gewaltiges Himmelbett auffiel. Ein großer Ofen, ein Tisch mit Bänken umgeben, ein Schrank mit schadhaften Wachsfrüchten geschmückt, eine Lade, waren die Möbel. Alles zeigte sich sauber und glänzend von Reinlichkeit. Der Schutzgeist des Hauses schien ein hübsches, achtzehnjähriges Mädchen zu sein, das erröthend beim Eintritte eines Gastes das Zimmer zu verlassen pflegte, und schüchtern im Hausflur verweilte, bis der Besuch wieder aufbrach. Ossip hielt vor den Fremden das große Himmelbett sorgfältig verschlossen, und ward finster, wenn die Aufmerksamkeit auf das Geräusch hinter den Vorhängen gelenkt wurde. Es klang von dorther zuweilen wie ängstliches Gestöhne, wie klagende Laute; es war eine Menschenstimme, die dort jammerte, und doch waren es nicht menschliche Worte, die man hörte. Wenn das Geächze und Gewimmer zu arg ward, so bat wohl Ossip um Entschuldigung, und hielt den Gast nicht auf. Im Sommer jedoch, wenn es lustig war im Freien, dann nöthigte er in den Garten zu kommen und in der Laube Platz zu nehmen. Dann hatte er allerhand sorgende Rück-

sichten für seinen Gast, wartete mit Thee auf, ließ nicht ab, bis man rauchte, und machte ein stilles, ernstes Schwätzchen. Aus seinen Reden merkte man, daß er wohlbewandert sei in seinem Vaterlande. Seine Urtheile waren bestimmt und richtig. Das junge Mädchen kam dann nicht zum Vorschein, sondern hütete das Zimmer. Auf alle Fragen, die man an ihn über das Wesen hinter dem Bettvorhange im Zimmer richtete, erhielt man keine andere Antwort, als „entschuldigt Herr," so daß man zuletzt nicht mehr frug, sondern das Geheimniß annahm. — Ich war oft mit Ossip Iwanowitsch zu Boot gefahren, denn er besaß ein Segelboot, das zwar auch alt und geflickt war, wie sein Haus, sich aber doch treu und zuverlässig erwies. Wenn wir dann den Strom hinuntersegelten, und an den Kähnen vorbeikamen, da mußte man die Ehrfurcht der Schiffer für den Greis sehen. Sein Boot mit seinen geflickten und gestickten Segeln war so bekannt, daß man von weitem, ehe man den Mann am Steuer noch erblicken konnte, schon rief „Seid gesund, Ossip Iwanowitsch!" und mehr als einmal legten Begegnende bei, und kamen heran zu uns, und sprachen leise mit dem Alten, und er gab ihnen leise Antwort. Es klang immer wie Befehl, wenn er redete. So fuhr er hinunter, und es schien, als wäre er in seinem Gebiete, so achtungsvoll begrüßten ihn Alle. Wovon er lebte, begriffen wir nicht. Nie nahm er Geld oder Geschenke für seine und seines Bootes Dienste an, und

auch bei ihm zu Hause, wenn er dem Gaste Thee anbot, wobei nicht schlechtes Geschirr, eine Zuckerdose von Krystall und silberne Löffel zum Vorschein kamen, litt er nicht, daß man irgend eine Auslage ersetzte. Wie er von Allen gekannt war, so kannte er Alle, wußte ihre Vergangenheit; aber man merkte das nur aus kurzen Andeutungen, oft nur aus dem Blicke, wenn man von jemandem sprach. Einmal hatte ich angefangen, zu ihm über Religion zu sprechen. Er hörte lange zu, nickte zuweilen mit dem Kopfe, gab aber keine Antwort. „Nun, was denkt Ihr denn, Ossip Iwanowitsch," rief ich endlich, „so sprecht doch! Kommen die Seelen nach dem Tode in den Himmel, oder werden sie erst aufgehalten im „Mytarstwo," dem Reinigungsreiche, wie die Kirche lehrt?" —

„Herr," antwortete er ruhig, „wenn ich das wüßte, so wäre ich ein großer Weiser, und würde dann auch so klug sein, es niemand zu sagen. Unser Erlöser, es kann sein, daß er es gewußt hat, und hat es doch verschwiegen. Es soll der Mensch nicht wissen, was nach dem Tode ist; sonst hätte es Gott durch seinen Sohn offenbaren lassen. Niemand wäre seines Lebens froh, wenn er das „Wie" wüßte, was darauf folgt; denn entweder wäre ihm jeder Tag durch die Furcht vergiftet, weil das andre Leben Schrecken verhieße; oder das Erdendasein ekelte ihn an, weil das Jenseits besser ist. Weil wir denn aber unsere Zeit hier leben müssen, so ist uns der Tod zum Geheimnisse gesetzt, und uns nur geoffen-

bart, daß wir nicht aufhören zu sein, wenn wir die Augen schließen. Die Popen haben das nicht verstanden, und streiten sich herum über den Zustand der Seele nach dem Tode — ich höre die Afterweisheit, nnd schweige, wie zu vielen anderen Thorheiten, mit denen die Müssiggänger sich die Zeit vertreiben."

Nach einer solchen Erklärung verging mir die Lust, von Religion mit ihm zu sprechen. Aber ein andermal, als jemand den Teufel anrief in seiner Gegenwart, schüttelte er den Kopf und sagte: „Wenn du Hülfe brauchst, so hilf dir selber, oder verlange Hülfe von den Menschen. Anders woher erwarte keinen Beistand!" — „Nun, Ossip Iwanowitsch," sagte ich, in der Hoffnung ihn zum Reden zu bringen, „es ist doch auch gut, die heiligen Fürbitter um ihren Beistand anzurufen."

Er sah mich eine Weile an, und erwiderte dann: „Ich weiß, Herr, daß Ihr scherzet, denn Ihr könnt nicht so Unvernünftiges denken. Das ist aber Unrecht über solche Dinge zu scherzen, die manchen Schwachen stärken mögen, weil sie seine Einbildung kräftigen. Denn die Einbildung ist eine hochwichtige Sache im Menschen, und vermag seine schlummernden Kräfte zu wecken. Wozu mancher sich nicht getraut, wenn er dumpf vor sich hinbrütet, die Augen nicht aufzuschlagen wagt, dazu gewinnt er Muth, wenn er das Beispiel anderer ansieht, und das Herz erfüllt mit dem Leben seiner Nebenmenschen. Nun halten Schwache und Unmündige

auch das Eingebildete für wahr, und stärken damit ihren Muth, der im Grunde genommen doch nur von innen heraus kömmt, während sie wähnen, er sei ihnen von außen hinein geflogen. Denen muß man durch Spott die Sache nicht verderben, denn sie können einmal nicht anders, als Aberglauben haben."

Das war nun wieder so nüchtern vorgebracht worden, daß ich kein Wort mehr sagen wollte, und das Gespräch abbrach. —

Wir kehren in unser Zimmer zurück, wo wir trefflich aufgeräumt haben und jetzt nach einem Labetrunke umschauen. Ossip ist hinausgegangen, um den Biervorrath des Wirthes zu untersuchen. „Er ist hier gut bekannt," bemerkte ich zu Phoma in der Abwesenheit des würdigen Greises.

„Warum sollte er nicht, Herr?" sagte dieser. „Ossip ist ja lange Zeit Wirth in diesem Hause gewesen."

„Ossip war Gastwirth auf Pirrisaar?" rief ich erstaunt.

„Versteht sich," meinte Phoma, „er hat hier gewirthschaftet, bis seiner Frau das Unglück passirte."

„Seiner Frau? Welches Unglück?" frug ich. „Erzählt, was war das?"

„O, Herr, dazu ist jetzt keine Zeit. Ossip mag nicht davon sprechen hören; aber wenn er weggehen sollte — und er wird gehen — so will ich's Euch erzählen."

Ossip trat wieder ein, und brachte eine Ladung Flaschen mit. An Gläsern war kein Ueberfluß da; aber wir halfen uns, so gut es ging, und nöthigten auch die beiden Schiffer zum Mittrinken. Ossip schlug es uns ab, und nachdem er noch einmal sich umgesehen hatte, ob Alles in Ordnung sei, zeigte er uns an, daß er eine Sache im Dorfe habe, und noch ausgehen werde.

Wir waren froh, daß er ging, denn die Worte Phoma's hatten uns neugierig gemacht.

„Ich wußte, daß er nicht bleiben würde," sagte Phoma, nachdem Ossip das Zimmer verlassen hatte. „Sie haben mit ihm zu reden. Ohne seinen Willen baut keiner, handelt keiner, mag keiner ein Geschäft unternehmen. Er ist jetzt der Aelteste von uns, und wenn er auch schon lange in Juriew wohnt, so gilt er doch für Alle ebensoviel, als wenn er noch hier wäre."

„Aber was ist seiner Frau begegnet?" frugen wir, begierig etwas Näheres über Ossip's Vergangenheit zu hören.

IV.

„Seht," hub Phoma an, und setzte sich zur Erzählung zurecht, „das ist ein eigen Ding. Das kann so keiner recht begreifen, der nicht weiß, wie's bei uns zugeht. Die Popen sagen von uns, wir hielten keine Sacramente, und lebten als Heiden.

Aber das ist eine schmähliche Lüge. Von ihnen lassen wir freilich unsere Kinder nicht taufen, und unsere Ehen nicht einsegnen; denn sie sind abgefallen vom alten, echten Glauben. Aber unsere Alten verstehen's besser als die Popen, und haben die rechte Weise behalten, wie es gewesen, seit das Kreuz auf Russischer Erde aufgerichtet ist. Wenn wir auch keine Kirchen haben und unsere Alten nicht in bunten Kleidern gehen, so sind unsere Kinder in ordentlicher Weise in den Bund aufgenommen, und unsere Ehen gültig vor Gott und der Gemeinde. Das sage ich nur, damit Ihr die Sünde begreift, die Ossip's Weib begangen hat."

„Ossip hatte das Haus, in dem wir hier sitzen, von seinem Vater als ältester Sohn geerbt, und war ein rüstiger, hartschaffender Mann, der seiner Wirthschaft gut vorstand. Er hatte einen großen Kahn, mit dem fuhr er selber hinauf nach Juriew, hinüber nach Pskow, und kaufte und verkaufte Holz; und einen zweiten Kahn, den vermiethete er, und verdiente ein schönes Geld. Unterdessen sah sein Bruder, der um einige Jahre jünger war, nach dem Hause und lebte bequem auf der Insel; war auch oft wochenlang der einzige junge Mann im Dorfe, denn im Sommer bleiben nur die Alten und die Weiber zu Hause. Und gefiel ihm das Leben gar wohl, und wenn im Winter Ossip zu Hause war, so trieb sich der Junge umher, und war in den Dörfern am Strande ein lustiger Gast, tanzte auf allen Festen und dachte, das Leben wäre nur ein

einziger Feiertag. Wir sagten wohl Ossipen, daß er seinen Bruder mitnehmen sollte, und ihn strenger halten; aber Ossip meinte, es müßte im Sommer einer sein, der die Gäste bediene, wenn welche kämen, und der den Kram verkaufte, denn sie hatten auch einen Kram dabei; im Winter aber gönne er dem Jungen das Vergnügen, die Welt zu sehen, von der er im Sommer nichts erblickte. — Nun traf es sich, daß Ossip einen Kameraden hatte, mit dem er oft zusammen verkehrte, auf dem Flusse, oder sonstwo, und der in Tschornaja Derewnje (Schwarzdorf) wohnte und eine mannbare Tochter hatte. Die beiden Schiffer lagen eines Tages auf dem Flusse fest, weil kein Wind war, und wie sie von allerhand redeten, frug der Kamerad, ob Ossip nicht seine Tochter heirathen wollte. Nun mochte Ossip wohl zuweilen an's Heirathen gedacht haben; weil er aber im Sommer immer auf Reisen war, und im Winter vollauf zu Hause als Traktir zu thun hatte, so hatte ihm die Zeit gefehlt, sich nach einem Weibe umzuschauen. Da es sich aber jetzt gut traf, und Ossip nichts dawider hatte, mit dem Manne verschwägert zu sein, so sagte er, er wolle kommen, und wenn ihm das Mädchen gefiele, und sie nichts dawider hätte, so könnte man die Sache richtig machen. Wie sie nun zurückkamen von Juriew, wo sie das Holz gut verkauft hatten, da ließen sie die Kähne im Flusse liegen, und fuhren auf Booten hinauf nach Schwarzdorf. Das Mädchen sagte Ossip zu, und ehe er sich versah, hatte er

eine Frau, ohne daß die auf der Insel davon wußten. Nach der Hochzeit fuhr der Schwiegervater mit Ossip zu den Kähnen zurück, dann gingen sie nach Pskow und handthierten, als ob nichts gewesen wäre, und erst als der Herbst kam, brachten sie die junge Frau nach der Insel. Nun war Ossips Bruder, Wassil hieß der Taugenichts, nicht wenig verwundert, als er eine Schwägerin hatte, und fand es sich, daß er sie schon früher gekannt hatte, und auch vielleicht ein Auge auf sie gehabt haben mochte; denn er stellte allen Mädchen nach, und sagte man von ihm, daß er ihnen die Zeit wohl zu vertreiben verstände. Ließ sich aber nichts merken, war höflich gegen die Schwägerin, die ihn gut behandelte, und bald gern mit ihm schwatzte, weil er nicht so ernsthaft war und so gesetzt wie Ossip, den Niemand hat in seinem Leben lachen sehen. War wohl ein schöner Mann, der Ossip, so schlank wie die schlankste Birke im Walde, voll Kraft, daß er in jedem Sturm das Steuer fest führte; aber gar zu still, und zu früh klug, so daß man ihn auch bei Allem zu Rathe zog, weil er ohne viele Worte zu machen das Rechte traf. Nur mochte der Wassil, der immer ein neckisches Wort hatte, tanzte und sprang, besser zu einem Weibe passen, als Ossip, der jedes Wort überlegte, ehe er es aussprach, dann aber auch so bestimmt redete, daß man nicht widersprechen konnte, was doch die Weiber lieben. Der Winter ging vorbei, und als das Eis weg war, und die Kähne wieder hinaus konnten in die lustige See, da dachten Alle,

Ossip werde jetzt seinen Bruder hinausschicken und beim Weibe bleiben, oder den Wassil mitnehmen, weil das Weib den Kram besorgen konnte. Aber Ossip fuhr wieder, und ließ den Bruder zurück, denn das Weib hatte erklärt, es verstehe nicht mit den Gästen umzugehen, noch zu verkaufen. So wirthschafteten die Beiden und Mancher schüttelte den Kopf und meinte, das habe doch der kluge Ossip nicht richtig angefangen, und dauerte es nicht lange, so wußten Alle, nur Ossip nicht, daß sein Weib ihm untreu sei, und mit ihrem Schwager gemeinschaftliche Sache machte. Doch traute Niemand sich, es Ossip zu sagen. Darum, weil es Niemanden was angeht, was in fremden Nestern passirt, und man auch nicht wußte, was Ossip darüber denken könnte. Als nun der Winter wieder kam, und Ossip nach Hause zurückkehrte, hörte freilich die Vertraulichkeit auf; aber das mochte Wassil ungern ertragen, und das Weib war auch darüber mürrisch, und weil sie sich Zwang auflegen mußten, so machten sie sich das Leben bitter. Wassil, der oft wegfuhr, der kriegte wohl im Stillen manche Vorwürfe von dem Weibe, und sie mag manchmal damals gedacht haben, daß es am besten sei, mit dem Liebsten auf und davon zu gehen. Weil aber doch im Sommer die Freiheit wieder kommen sollte, so ertrugen sie's, und harrten aus. Aber der Sommer kam, und die Sachen änderten sich. Ossip verlangte von seinem Bruder, er solle den zweiten Kahn nehmen, und anfangen, Handel zu treiben; denn das

Weib sei jetzt an den Kram gewöhnt, und es stände dem jungen Manne nicht länger zu, faul zu liegen. Sie hätten den Gewinnst getheilt bis dahin, nun müßten sie auch die Arbeit theilen. — Dawider ließ sich nun nichts sagen, Wassil mußte fort, und fuhren sie nach Pskow, um Ladung zu nehmen, fuhren auch zusammen von dort zurück; aber unterwegs kam Wassil seinem Bruder zuvor, weil sein Kahn leichter ging, und kam eher in den Fluß, als der andere, größere Kahn. Aber im Flusse fand Ossip den Kahn seines Bruders, und mußte selber liegen bleiben, weil der Wind conträr war. Nun geht Ossip hinüber auf den zweiten Kahn, um mit dem Bruder zu rathen; aber er findet ihn nicht, und hört, daß er mit dem Boote nach der Insel gefahren ist. Es war gegen Abend. Ossip ist ärgerlich, und denkt, was hat er auf der Insel zu suchen? Er nimmt sein Boot, und fährt hinterdrein. Als er auf der Insel ankam, war es Nacht geworden; Alle schliefen, aber das Haus stand offen, denn bei uns sind die Thüren nicht verschlossen. Die Magd erwachte wohl, als der Herr in das Haus trat, aber sie machte keinen Lärm, und hielt ihn nicht zurück. — So öffnet der Arme die Thüre zum Schlafzimmer seiner Frau, und — nun, Ihr könnt Euch denken, Herr, was er dort fand. Es zeigte sich denn, daß er nicht der Mann war, der seine Schande geduldig trug. Noch in derselben Nacht trieb er das Weib mit ihrem Buhlen aus dem Hause, und that einen Schwur, daß er nie

gestatten würde, daß sie die Insel wieder beträten. Sonst war er still; er wüthete nicht, er ras'te nicht, er verschluckte seinen Kummer, und faßte seine Entschlüsse, an denen dann kein Mensch etwas ändern konnte. Er machte die Theilung seiner ganzen Habe in drei Theile, einen für sich, einen für den Bruder, einen für das Weib. Dann setzte er einstweilen ein altes Weib in das Haus, die nach dem Rechten sähe, und fuhr hinüber nach seinem Kahne, damit der nach Juriew führe, und die Ladung abgäbe. Von den Bootsknechten hörte er, daß sein Bruder mit dem Weibe angekommen sei, und sie weiter hinaufgegangen seien. Er dachte nicht, daß das Weib bei dem Buhlen bleiben könnte, und fuhr zu seinem Schwieger nach Schwarzdorf, und zeigte ihm an, was geschehen sei, und bat ihn die Tochter zurückzunehmen, und ihr das Geld einzuhändigen, wovon sie leben könnte, ohne dem Vater zur Last zu fallen. Auch wolle er mehr geben, wenn es nicht ausreiche, denn sie sei einmal sein angetrautes Weib, und was Gott zusammengefügt, das könne der Mensch nicht scheiden. — Aber der Schwieger wollte nichts hören von seiner Tochter, weil sie lüderlich geworden sei; er schalt obendrein auf den Ossip, daß er nicht besser auf sein Weib geachtet habe, und dem Buben nicht die Gelegenheit verdorben. Geld und Gut wies er zurück, denn nimmermehr sollte die Person über seine Schwelle kommen. — So schieden sie, zwar nicht erzürnt, denn der Alte hat auf Ossip große Stücke gehalten, bis er starb;

aber doch unzufrieden mit einander. Ossip ging nach Juriew, und dachte an das, was nun zu thun sei. Aber was er in der Stadt hörte, das war der härteste Schlag. Sein Bruder war angekommen und mit dem Weibe zum Popen gegangen, und Beide, die doch getaufte Christen waren, hatten sich noch einmal nach neuer Art taufen lassen. Der Pope hatte ihnen gesagt, die Ehe des Weibes mit Ossip sei nicht gültig, und sie könne zum Manne nehmen, wen sie wolle; und hatte sie dem Wassil nach seiner Weise angetraut. Und hatte das Weib die Gottlosigkeit begangen, zwei Männer zu haben; denn was auch der Pope sagte, sie wußte es besser, denn sie war im alten Glauben erzogen, und Ossip war ihr Mann vor Gott und den Menschen. — Und noch nicht genug. Der Bruder ließ durch die Richter sein Erbtheil herausfordern; und obgleich Ossip gutwillig hatte geben wollen, was den Andern zukam, so wollte er doch nicht vom Hause lassen, was ihm als dem Aelteren allein zukam, und mochte auch nicht, daß sich Fremde hineinmischten in Dinge, die nicht ihres Amtes waren. Aber Wassil, der schlechte Kerl, der dem Teufel anheimgefallen war, als er seinem alten ererbten Glauben untreu geworden war, — der ließ nicht nach, und fing einen Proceß an, und wollte, daß Alles aufgeschrieben und abgeschätzt würde, was doch nie bei uns der Brauch gewesen war. Da kam es denn schlimm. Die Richter waren auf Seite dessen, der seinen Glauben abgeschworen hatte, und hörten nicht auf

unsere Leute, die hingingen und aussagten, und bezeugen konnten, daß bei uns immer dem Aeltesten das Haus gehört, und auch, daß Ossip allein gearbeitet und handthiert hatte, und daß der Verdienst ihm zukäme und nicht dem Jüngeren, Faulen. Aber weil unsere Leute nicht vor dem Popen schwören wollten, — und Ossip hatte ihnen gesagt, daß keiner die schwere Sünde um seines zeitlichen Vortheils willen auf sich nehmen möchte, so ward gegen Ossip entschieden. Der Arme mußte schweres Geld zahlen, dafür, daß sie ihm zuletzt Unrecht gaben. Sein Haus und Hof ward verkauft, ein anderer Wirth setzte sich ein, und Ossip behielt nichts als seinen Kahn, und seinen gesunden, frischen Muth. Der verließ ihn nicht. Als armer Mann ging er so stolz einher, wie zuvor als Reicher, und ward nicht minder geachtet, denn damals, als er die Truhe voll Rubel hatte; ja noch mehr ehrten sie ihn, weil er sich bewährt hatte, und durch seine Standhaftigkeit und Würde vor den Leuten in der Stadt unseren alten Glauben verherrlicht hatte. Jetzt handthierte er fort, wie ein echter Schiffer, und da er die Wirthschaft nicht mehr auf sich hatte, so trieb er sich um so länger herum. Wenn er sonst wohl mit dem ersten Sturme nach Hause gekommen war, so war er jetzt der Letzte auf See und Fluß, so wie er der Erste war, der auffegelte, sobald der Wind das Eis hinauf getrieben hatte nach den Dörfern an der Küste. Und war es nicht Geiz und Habsucht, sondern Lust an der See, und Behagen an den

Stürmen; denn Alle sagten, wenn es so recht wettere und brause, und die Wellen über den Kahn glitten, und die Furchtsamen sich verkröchen, dann sei Ossip erst recht auf dem Platze, und lasse sein langes Haar fliegen im Winde, und steure mit fester Hand, als wolle er sehen, wer stärker sei, das Unwetter oder sein Muth. — Es konnte denn nicht ausbleiben, sein Gut gedieh, seine Habe mehrte sich; bald baute er das schöne Haus dort drüben, wo jetzt die Kauffrau wohnt, und lebte in Ehren und Ansehen unter uns, als einer, der die Prüfung des Lebens bestanden hatte.

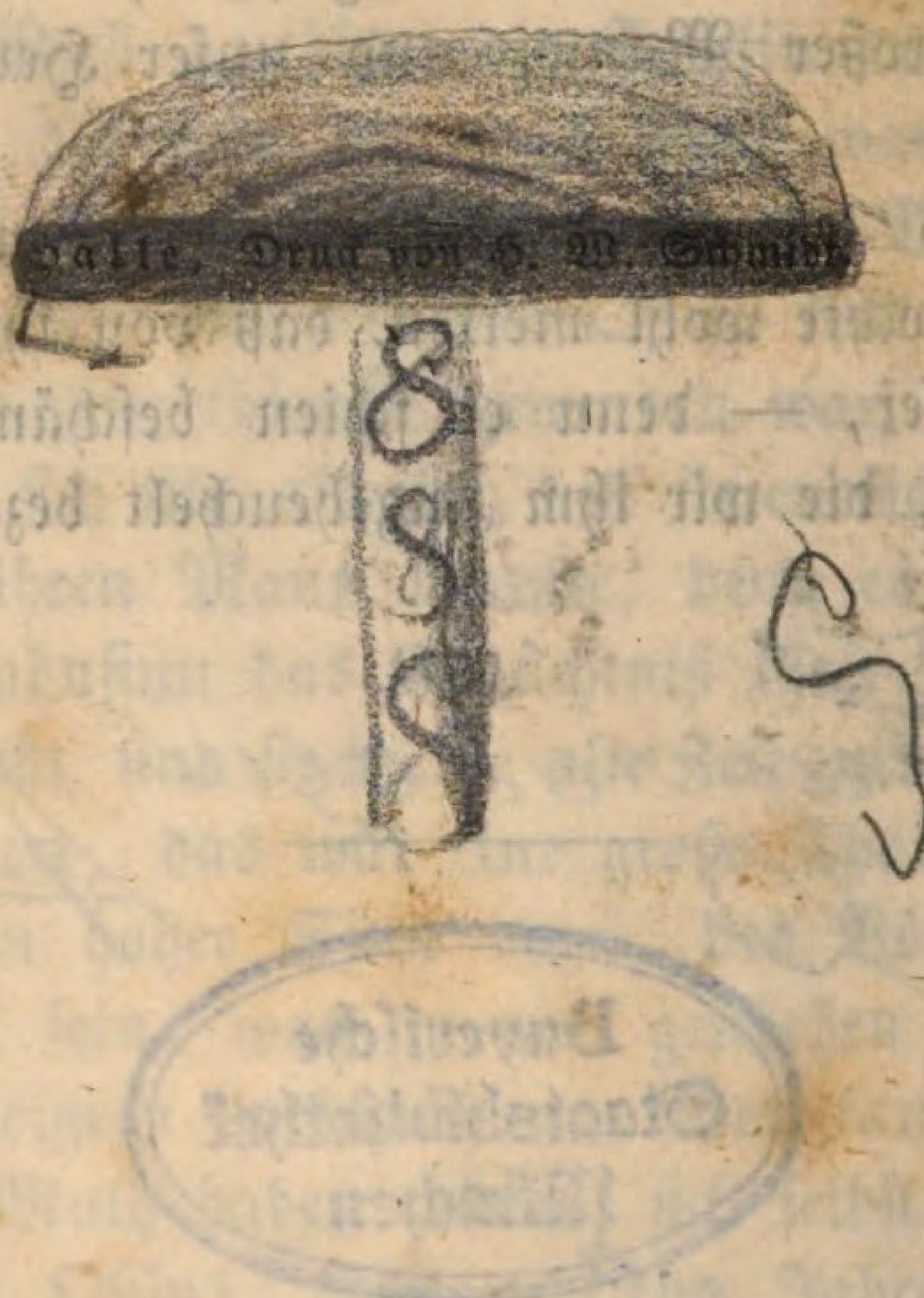
Unterdessen hatte Wassil keinen Segen gehabt von dem erschlichenen Gute, noch von seinem entführten Kebsweibe. Er hatte sich ein Haus gekauft in Juriew, und hatte auch als Schiffer handeln wollen. Aber Niemand wollte mit ihm zu thun haben, und er mußte seine Ladungen um ein Spottgeld verkaufen. So gab er es auf, legte einen Traktir an, wozu er freilich besser paßte. Das ging eine Weile; aber die Frau war lüderlich, und die Tochter, die sie hatte, schlug nach der Mutter, und ward auch lüderlich, als sie herangewachsen war. Sie bekam ein Kind, ohne daß man wußte, wer der Vater sei, und lief davon, um nie wieder zu kommen, indem sie den Eltern die Last des kleinen Kindes zurückließ. Dabei war Wassil in Schulden gerathen, und eines Tages verkauften sie ihm sein Häuschen, und er war ein Bettler. Ossip, der immer von seinem Bruder gehört hatte, unterstützte

ihn nun wohl, ohne daß Einer es merkte, aber Wassil und sein Weib erkrankten, und jener starb. So blieb das Weib allein, und es hieß, sie habe eine schreckliche Krankheit. Ossip fuhr nach der Stadt, und besuchte sie, aber sie kannte ihn nicht. Das kleine Kind war bei ihr, und kam fast um in Schmutz und Elend. Da hatte der Mann Erbarmen, und dachte, dies kranke Weib ist dir angetraut vor Gott, und du darfst sie nicht verlassen. Aber weil er den Schwur geleistet hatte, daß sie die Insel nicht wieder betreten sollte, so entschloß er sich schnell, kaufte ein Häuschen in der Stadt, brachte das kranke Weib dorthin, die Enkelin dazu, und pflegte sie. Und siehe da, das Weib ward gesund — aber es hatte den Verstand verloren. Das ward denn eine schwere Aufgabe für Ossip, das Weib zu warten, das ganz thierisch geworden war, und niemanden um sich litt, als ihn, den sie endlich erkannt hatte, und ihren Mann nannte, denn es war als habe der Wahnsinn das Gedächtniß ihrer Missethaten ausgelöscht, und sie in die alte Zeit zurückgeführt. — Seht, Herr, das war eine große That. Denn es gehört ein hoher Sinn dazu, des Bösen nicht eingedenk zu sein, was an uns geschehen ist, und unsern Beleidigern wohlzuthun. Wer kann sagen, daß er den Muth haben würde, sich selbst zu überwinden, wie Ossip! Seit achtzehn Jahren wohnt er jetzt in der Stadt; seit achtzehn Jahren hat er sein Geschäft aufgegeben, pflegt sein Weib, das regungslos hinter dem großen Vorhange in der

Stube liegt, scheinbar gesund, aber ohne das göttliche Licht, das in dem Menschen leuchtet. Erst seit einigen Jahren, seit das Mädchen herangewachsen ist, und die Ahne bewachen kann, darf Ossip zuweilen von Hause gehen, und kann wieder hinaus fahren auf Fluß und See; doch handelt er nicht mehr, sondern fährt zu seiner Lust. Er braucht wenig, und hat mehr als er braucht. Freilich sein Haus sieht elend und erbärmlich aus; aber er will es weder verkaufen noch umbauen, weil das Weib darinnen liegt. Und wohnlich ist es ja, und wißt, Herr, wir sehen es an, wie ein Königshaus, — denn Ossip ist ein großer Mann, und unser Herr und Gebieter!" —

Ossip trat ein. Wir reichten ihm die Hand, und er mochte wohl merken, daß von ihm die Rede gewesen sei, — denn er schien beschämt über die Ehrfurcht, die wir ihm ungeheuchelt bezeugten....

Bayerische Staatsbibliothek München



Halle, Druck von H. W. Schmidt.

Bayerische Staatsbibliothek München

66.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wendt, Richard

Jarolasch Episoden aus dem Leben in Rußland

Bd.: 2

Hamburg (1858)

P.o.germ. 1919 r-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10126234-1